



universität  
wien

# Diplomarbeit

Titel der Arbeit

## Im ‚Stimmenwirrwarr‘ von Krankheits- und Normalitätsdiskursen

Eine Dekonstruktion narrativer Selbstdarstellungen von Menschen, die  
Stimmen hören

Verfasserin

Daniela Pertl

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im März 2012

Studienkennzahl: 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuer: Uni-Prof. Dr. Thomas Slunecko

## Danksagung

Diese Arbeit hätte nicht ohne die Unterstützung, die kritischen Rückmeldungen und ‚Inputs‘ einiger Menschen entstehen können.

Mein besonderer Dank gilt zunächst Prof. Thomas Slunecko für die Ermöglichung dieser Arbeit und dafür, dass sich mir durch seine Seminare ein Raum zur kritischen Reflexion wissenschaftlichen Wissens jenseits des hegemonialen Studienangebots auf der psychologischen Fakultät erschloss. Durch das Forschungspraktikum, welches von ihm und Julia Riegler abgehalten wurde, kam ich auch zum ersten Mal mit der Arbeitsweise qualitativer Forschungsmethoden in Berührung. Ferner danke ich ihm für seine raschen und konstruktiven Rückmeldungen.

Julia Riegler danke ich dafür, dass sie mein Projekt während des Forschungspraktikums von Anfang an begleitete, indem sie jederzeit für Fragen zur Verfügung stand, mich ermutigte und weiterhalf. Ohne diese nicht selbstverständlichen Hilfestellungen hätte mich womöglich mein Mut hinsichtlich der Einarbeitung in die qualitative Forschungsmethodik verlassen. Des Weiteren danke ich ihr und Nora Ruck für die Einbringung feministischer Texte als Diskussionsgrundlage in ihrem Seminar, was mich für eine feministische Perspektiveneinnahme sensibilisierte. Ohne die daran anschließende tiefgreifende Auseinandersetzung mit feministischen Theorien, hätte mir die für diese Diplomarbeit wesentliche dekonstruktivistische Perspektiveneinstellung gefehlt.

Katrin Oberdorfer danke ich für die zahlreichen anregenden Diskussionen, die mich an meine eigenen Grenzen brachten und dadurch meinen Blick schärften. Ferner danke ich ihr für die kritische Lektüre meiner Texte und wertvolle Rückmeldungen. Durch die fruchtbaren gemeinsamen Auseinandersetzungen in unserer Studiumabschlussphase wurde mir die Bedeutung und Sinnhaftigkeit einer kollektivistischen Arbeitsweise bewusst, durch welche diese Arbeit wesentlich profitierte. Stefanie Girstmair sei für das Lesen des ersten Teils meines Empirieteils und interessante Literaturhinweise gedankt. Benedikt Kortüm danke ich für das Korrekturlesen meiner gesamten Arbeit und dafür, dass er nicht aufgehört hat an mich und meine Diplomarbeit zu glauben.

Mein besonderer Dank gilt meinen Eltern, zum einen für ihre (finanzielle) Unterstützung während meines Studiums, und zum anderen für ihr bedingungsloses Vertrauen und ihren Glauben an mich.

Ein herzliches Dankeschön geht an alle meine InterviewpartnerInnen, auch jenen, deren Interviewtexte ich aus zeitlichen Gründen leider nicht für eine Analyse in diese Arbeit mit aufnehmen konnte. Insbesondere danke ich ihnen dafür, dass sie mir Einblick in ihre Lebensgeschichten und Lebensrealitäten gaben, was meinen Blick für Unterdrückungs- und Diskriminierungsverhältnisse schärfte und schließlich dazu führte, dass ich mein eigenes situiertes Wissen und meine privilegierte Positionierung in Frage stellte.

## INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung.....	5
TEIL 1: Erkenntnisinteresse und diskursives Forschungsfeld .....	8
1. Forschungsprozess und Erkenntnisinteresse .....	8
1.1 Ein nie stattgefundenes Interview .....	9
1.2 Zuspitzung des Erkenntnisinteresses .....	13
1.3 Methodologisch-methodische Umsetzung .....	18
2. Stimmenhören im Diskurs .....	24
2.1 Hegemonialer Diskurs zum Stimmenhören.....	26
2.2 Alternative Sichtweise: Gegendiskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ .....	32
TEIL 2: Theoretisch-methodologischer Rahmen: Diskurs, Subjekt und Biographie .....	39
3. Foucaults Diskurstheorie: Diskurs, Macht und Wahrheit .....	41
3.1 Zum Diskursbegriff .....	42
3.2 Diskurs, Macht und Wissen .....	44
3.3 Wahrheit und Geständnistheorie .....	46
4. Diskurs und Subjekt.....	49
4.1 Die Paradoxie der Subjectivation .....	51
4.2 Judith Butler: Anrufung eines intelligiblen Subjekts .....	53
4.3 Judith Butler: Intelligible und verworfene Subjektpositionen .....	55
4.4 Judith Butler: Performative Hervorbringung von Subjekten.....	58
4.5 Widerstand? Performativität und die Relevanz von Strukturverhältnissen .....	61
4.6 Stuart Hall: Artikulationen und Identitätskonstruktionen .....	65
4.7 Zwischenresümee: Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht .....	70
5. Diskurs, Subjekt und Biographie.....	73
5.1 Kritisch-reflexive Biographieforschung .....	74
5.1.1 Biographieanalytische Grundlagen .....	75
5.1.2 Doing Biography - Performativität, Diskurs und Biographie .....	77
5.1.3 Biographie, Diskurs und Normalität .....	81
5.1.4 Biographien als situierte Wissensobjekte .....	85
5.2 Artikulationen: Narrative Identitäts- und Verortungsarbeit .....	89
TEIL 3: Methode .....	93
6. Forschungsmethoden und Sampling.....	93
6.1 Erhebungsmethode: Das narrative biographische Interview.....	93
6.2 Transkription und Anonymisierung.....	95
6.3 Methodeninventar: Dekonstruktion biographisch-narrativer Selbstdarstellungen .....	96

6.3.1 Grobstrukturelle Analyse.....	97
6.3.2 Feinanalyse.....	98
6.4    Forschungssetting und Sampling.....	102
Teil 4: Empirie – Die Dekonstruktion von zwei narrativen Selbstdarstellungen .....	104
7.    HELENE VENUS .....	104
7.1    Beschreibung des Kontaktaufbaus .....	105
7.2    Beschreibung des Interviewablaufs .....	110
7.3    Formale und grobstrukturelle Analyse.....	111
7.3.1 Formale Analyse: Segmentierung .....	112
7.3.2 Grobstrukturelle Analyse: Erzähllinie, Textsorten und der Zeitaspekt .....	113
7.4    Feinanalyse: Positionierungen, Diskurse und Strukturverhältnisse.....	116
7.4.1 Schlechte, protektierte Schülerin und Berufstätige: Ehe, Hausfrau-sein als Ausstieg.....	117
7.4.2 Expertin der eigenen Lebensgeschichte: Vergangenes nichtwissendes Selbst versus gegenwärtiges wissendes Selbst .....	120
7.4.3 Das transformierte ‚therapierte‘ Selbst .....	129
7.4.4 Die inszenatorische-therapeutische Erzählung und Empowermentprozesse.....	140
7.4.5 Flexibilisierte Verortung – Investieren in die Identität als StimmenhörerIn.....	142
7.4.6 Ambivalenzen: eigenes lokales Wissen versus hegemoniale Wissenssysteme .....	151
7.4.7 Widerstand gegen hegemoniale Praktiken und die Relevanz von Strukturverhältnissen .	155
7.4.8 Fremdpositionierung der Interviewerin: Stimmenhören und/oder ‚Schizophrenie‘? .....	163
7.5    Zusammenfassung.....	168
8.    FABIANUS STAR .....	170
8.1    Beschreibung des Kontaktaufbaus .....	170
8.2    Beschreibung des Interviewablaufs .....	171
8.3    Formale und grobstrukturelle Analyse.....	173
8.3.1 Formale Analyse: Segmentierung .....	173
8.3.2 Grobstrukturelle Analyse: Erzähllinie, Textsorten und der Zeitaspekt .....	174
8.4    Feinanalyse: Positionierungen, Diskurse und Strukturverhältnisse.....	177
8.4.1 Feinanalyse der Haupterzählung.....	178
8.4.2 Stimmenwelt und ‚lokales‘ leibliches Wissen.....	183
8.4.3 ‚Nichts‘ versus ‚eine Arbeit haben‘.....	188
8.4.4 Das Scheitern des öffentlich medial-inszenatorischen Selbst.....	193
8.5    Zusammenfassung.....	197
9.    Schlussbetrachtungen .....	199
Literaturverzeichnis.....	206
Anhang .....	216
Transkriptionszeichen .....	216
Abstract .....	217

## Einleitung

*Hören Sie Stimmen?* Wer diese Frage zu hören bekommt, weiß in der Regel: Die Lage ist ernst. Und er wird wissen, wie die einzig ungefährliche Antwort lautet: Nein. Ich bin doch nicht verrückt. (Stratenwerth & Bock 1998, S. 7).

Stimmenhören ist ein Phänomen, welches in westlichen Gesellschaften vor allem mit psychiatrischen Krankheiten in Verbindung gebracht wird, allen voran mit Pathologien aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘. In der Gesellschaft werden Stimmenhören und ‚Schizophrenie‘ primär mit ‚Gefährlichkeit‘, ‚Unberechenbarkeit‘ und ‚Verrücktheit‘ assoziiert (vgl. Hoffmann-Richter 2000; Leudar & Thomas 2000). Diese Arbeit wird nun diejenigen enttäuschen, die erwarten, ‚Wahrheiten‘ oder ‚wahre‘ Erklärungstheorien zum Stimmenhören vorzufinden. Denn ich habe mir hier ein anderes Ziel gesetzt: genau jene (hegemonialen) Macht-Wissens-Systeme zum Stimmenhören kritisch zu hinterfragen, und mich vordergründig auf die subjektkonstituierenden Wirkungen dieser Diskurse zu konzentrieren.

Im Zuge eines sehr positivistisch ausgerichteten Psychologiestudiums, wie ich es absolvierte, wird man/frau überhäuft mit Lehrbüchern zu solchen ‚objektiven Wahrheiten‘, z.B. zum Wissensgegenstand ‚Schizophrenie‘. Weniger gefragt ist eine kritische, wissenschaftstheoretische oder kulturpsychologische Betrachtung und Einbettung von (psychologischen) Wissenssystemen, weshalb es StudentInnen in dem meisten Fällen auch gar nicht in Betracht ziehen, die vermittelten Inhalte auf ihre diskursiven Herstellungsbedingungen hin zu hinterfragen. Die Seminare von Prof. Thomas Slunecko, Julia Riegler, Nora Ruck und Stefan Hampl an der psychologischen Fakultät stellten die wenigen Ausnahmen dar, die mich für eine kritische Betrachtung dieser hegemonialen Macht-Wissens-Systeme sensibilisierten. Gerade der Wissenschaftsbetrieb und allen voran die Psychologie war von jeher daran beteiligt zu definieren, was als normales und anormales Verhalten und Erleben gelte. Dieser symbolischen Macht der Wissenschaften werden sich StudentInnen jedoch nur selten bewusst.

Durch ein Praktikum und die daran anschließende Anstellung in einer berufsrehabilitativen Einrichtung für sogenannte ‚psychisch kranke Menschen‘ kam ich nun mit Menschen in Berührung, die von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden. Im Zuge dieser Begegnungen begann ich die mir im Studium vermittelten, essentialisierenden Diagnosesysteme und ihre konstituierenden Wirkungen kritisch zu hinterfragen. Diesen hegemonialen Macht-Wissens-Systemen wurden dadurch ‚Risse‘ beigefügt. Ich lernte die Lebensrealitäten von pathologisierten Menschen und ihre Geschichten kennen. Die für diese Menschen aufgrund der Pathologisierung resultierenden strukturellen und gesellschaftlichen Konsequenzen wurden mir immer mehr bewusst. Darüber

hinaus wurde mein Blick für die Wahrnehmung der vorherrschenden hierarchisierten Machtverhältnisse in diesen ‚Betreuungskontexten‘ geschärft. Ich begann also sukzessive mein ‚situiertes Wissen‘ und meine Praktiken zu hinterfragen. Die Wirkmächtigkeit von hegemonialen Diskursen war jederzeit spürbar, wurde dieses Wissen auch immerzu von den betreuenden Personen und den Betroffenen genutzt, um jegliches Verhalten zu erklären und zu legitimieren. Auch für die Selbstdarstellungen der pathologisierten Menschen waren diese Erklärungstheorien wichtig.

Irritiert wurde mein erlerntes hegemoniales (psychologisches) Wissen einerseits durch diese Begegnungen, und andererseits durch das in Berührung kommen mit der sogenannten Betroffenenszene zum Stimmenhören, dem ‚Hearing Voices Movement‘. Das ‚Hearing Voices Movement‘ und generell die Betroffenenszene von als ‚psychisch krank‘ diagnostizierten Menschen nimmt insofern eine andere Perspektive ein, als sie die Betroffenen nicht als passive HilfeempfängerInnen betrachtet, sondern als aktiv Handelnde, die durch Empowermentprozesse *selbst* zu ihrem ‚Recovery‘ beitragen können.

Stimmenhörende Menschen können nun zum einen mit hegemonialen biomedizinischen und psychologischen Diskursen zum Stimmenhören konfrontiert sein, und zum anderen mit Diskursen der zum Empowerment auffordernden Betroffenenszene. Sie sind verwickelt in ein ‚Stimmenwirrwarr‘ an Diskursen zu ‚Krankheit‘ und ‚Normalität‘. Deshalb begann ich mich auch für die *modi operandi* der narrativen Selbstdarstellungen von stimmenhörenden Menschen zu interessieren. An diesen narrativen Selbstdarstellungen arbeitete ich dann die Relevanz von Diskursen und Strukturverhältnissen für Subjektivierungsprozesse heraus.

Diese Diplomarbeit gliedert sich in vier Teile: Im ersten Teil skizziere ich das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit und beleuchte das diskursive Feld zum Stimmenhören kritisch. Im *Kapitel 1* erhalten die LeserInnen eine detaillierte Beschreibung des Forschungsprozesses, des Erkenntnisinteresses und der sich daraus ergebenden Forschungsfragestellungen dieser Diplomarbeit. Daran anschließend folgt in *Kapitel 2* eine kritische Betrachtung derjenigen Diskurse zum ‚Stimmenhören‘, die für stimmenhörende Menschen und meine InterviewpartnerInnen primär relevant werden.

Der zweite Teil dieser Diplomarbeit widmet sich der Elaborierung eines theoretischen und methodologischen Rahmens. Dazu verschränke ich die heuristischen Konzepte ‚Diskurs‘, ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘. Im *Kapitel 3* wird die Diskurstheorie Michel Foucaults vorgestellt. Im *Kapitel 4* erfolgt die Verschränkung der Foucault’schen Diskurstheorie mit einer kulturwissenschaftlich geprägten Subjekttheorie nach Michel Foucault, Judith Butler und Stuart Hall. Schließlich werden im *Kapitel 5* die bis dahin erarbeiteten heuristischen Instrumente mit der Biographieforschung in Verbindung gebracht.

Im dritten Teil erarbeite ich mir, ausgehend von diesem theoretisch-methodologischen Rahmen, methodische Werkzeuge, um an narrativen Selbstdarstellungen Subjektivierungsprozesse und die Relevanz von Diskursen und Strukturverhältnissen zu de-konstruieren (*Kapitel 6*).

Anschließend im vierten Teil erfolgt die Ergebnisdarstellung der Analyse von zwei narrativen Selbstdarstellungen. Es werden nun die Lebensgeschichten derjenigen analysiert, die sich in diesem ‚Stimmenwirrwarr‘ von Krankheits- und Normalitätsdiskursen konstituieren (*Kapitel 7 und 8*). Abschließend in *Schlussbetrachtungen* (*Kapitel 9*) gebe ich noch eine Zusammenfassung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der analysierten narrativen Selbstdarstellungen. Darüber hinaus wird der gesamte Forschungsprozess kritisch reflektiert und ein Ausblick hinsichtlich der Möglichkeiten weiterführender Forschungen gegeben.

# TEIL 1: ERKENNTNISINTERESSE UND DISKURSIVES FORSCHUNGSFELD

In diesem ersten Teil kommt es zu einer detaillierten Nachzeichnung des Forschungsprozesses und der Herausarbeitung des zentralen Erkenntnisinteresses dieser Arbeit (*Kapitel 1*). Im *Kapitel 2* fokussiere ich dann das diskursive Forschungsfeld zum Forschungsgegenstand ‚Stimmenhören‘, indem ich mich einer kritischen Darstellung des hegemonialen bio-medizinischen Diskurses zum Stimmenhören und des oppositionellen Diskurses des ‚Hearing Voices Movements‘ widme.

## 1. Forschungsprozess und Erkenntnisinteresse

Ich beginne meine Ausführungen damit, einen kurzen Abriss meines bisherigen Forschungsprozess zu skizzieren, um sogleich einige Fragen aufzuwerfen, welche mich in meiner bisherigen Auseinandersetzung beschäftigt, aufgerüttelt, geleitet und meinen Blick geschärft haben. Erst daraus werden mein eigentliches Erkenntnisinteresse und meine methodologische Rahmung des Forschungsgegenstandes verständlich. Es waren Brüche mit impliziten, als ‚wahr‘ geltenden Ordnungsstrukturen, die mein Forschungsvorhaben zwar irritierten, aber in weiterer Folge zum eigentlichen Gegenstand meines Interesses wurden. Stellt man sich nämlich die Frage, was ‚normal‘ ist, muss dabei mitgedacht werden, dass das, was vermeintlich als ‚normal‘ gilt, stillschweigend, selbstverständlich und daher scheinbar unhinterfragt als ‚wahr‘ konstruiert und performativ hervorgebracht wird<sup>1</sup>. In meiner Diplomarbeit kam es im Laufe des Forschungsprozesses zu mehreren Brüchen mit dem stillschweigend als ‚normal‘ Vorausgesetzten, was zu einer Dekonstruktion von impliziten Ordnungsstrukturen zu ‚Normalität‘, ‚Krankheit‘ und ‚Biographie‘ geführt hat.

Zur Nachvollziehbarkeit jener Denkprozesse meines Projektes, werde ich zunächst die Geschichte zu einem ‚nie stattgefundenen Interview‘ erzählen. Diese Geschichte, welche zum Bruch meiner impliziten Vorstellungen zu ‚Normalität‘ führte, markiert den Beginn meiner Forschungsarbeit. Im Anschluss werde ich den weiteren Forschungsprozess und die sich emergierenden Fragestellungen skizzieren, mein Erkenntnisinteresse im Anschluss zuspitzen, die konkreten Forschungsfragen formulieren und die daran angepasste methodologisch-methodische Umsetzung umreißen.

---

<sup>1</sup> Mitunter wird hier eine dekonstruktivistische Perspektive relevant, wie sie z.B. feministische WissenschaftlerInnen zur Dekonstruktion von ‚Geschlecht‘ einnahmen. Diese machten die in westlichen Gesellschaften impliziten geschlechtsspezifischen Normalitätsvorstellungen und -erwartungen sichtbar und dekonstruierten die naturalisierenden Effekte dieses hegemonialen Diskurses (vgl. Butler 1991, 1995; Bublitz 2010a; Becker-Schmidt & Knapp 2011). Ich werde an einer späteren Stelle das Konzept der Performativität von Judith Butler aufgreifen, die davon ausgeht, dass sich Normen oder Konventionen wiederholt durch performative Akte konstituieren (müssen) (siehe *Kapitel 4.4*).

## 1.1 Ein nie stattgefundenes Interview

Mit dem Phänomen des Stimmenhörens kam ich durch meine Tätigkeit als Praktikantin und in weiterer Folge als Betreuerin in einer Therapiewerkstätte für ‚psychisch kranke Menschen‘ in Berührung. Viele der dort betreuten Menschen haben eine Diagnose aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘, welche aus der Perspektive des biomedizinischen Diskurses unmittelbar mit dem Phänomen des Stimmenhörens zusammenhängt<sup>2</sup>. Einige der TeilnehmerInnen<sup>3</sup> erzählten von Stimmen, welche sie hörten oder noch hören, und welche für sie sehr belastend seien. Dies äußerte sich beispielsweise in Aussagen, dass die Stimmen wieder sehr schlimm gewesen seien, sehr viel geschimpft hätten, man beispielsweise ein Fußballspiel nicht zu Ende schauen konnte, weil die Stimmen einen nervten, oder die Stimmen über andere Anwesende schimpften, und man deshalb mitunter befürchten müsse, andere könnten diese Stimmen hören. Manche redeten oft über Stimmen, die sie hörten, andere erzählten selten oder nie davon. Stimmenhören war in diesem Kontext Teil des heterogenen Störungsbild der ‚Schizophrenie‘ und prägte deshalb auch meinen Einordnungsprozess dieses Phänomens. Meine Zuordnung des Phänomens zur Diagnose der ‚Schizophrenie‘ äußerte sich in späterer Folge auch bei der Suche nach InterviewpartnerInnen im Rahmen eines Forschungspraktikums, als ich mich – so war der damalige Fokus – für die Lebensgeschichten von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ interessierte<sup>4</sup>.

Durch eine vermittelnde psychosoziale Einrichtung nahm ich Kontakt mit einer potentiellen Interviewpartnerin auf, welche sich bei der Konfrontation mit meinem geäußerten Forschungsinteresse dezidiert von der Diagnose ‚Schizophrenie‘ distanzierte. Sie habe zwar diese Diagnose, sie sei aber ‚StimmenhörerIn‘<sup>5</sup>. Sie fragte wiederholt, ob ich mich denn wohl dafür interessiere, dass sie StimmenhörerIn sei. Nach dem Versuch dem ‚Prinzip der Offenheit‘<sup>6</sup> der

---

<sup>2</sup> In hegemonialen Diskursen wird Stimmenhören primär mit der Diagnose ‚Schizophrenie‘ assoziiert. Diese hegemoniale Definitionspraxis werde ich im Anschluss einer kritischen Analyse unterziehen (siehe *Kapitel 2.1*).

<sup>3</sup> Die Menschen, welche in dieser Therapiewerkstätte unter Anleitung einer Beschäftigung nachgehen, werden in diesem Kontext ‚TeilnehmerInnen‘ genannt.

<sup>4</sup> Ich war zum damaligen Zeitpunkt im Forschungspraktikum bei Prof. Thomas Sluneko und Mag.<sup>a</sup> Julia Riegler und befand mich am Beginn meiner Auseinandersetzung mit der qualitativen Forschungspraxis.

<sup>5</sup> Das Vorhandensein einer Diagnose (wie etwa ‚Schizophrenie haben‘) wirkt wie etwas von außen Zugefügtes, Zugesprochenes, Erworbenes, das man auch wieder loswerden kann, wohingegen das ‚sein‘ (z. B. ‚schizophren sein‘, ‚StimmenhörerIn sein‘) eine essentialisierende Wirkung hat. Dies kann mit Rekurs auf Plessners Theorie zur exzentrischen und zentrischen Positionalität deutlich werden, welcher die Unterschiede und Verschränkung zwischen ‚Leib sein‘ und ‚Körper haben‘ herausarbeitete (Plessner 1975, zitiert nach Lindemann 1993).

<sup>6</sup> Das Prinzip der Offenheit in der qualitativen Sozialforschung bezieht sich auf die offene und unvoreingenommene Haltung gegenüber den zu Beforschenden, welche die Bedingungen und die Art und Weise ihrer Selbstdarstellungen (im Zuge eines biographischen Interviews beispielsweise) selbst bestimmen können. Die Interviews sollen sich so vornehmlich nach den Relevanzsystemen der InterviewpartnerInnen entfalten (vgl. Lamnek 2005, S. 21f; Rosenthal 2005, S.13ff; Przyborski & Wohrab-Sahr 2008, S. 31). Für die vorliegende Arbeit sollte jedoch kritisch mitgedacht werden, dass die Re-Konstruktion der Relevanzstrukturen der Beforschten nie von einem ‚neutralen‘ Ort aus erfolgt. ForscherInnen sollten deshalb ihre

qualitativen Forschungspraxis möglichst nahe zu kommen, und auch etwas unbeholfen und irritiert, ob des Beharrens auf der Frage nach dem Interesse am Stimmenhören, antwortete ich ihr schließlich, dass es für mich nicht primär interessant sei, ob sie jetzt Stimmen höre oder andere ‚Symptome‘ hätte. Mein Interesse gelte nämlich Menschen mit ‚Schizophrenie‘. Der angesetzte Interviewtermin wurde von der potentiellen Interviewpartnerin mit der Aussage, sie entscheide selbst darüber, *wem* sie *was* erzähle, abgesagt. Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass meine Antwort ein Fauxpas der besonderen Art war. Geleitet davon, dem Prinzip der Offenheit qualitativer Sozialforschung möglichst nahe zu kommen, übersah ich welche Strukturen oder hegemonialen Diskurse ‚durch mich selbst sprachen‘. Dies dokumentiert sich sehr deutlich an meiner Antwort, nach welcher Stimmenhören für mich nur als ein Symptom von ‚Schizophrenie‘ zu existieren scheint. Darüber hinaus war mir das vorherrschende Machtgefälle zwischen einer forschende Psychologiestudentin und einem Menschen, den ich aufgrund der Anrufung<sup>7</sup> ‚schizophren‘ zu sein, pathologisierte, zunächst gar nicht bewusst gewesen.

Es gibt zweifellos mehrere Lesarten jener ‚missglückten‘ Kontaktaufnahme mit der potentiellen Interviewpartnerin, und mehrere mögliche Gründe, warum es zu einer Absage des Interviews kam. Wichtig für den weiteren Forschungsprozess war der einsetzende Reflexionsprozess, der erst durch dieses ‚missglückte‘ Interview ausgelöst werden konnte. Meine bisherigen Ordnungsstrukturen wurden irritiert, weil ich Stimmenhören so unhinterfragt und selbstverständlich mit ‚Schizophrenie‘ gleichsetzte, sodass Stimmenhören somit sogar als *pars pro toto* von ‚Schizophrenie‘ fungierte<sup>8</sup>. Michel Foucault geht davon aus, dass alles, was man wahrnimmt, nur deshalb evident ist, weil es in einem vertrauten und kaum erkannten Horizont steht und dass etwas evident Erscheinendes verschwindet, „wenn [...] allmählich die Bedingungen entdeckt werden, die es evident machen“ (Foucault 1984, S. 130f.). Daran anknüpfend stellte sich mir folgende Frage: Welchen (hegemonialen) Normalitätsvorstellungen oder Diskursen war ich hier so eindrücklich verhaftet, dass mir dies vorher gar nicht bewusst war?

Im Laufe des damaligen Forschungsprojekts trat ich abermals durch die Vermittlung einer psychosozialen Einrichtung in Kontakt mit einer potentiellen Interviewpartnerin, welche, so wie die oben erwähnte Frau, in einer Selbsthilfegruppe für ‚Stimmen hören‘ war. Dieses Interview fand nun

---

eigenen Positionierungen, ihr situiertes Wissen, und die Interaktion mit dem Forschungsfeld und den zu Beforschenden stets einer Reflexion unterziehen. Ich werde diesen Aspekt im *Kapitel 5* wieder aufgreifen und *in extenso* behandeln.

<sup>7</sup> Ich lehne mich in dieser Arbeit an Louis Althusser's Konzept der ‚Anrufung‘ an, auf welches auch Butler in ihrer Subjekttheorie rekurriert bzw. kritisch übernimmt. Ich werde darauf detailliert im *Kapitel 4.2* eingehen.

<sup>8</sup> Dies mag in Anbetracht des hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurses und seinen Implikationen nicht verwundern. Eine kritische Betrachtung der weitgehenden indirekten Gleichsetzung von ‚Schizophrenie‘ und ‚Stimmenhören‘ in Diagnosesystemen erfolgt im *Kapitel 2.1*.

statt. Die Interviewpartnerin hatte keine ‚Schizophrenie‘-Diagnose, und betrachtete Stimmenhören auch nicht als etwas Pathologisches. Ich begann das Phänomen des Stimmenhörens nicht mehr als Teil der heterogenen Struktur der ‚Schizophrenie‘ zu betrachten, was meine Perspektive auf das Phänomen, veränderte, aber auch irritierte. Durch meine anschließende Recherche bzw. Beschäftigung mit dem Phänomen ‚Stimmenhören‘ begann ich das Stimmenhören als Phänomen zu kontextualisieren. Überdies beschäftigte ich mich mit dem ‚alternativen Diskurs‘ des ‚Hearing Voices Movements‘, welcher sich diesem Forschungsgegenstand auf differenzierte Weise nähert<sup>9</sup>.

Durch eine von Prof. Thomas Sluneko an mich herangetragene Buchempfehlung setzte ich mit Julian Jaynes Theorien in seinem Buch *Der Ursprung des Bewusstseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*<sup>10</sup> auseinander (vgl. Jaynes 1998). Daraufhin kam es in meinem Forschungsprozess zu einem zweiten Bruch mit impliziten Vorstellungen. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass Stimmenhören – wie das Jaynes beschreibt - an einem bestimmten, gar nicht so weit zurückliegenden Punkt der Kulturentwicklung ‚normal‘ und/oder ‚gesund‘ gewesen sein konnte, dafür war ich viel zu sehr verwickelt in vorherrschende Diskurse bzw. Normalitätsvorstellungen. Und auch heute noch erscheint es mir schwierig bzw. mit reflexiver Anstrengung verbunden, aus diesen Strukturen herauszutreten. Diese impliziten Ordnungsstrukturen gaben mehr Aufschluss über mein ‚situiertes Wissen‘ (Haraway 1995) einer weißen, europäischen Psychologie-Studentin, als über die beforschten ‚Menschen mit Schizophrenie‘ an sich. Pathologisierungsdiskurse und die Dichotomisierung von ‚Normalität‘ und ‚Anormalität‘ bzw. ‚Krankheit‘ und ‚Gesundheit‘ wollte ich von nun an kritisch betrachten.

Erst aus dieser Perspektivenverschiebung resultierte mein Interesse und die Fokussierung auf Diskurse, welche an der Herstellung von ‚Normalität‘ und ‚Krankheit‘ beteiligt sind. Seit dem

---

<sup>9</sup> Im Kapitel 2 widme ich mich nicht nur dem hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören, sondern auch alternativen Ansätzen des sogenannten ‚Hearing Voices Movements‘ (vgl. Romme & Escher 2008), die davon ausgehen, dass Stimmenhören nicht zwingend pathologisch sein muss und als Reaktion auf emotional belastende Erfahrungen auftreten kann.

<sup>10</sup> Julian Jaynes (1988) schildert in diesem Buch seine theoretischen Überlegungen zur Entstehung des Bewusstseins, zu dessen Genese er auch die Medien ‚Sprache‘ und später das Medium der ‚Schrift‘ für seine Erklärungen heranzieht. Früher, so Jaynes, haben alle Menschen Stimmen gehört, was mit der Entwicklung der Sprache und den anfänglichen innerlichen Wiederholungen von Befehlen, z.B. „Gehe zum Fluss und hole Wasser“, zu tun hatte. Die eine Kammer der bikameralen Psyche erteilte die Befehle und die andere war sozusagen für die Ausführung verantwortlich. Stimmen wurden immer dann gehört, wenn Entscheidungen getroffen werden mussten. Bei habituellen, ‚nicht-bewussten‘ Verhaltensweisen war es hingegen nicht ‚nötig‘ Stimmen zu hören. Jaynes bringt das frühere stark verbreitete Verehren von Götter bzw. das Hören von Götterstimmen, wofür er Beispiele aus der Ilias bei Homer heranzieht, mit dem Hören von schon verstorbenen Anführern in Verbindung, die nach ihrem Tod als Stimmen für die Verbliebenen ‚nachhallten‘. Er sieht Belege für seine Thesen auch in dem früher üblichen Toten- und Begräbniskult (dem Beilegen von irdischen Gütern, dem Brechen von Gebeinen nach dem schon eingetretenen Tod). Damals wurde davon ausgegangen, dass die Anführer, Könige oder Pharaonen (die ja später nach dem Tod als Götter verehrt wurden) nach dem Tod zurückkehren könnten. Ein Bewusstsein, wie wir es heute kennen, gab es damals nicht; es war ‚bikameral‘ bzw. zweigeteilt. Die innere Stimme, die wir heute vernehmen, wurde früher als extern wahrgenommen. Mit der Entwicklung der Schrift kam es dann zum ‚Zusammenbruch der bikameralen Psyche‘. Das Bewusstsein, so wie wir es heute kennen, habe Jaynes zufolge hier seinen Ursprung.

‚gescheiterten‘ Interview beschäftigte mich zudem die Frage, welche konstituierende Wirkung Pathologisierung- und Normalitätsdiskurse haben (können).

Eine der mich begleitenden Perspektiveneinstellung auf das Material war die der ‚Dekonstruktion‘ im Sinne Jacques Derridas, welche „das Gerüst des Textes offenbart“ (Gutiérrez Rodríguez 1999, S.56). Die Dekonstruktion zerlegt scheinbare ‚Wahrheits-Setzungen‘ und bietet die Möglichkeit „dem Fundament hegemonialer Logiken Risse beizufügen“ (ebd., S.56). So wurden durch meine Interaktion mit der potentiellen Interviewpartnerin und den darauf einsetzenden Reflexionsprozess auch meinen Vorstellungen von ‚Normalität‘ Risse beigefügt. Dies offenbarte mir die Konstruiertheit von Forschungsgegenständen wie ‚Krankheit‘, ‚Normalität‘, oder ‚Schizophrenie‘ etc.

Darüber hinaus schien es mir im Laufe meiner Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Stimmenhörens unabdingbar, die Geschichte des Stimmenhörens in Form einer kulturpsychologischen Betrachtungsweise mit aufzunehmen bzw. diese mit zu denken. Stimmenhören ist ein Phänomen, welches in historisch-kulturelle Kontexte eingebettet ist und je nach Zeitalter unter anderen kulturellen Perspektivenschliffen in verschiedenen Diskursen verwickelt war. Foucault schreibt in der *Archäologie des Wissens* (1981) zur Einheit von Gegenständen: „Die Gesamtheit von Aussagen ist weit davon entfernt sich auf ein einziges Objekt zu beziehen, das ein für allemal gebildet ist“ (ebd., S. 49). Er führt weiter aus, dass ein Objekt bzw. ein Gegenstand, wie beispielsweise der ‚Wahnsinn‘, immer in den gesamten zu ihm und durch ihn stehenden diskursiven Formationen (bspw. juristische Urteilssprüche und polizeiliche Maßnahmen, psychopathologische Diskurse) zu betrachten sei. Wissensgegenstände wie ‚der Wahnsinn‘ haben sich über die Zeit verändert: „Es sind nicht mehr dieselben Krankheiten, um die es sich dort oder hier handelt; es sind nicht dieselben Irren, um die es geht“ (ebd., S.50). Es gibt also nicht ‚das‘ Stimmenhören. Beim Rezipieren historischer Dokumente verwendet man zwar denselben Begriff, aber man spricht nicht vom selben Gegenstand<sup>11</sup>.

Nach Foucault ist eine AnalyseEinstellung archäologisch, wenn sie Wissensgegenstände unter Berücksichtigung einer historischen Perspektive betrachtet. Die diskursiven Formationen, in welchen die Gegenstände vernetzt sind, werden rekonstruiert und die Beziehungen zwischen den Gegenständen untersucht. Foucaults archäologische und diskurstheoretische Überlegungen und die sich daraus ergebende(n) Perspektive(n) schienen mir sinnvoll, um die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurse, die rund um stimmenhörende Menschen kursieren, bzw. auch *durch* diese sprechen, zu re-konstruieren bzw. analysieren.

---

<sup>11</sup> Bei Leudar & Thomas (2000) findet sich eine kritische historische Analyse zum Stimmenhören. Die Autoren arbeiten heraus, welche Bedeutung Stimmenhören innerhalb der verschiedenen historischen Epochen (von der griechischen Antike bis zur Gegenwart) hatte.

## 1.2 Zuspitzung des Erkenntnisinteresses

Anfänglich galt mein Erkenntnisinteresse noch der Lebensgeschichte von Menschen mit ‚Schizophrenie‘, später verschob sich dann mein Fokus auf stimmenhörenden Menschen und deren Umgang mit dem Stimmenhören. Ich nahm jedoch, ausgehend von den oben skizzierten Reflexionsprozessen, Veränderungen an meiner Forschungsperspektive vor und war auf die Frage zurückgeworfen, von welchen (mir explizit nicht zugänglichen) Voraussetzungen mein Forschungsprojekt ausgegangen war. Der Fokus verlagerte sich auf die konstituierenden Diskurse des Forschungsgegenstandes an sich. Dabei geht es nicht darum, zu konstatieren, was bzw. welcher Diskurs ‚wahr‘ ist, sondern vielmehr darum, den Konstruktionsregeln jener ‚Wahrheiten‘ von Diskursen auf die Spur zu kommen. Im Zuge des Forschungsprozesses spitze ich mein Erkenntnisinteresse dann insofern zu, als sich der Analyseblick auf die Wirkungen jener (hegemonialen) Wahrheitskonstruktionen für die Subjektkonstitution und die Selbstpositionierungen von stimmenhörenden Menschen verlagerte<sup>12</sup>. Folgend widme ich mich der aus dieser Perspektivenverschiebung resultierenden Denkprozesse und den auftauchenden Fragestellungen.

Menschen, welche von wissenschaftlichen Spezialdiskursen oder gesellschaftlichen Alltagsdiskursen oder Interdiskursen (vgl. Link 1986) als ‚krank‘ oder ‚anormal‘ betrachtet werden, gehen auf eine bestimmte Art und Weise mit den Normalitätskonstruktionen von hegemonialen Diskursen um. Judith Butler, welche sich auf Austins Theorie zur Performativität<sup>13</sup> bezieht, postuliert, dass Sprechakte das, was sie benennen, in Kraft setzen und wiederholend zitierend hervorbringen (vgl. Butler 1995, 2006). Sprechakte, wie Bezeichnungspraktiken (z.B. psychiatrische Diagnosen), welche in medizinischen, wissenschaftlichen oder Alltagsdiskursen zitiert werden, bringen das (pathologisierte) Subjekt wiederholend hervor. Es drängt sich nun die Frage auf, inwiefern nun die ‚angerufenen‘ Subjekte<sup>14</sup> jenen Bezeichnungen oder Subjektpositionen widerstehen oder unterlaufen, sie reproduzieren, selbst performativ hervorbringen bzw. jene Subjektpositionen ausfüllen können.

Aufgrund der offensichtlichen Widerstände der potentiellen Interviewpartnerin gegen die hegemoniale Bezeichnungspraxis zum Stimmenhören fragte ich mich, inwiefern sich widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse in (narrativen) Selbstdarstellungen identifizieren lassen

---

<sup>12</sup> Zur Nachvollziehbarkeit was ich in dieser vorliegenden Arbeit unter ‚Subjekt‘ und ‚Subjektposition‘ verstehe, sei auf das *Kapitel 4* verwiesen, in welchem ich ‚Subjekt‘, im Rekurs auf Michel Foucault, Judith Butler und Stuart Hall, als heuristisches Konzept elaboriere.

<sup>13</sup> Zum Performativitätskonzept Butlers in Anlehnung an Austin (2010) sei auf das *Kapitel 4.4* verwiesen.

<sup>14</sup> Judith Butler lehnt sich in ihren Ausführungen an Althusser's Konzept der ‚Anrufung‘ (Althusser 1977) an. Näheres hierzu findet sich im *Kapitel 4.2*.

können. Deshalb weitete ich mein Erkenntnisinteresse auf die Betrachtung widerständiger Praktiken von stimmenhörenden Menschen gegen strukturelle Herrschaftsverhältnisse und hegemoniale Diskurse aus. Es ist dabei auch zu bedenken, dass Menschen, welche anhand von Diagnosepraktiken pathologisiert und als außerhalb der Norm verortet werden, dadurch ihren Subjektstatus verlieren können bzw. er ihnen von medizinischen, juristischen und psychologischen ProfessionalistInnen aberkannt wird. Gerade Diagnosen aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘ hängen in der psychiatrischen Praxis primär mit dem Absprechen der (vorläufigen) Zurechnungsfähigkeit zusammen.

Konkret gefragt: Positionieren sich stimmenhörende Menschen und, wenn ja, auf welche Art und Weise oppositionell gegenüber den hegemonialen Schizophrenie- und Pathologisierungsdiskursen? Übernehmen sie z.B. die Bezeichnung ‚Schizophrene/r‘; wird diese Subjektposition von ihnen übernommen bzw. ausgefüllt? Auf welche Art und Weise wird in eine Subjektposition investiert? Gibt es Unterschiede zwischen der Art und Weise der Identifizierungen mit Subjektpositionen? Inwiefern erfolgt eine Ablehnung dieser ‚Anrufungen‘?

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden bezieht sich also zum einen auf die konstituierenden Wirkungen von (hegemonialen) Diskursen für stimmenhörende Menschen, und zum anderen auf die ‚Artikulationen‘ der ‚angerufenen‘ Subjekte mit den ihnen nahegelegten Subjektpositionen dieser Diskurse. Ich gehe davon aus, dass die nahegelegten Subjektpositionen der Diskurse von Individuen nicht zwingend ausgefüllt werden müssen. Mit dieser Denkweise wird auch Handlungsmacht und Subversion gegen (hegemoniale) Diskurse denkbar. Dies setzt voraus, Subjekte als AkteurInnen zu betrachten. Dabei verstehe ich unter AkteurInnen „individuelle oder kollektive Produzenten der Aussagen [...], die unter Rückgriff auf spezifische Regeln und Ressourcen durch ihre Praktiken einen Diskurs (re)produzieren und transformieren“ (Keller 2007, S. 64). Diskurse existieren nur insofern sie von sozialen Akteuren realisiert werden (ebd., S. 63). Subjekte werden zwar einerseits durch Diskurse performativ, d.h. wiederholend und zitierend, hervorgebracht, andererseits jonglieren sie aber mit den ihnen nahegelegten symbolischen Repräsentationen und Subjektpositionen. So können sie diese zwar einerseits annehmen bzw. in diese investieren, andererseits diese jedoch – wenn auch nur bedingt – fallenlassen und unterwandern.

Die narrativen Selbstdarstellungen von stimmenhörenden Menschen lassen sich in einem Spannungsfeld zwischen wuchernden Diskursen (Konstruktionen) und deren konstituierender Wirkung (Konstitutionen) verorten. Dabei schließe ich mittels einer „mikrosoziologischen Analyse der symbolischen Ebene der Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung auf gesellschaftliche Konstruktions- sowie Konstitutionsprozesse von Subjektivität“ (Gutiérrez Rodríguez, S. 14).

Im *zweiten Teil* dieser Arbeit zur theoretisch-methodologischen Rahmung elaborierte ich deshalb einen heuristischen Rahmen, in welchem die Konzepte ‚Diskurs‘ und ‚Subjekt‘ miteinander verschränkt wurden (*Kapitel 4*). Bei der Entwicklung dieses Analyseinstruments habe ich mich zusätzlich (zunächst theoretisch vorauslotend) der Frage nach Möglichkeiten von Handlungsmacht und widerständigen Praktiken gegen (hegemoniale) Diskurse gewidmet. Zu dieser Erweiterung des Blickwinkels auf Subjekt und Handlungsmacht kam es mitunter auch durch meine empirische Analysen und den merklichen Widerstand von InterviewpartnerInnen gegen hegemoniale Pathologisierungsdiskurse. Sie positionierten sich in Opposition zu der ihnen nahegelegten Subjektposition ‚Schizophrene/r‘ und bezeichneten sich als StimmenhörerInnen. Zur Legitimierung der Subjektposition ‚Stimmenhörer/in‘ und ihrer Erklärungstheorien zum Stimmenhören verwiesen meine InterviewpartnerInnen dabei auf den ‚alternativen Diskurs‘ des ‚Hearing Voices Movement‘, welcher sich vom hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören abgrenzt<sup>15</sup>. Wie oben schon angesprochen, bleibt die Frage offen, ob man im Fall der Anrufung als ‚Schizophrene/r‘ überhaupt von einer intelligiblen Subjektposition<sup>16</sup> sprechen kann. In der Art und Weise der Abgrenzung gegen den hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs, welche durchaus auch in Rekurs auf einen oppositionellen Diskurs zum Stimmenhören geschieht, differierten die InterviewpartnerInnen einerseits, andererseits zeigten sich jedoch auch Gemeinsamkeiten. Wirken (hegemoniale) Diskurse also auf unterschiedliche Weise auf Individuen? Sind es die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen von Individuen, welche mit bedingen, ob und auf welche Art und Weise eine Identifizierung – Stuart Hall spricht von einem ‚Vernähen‘ (Hall 2004a, S.173) – mit der Subjektposition eines Diskurses stattfindet<sup>17</sup>?

Das Konzept des ‚situierten Wissens‘ (Haraway 1995) wurde für mich durch die Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen fruchtbar. Ich betrachte zum einen meine eigene Verortung und die daraus resultierende Herangehensweise an mein Forschungsprojekt, und zum anderen auch die narrativen Selbstdarstellungen der InterviewpartnerInnen als situiertes Wissen. Die Selbstpositionierungen von Individuen innerhalb mehrerer wuchernder Diskurse, sind nicht nur auf einer symbolischen sprachlichen Repräsentationsebene lokalisiert, sondern befinden sich zusätzlich am Schnittpunkt zu existierenden Herrschaftsstrukturen. Die Beziehung dieser Ebenen zueinander verstehe ich dabei als dialektisch.

---

<sup>15</sup> Im *Kapitel 2* wird ein Überblick zur diskursiven Landschaft zum ‚Stimmenhören‘ gegeben. Dabei fokussiere ich den hegemonialen und oppositionellen Diskurs zum Stimmenhören und die Bezeichnungspraktiken und Subjektpositionen, welche diese Diskurse bereit stellen.

<sup>16</sup> Siehe *Kapitel 4.3*.

<sup>17</sup> Für Stuart Hall sind Identitäten temporäre Verbindungen bzw. Identifizierungen mit Subjektpositionen aus Diskursen (Hall 2004a). Ausführlich behandle ich Stuart Halls Konzept der Artikulation im *Kapitel 4.6*

Deshalb habe ich in diesem Forschungsprojekt die Relevanz von Strukturverhältnissen für Subjektivierungsprozesse stets mitgedacht. Durch vorliegende Strukturverhältnisse ist nicht jedes Individuum mit den gleichen Möglichkeiten und Ressourcen bzw. Kapitalsorten ausgestattet. Strukturkategorien wie ‚gender‘, ‚race‘, ‚class‘, ‚body‘<sup>18</sup> stellen gesellschaftlich konstruierte Ungleichheitsverhältnisse dar, welche die Möglichkeiten und den Handlungsspielraum von Individuen einschränken. Individuen haben also *qua* ‚gender‘, ‚race‘, ‚class‘ und ‚body‘ verschiedene Ausgangssituationen, von welchen ausgehend sie sich innerhalb (hegemonialer) Diskurse positionieren und „Verortungsarbeit“ (Winker & Degele 2009, S.27) leisten. Dabei gehe ich davon aus, dass Strukturen das soziale Handeln nicht nur einschränken, sondern auch ermöglichen können; sie markieren auch die „Relationalität von Positionierungen im sozialen Raum“ (vgl. Karl 2004, S. 75f.). Nicht alle Strukturkategorien sind für jedes Subjekt oder Kollektiv gleich bedeutend. In der vorliegenden Arbeit liegt der Schwerpunkt auf der Strukturkategorie ‚body‘, da durch eine „biographisch veränderte oder nicht ‚normale‘ Körperlichkeit“ (Degele & Winkler 2009, S.49) – was psychische Beeinträchtigungen mit einschließt – die Stellung im Produktionsprozess und der Zugang zum Erwerbsmarkt limitiert ist. ‚Krankheiten‘<sup>19</sup> – vor allem sogenannte ‚chronische‘, ‚irreversible‘ Krankheiten – bringen rechtliche Veränderungen und gesellschaftliche Benachteiligungen durch Diskriminierung und Stigmatisierung (Goffman 1967) mit sich.

Strukturelle Herrschaftsverhältnisse und Ungleichverhältnisse, die für Individuen aufgrund einer differierenden Stellung im ‚sozialen Raum‘ (Bourdieu 1985) resultieren, wurden bei der Analyse stets in Betracht gezogen. Es wurde danach gefragt, inwiefern sie bei der Identifizierung mit Subjektpositionen oder beim Unterlaufen von (hegemonialen) Diskursen relevant werden können. Des Weiteren interessierte ich mich dafür, ob - und auf welche Art und Weise - für pathologisierte Subjekte widerständige Praktiken gegen Herrschaftsstrukturen und (hegemoniale) Diskurse möglich sind.

Viele TheoretikerInnen haben sich mitunter auch im Anschluss an Foucaults Ausführungen zur ‚Macht‘ mit der Frage nach Widerstand und Handlungsmacht beschäftigt. Ich gehe in der vorliegenden Arbeit nun nicht alleinig dieser philosophischen Fragestellung nach, sondern entwerfe ein an meinen Forschungsgegenstand adaptiertes epistemologisches Analyseinstrument zu ‚Subjekt‘

---

<sup>18</sup> In den meisten sozialwissenschaftlichen Analysen, die das Konzept der Intersektionalität heranziehen, wird mit den Strukturkategorien ‚gender‘, ‚class‘ und ‚race‘ gearbeitet. Winker & Degele (2009) erweiterten diese drei Kategorien um die Strukturkategorie ‚body‘. Die Autorinnen thematisieren die schon lang anhaltende Diskussion in den Sozialwissenschaften darüber, wie viele Strukturkategorien üblicherweise herangezogen werden sollen. Sie sprechen sich jedoch dafür aus, die Anzahl und Auswahl von Strukturkategorien vom jeweiligen Forschungsvorhaben abhängig zu machen.

<sup>19</sup> Dass es sich bei ‚Krankheit‘ um eine gesellschaftliche Konstruktion handelt, wird in dieser Arbeit stets mitgedacht.

und ‚Diskurs‘. Hierfür rekurriere ich auf die Theorien von Michel Foucault, Stuart Hall und Judith Butler und diskutiere sie kritisch hinsichtlich meines Erkenntnisinteresses. Anhand dieser Theorien gehe ich der Frage nach Widerstand bzw. Subversion<sup>20</sup> nach. Individuen betrachte ich dabei als AkteurInnen, welche in sozialen Räumen positioniert sind, was ihren Handlungsspielraum bedingt. Inwiefern widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse bzw. symbolische Repräsentationen und strukturelle Herrschaftsverhältnisse (*qua* ‚gender‘, ‚race‘, ‚class‘, ‚body‘) für stimmenhörende Menschen möglich werden, ist also ein weiteres zentrales Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit. Da an (narrativen) Selbstdarstellungen Subjektivierungsprozesse sichtbar werden, bot sich für mich das biographische narrative Interview als Methode unmittelbar an. Das in dieser Arbeit elaborierte Analyseinstrument legte ich nun als ‚Linse‘ an die narrativen Selbstdarstellungen meiner InterviewpartnerInnen an, um einerseits die an Subjektivierungsprozessen beteiligten symbolischen Repräsentationen und Strukturverhältnisse und andererseits deren konstituierenden Wirkung de- und re-konstruieren zu können.

Der Fokus meiner Analyse ist deshalb auch die De-Konstruktion der Selbstdarstellungen meiner InterviewpartnerInnen, welche als Momentaufnahme von ‚Artikulationen‘ (Hall 2004a) zu verstehen sind. Die Artikulationen erfolgen einerseits zwischen Konstruktionen, wie hegemonialen Bezeichnungsdiskursen, und andererseits zwischen den konkreten Subjektkonstitutionen, also der „materielle[n] und psychische[n] Wirksamkeit der Konstruktion im Subjekt“ (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 97). Mit der Einnahme dieser Analyseperspektive rekurriere ich auf Encarnación Gutiérrez Rodríguez (1999), welche in ihrem Forschungsprojekt biographische Interviews mit ‚intellektuellen Migrantinnen‘ durchgeführte und deren Selbstdarstellungen einer dekonstruktivistischen Analyse unterzog. Sie differenziert in ihrem theoretischen Rahmen zwischen Konstruktionen, wie es in meinem Projekt z.B. Diskurse und Repräsentationssystemen zu ‚Schizophrenie‘, Stimmenhören oder Krankheit sind, und den Subjektkonstitutionen, also der Wirksamkeit jener Diskurse im Subjekt. Die Artikulationsprozesse und Positionierungen, welche an der Schnittstelle zu Konstruktionen und Konstitutionen lokalisiert werden können, werden an den narrativen Selbstdarstellungen der Interviewpartnerinnen sichtbar.

Es ergaben sich summa summarum folgende Forschungsfragen für die vorliegende Arbeit:

- Wann und auf welche Art und Weise wird eine bestimmte Subjektposition in den narrativen Selbstdarstellungen eingenommen? Mit welchen Subjektpositionen von Diskursen erfolgt eine Identifizierung? Auf welche Art und Weise wird in diese Subjektpositionen investiert?
- Welches gegenwärtige narrative Selbst wird von den InterviewpartnerInnen konstruiert?

---

<sup>20</sup> Siehe Kapitel 4.5.

- Auf welche Diskurse und welche strukturellen Herrschaftsverhältnisse („gender“, „class“, „race“, „body“) wird, auf welche Art und Weise, Bezug genommen? Inwiefern sind Diskurse und Strukturverhältnisse für die Selbstkonstruktionen der InterviewpartnerInnen relevant?
- Zeigen sich, und wenn ja, in welcher Art und Weise von InterviewpartnerInnen widerständige Praktiken gegen (hegemoniale) Diskurse und vorliegende Herrschaftsstrukturen? Inwiefern erfolgt ein Unterlaufen von oder ein Identifizieren mit Subjektpositionen?

Zur Beantwortung dieser Fragestellungen werde ich die biographisch-narrativen Selbstdarstellungen meiner InterviewpartnerInnen de-konstruieren. Dazu werden die Selbstverortungen der InterviewpartnerInnen und die Art und Weise der Identifizierung mit Subjektpositionen re-konstruiert. Des Weiteren wird herausgearbeitet, inwiefern Diskurse und Strukturverhältnisse für die Selbstkonstruktionen der InterviewpartnerInnen relevant werden.

Im nächsten Kapitel werde ich eine Nachzeichnung jenes Denkprozesses geben, der sich aufgrund der Frage nach einer geeigneten methodologisch-methodischen Umsetzung ergab.

### **1.3 Methodologisch-methodische Umsetzung**

Zu Beginn meines Forschungsprojektes traf ich die Entscheidung, dass ich zur Beantwortung meiner Fragestellungen qualitative sozialwissenschaftliche Methoden anwenden und mich somit an den Prinzipien qualitativer Sozialforschung orientiere wollte. Ein zentrales Gütekriterium qualitativer Sozialforschung ist ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit, welche durch eine detaillierte Dokumentation des Forschungsprozesses ermöglicht wird (vgl. Steinke 2000, S.324). Qualitative Sozialforschung ist des Weiteren gekennzeichnet durch eine prozessbezogene Perspektive (vgl. Flick 2002, S. 11f.) und dadurch, dass die Kommunikation zwischen ForscherInnen und den zu Beforschenden als konstitutiver Bestandteil des Forschungsprozesses betrachtet wird (Flick 2002, S. 19f; Lamnek 2005, S. 22). Der Forschungsprozess ist überdies charakterisiert durch ein zirkuläres Hin- und Hergleiten zwischen Theorie und Empirie, worunter man die sukzessive Anpassung der theoretisch-methodologischen Konzepte und des Erkenntnisinteresses an „Rückmeldungen“ aus dem Forschungsfeld versteht. Da sich das Erkenntnisinteresse im Laufe des Forschungsprozess geändert hat, adaptierte ich daran anknüpfend auch meinen theoretisch-methodologische Rahmen.

Am Anfang meines Forschungsprozesses interessierten v.a. folgende zwei Problemstellungen: auf der einen Seite eine biografische Perspektive auf das Stimmenhören in Anbetracht der lebensgeschichtlichen Prozesshaftigkeit, und auf der anderen Seite die gesellschaftlichen Diskurse zu diesem Phänomen, welche wiederum eng verwoben sind mit Normalitätsvorstellungen, mit welchen stimmenhörende Menschen konfrontiert sind bzw. welche ihnen einverleibt sind. Getrennt

betrachtet gäbe es für beide AnalyseEinstellungen bzw. Problemstellungen ein schon erprobtes methodologisches und methodisches Inventar. Erstere könnte mit einer biographischen Narrationsanalyse, z.B. nach Schütze (1981, 1983) oder Fischer-Rosenthal & Rosenthal (1997), und zweitere mit einer bzw. mehrerer Diskursanalyse(n) zum Forschungsgegenstand ‚Stimmenhören‘ bearbeitet werden, z.B. mit der wissenssoziologische Diskursanalyse nach Keller (2007) oder der kritischen Diskursanalyse nach Jäger (2004).

Zunächst wollte ich eine Diskursanalyse zum Forschungsgegenstand ‚Stimmenhören‘ durchführen, und im Anschluss diese Diskurse anhand von biographische Selbstdarstellungen rekonstruieren<sup>21</sup>. Ich wurde dann aber schnell an die zeitlichen Limitierungen und Ressourcenknappheit als Psychologiestudentin ermahnt und wollte aufgrund dessen mein Forschungsvorhaben einschränken. Indessen verlagerte sich jedoch auch – wie oben ausgeführt wurde – der Fokus auf die konstituierenden Wirkungen von Diskursen und die Positionierung der Subjekte innerhalb dieses ‚Wuchern der Diskurse‘ (Bublitz et al. 1999) zum Stimmenhören. Deshalb war es für mich nicht mehr primär relevant als erstes eine Diskursanalyse zum Forschungsgegenstand ‚Stimmenhören‘ durchzuführen, bevor ich erst die an der Subjektkonstitution beteiligten Diskurse aus den biographischen Selbstdarstellungen (re)konstruieren kann. In der vorliegenden Arbeit beginne ich nämlich bei der „Perspektive der AkteurInnen“ (Winker & Degele 2009, S. 67) und de- und re-konstruiere dann die relevanten Diskurse und Strukturkategorien für die narrativen Selbstkonstruktionen.

Ich begnügte mich damit, einen kritischen Überblick des ‚diskursiven Feldes‘ zum Stimmenhören zu geben (*Kapitel 2*). Dabei fokussierte ich Diskurse, welche von meinen InterviewpartnerInnen auch angesprochen bzw. (re)produziert wurden. Ich habe mich im empirischen Teil dieser Diplomarbeit auf diese Diskurse bezogen, insofern sie von meinen InterviewpartnerInnen dezidiert erwähnt wurden bzw. diese implizit in der Art und Weise ihrer Selbstdarstellungen auf diese verwiesen haben. Jener Überblick soll zudem der LeserInnenschaft zur besseren Nachvollziehbarkeit der diskursiven ‚Landschaft‘ zum Forschungsgegenstand ‚Stimmenhören‘ dienen. In diesem ‚Stimmenwirrwarr‘ konstituierten sich meine InterviewpartnerInnen schließlich.

Aus diesen Überlegungen resultierte folgende weitere Vorgangsweise: Die konstituierende Wirkung von Diskursen und die Verortungen und Artikulationsprozesse der InterviewpartnerInnen mit Diskursen erfasste ich in der vorliegenden Arbeit mit der Erhebungsmethode des narrativen

---

<sup>21</sup> Die Studie von Walburga Freitag (2005) war z.B. so konzipiert, dass sie zunächst anhand von einer Diskursanalyse die Regelmäßigkeiten von (hegemonialen) medizinisch und gesellschaftlich-relevanten Diskursen zum Wissensgegenstand ‚Contergan‘ (re)konstruierte und im Anschluss die ‚Wirkungskraft‘ bzw. Relevanz jener Diskurse anhand biographischer Interviews mit von Contergan ‚geschädigten‘ Menschen analysierte.

biographischen Interviews. Da narrative Selbstdarstellungen Ausschnitte gesellschaftlichen Gewordenseins darstellen, können an ihnen Subjektivierungsprozesse sichtbar werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 14). An Selbstdarstellungen wird somit auch das „Aufspüren von Differenzierungs- und Hierarchisierungsprozessen möglich“ (ebd., S. 14), unter Anbetracht einer lebensgeschichtlichen Gewordenheit. Anhand der Selbstkonstruktionen in narrativen Interviews, welche aus einer gegenwärtigen Perspektive produziert werden, wird es nicht nur möglich aktuelle Selbstpositionierungen und relevante Diskurse für die Subjektkonstitution zu de- und zu re-konstruieren. Darüber hinaus lassen sich auch relative Bezüge zu (verworfenen) in der Vergangenheit relevanten Selbstpositionierungen herzustellen. Damit wird es möglich die Prozesshaftigkeit der Subjektkonstitution in den Blick zu bekommen. Diese de- und re-konstruierten Selbstkonstruktionen sind jedoch nur als situierter Ausschnitt von Subjektivität zu betrachten, welcher „weder die gesamte Subjektkonstituierung zu einem Zeitpunkt zum Ausdruck bringt, noch objektive damalige Positionierungen“ (Karl 2005, S. 147). Zudem sind sie auch im Kontext der jeweiligen Interaktionssituation zwischen Interviewer/in und Interviewten und den dabei vorherrschenden Machtverhältnissen, Interessen, Differenz- und Identifikationsaspekten und Interaktionsdynamiken zu lesen (vgl. Dausien 2004, S. 321). An narrativen Selbstdarstellungen lassen sich auch Widerständigkeiten gegen und die (Re)produktionen von hegemonialen Bezeichnungspraxen identifizieren. Darüber hinaus wird sichtbar, welche Strukturverhältnisse die Handlungsspielräume der Subjekte reglementierten. Außerdem zeigen sich nicht nur „die einzigartigen und widerständigen Umgangsweisen der Subjekte mit Brüchen und Widersprüchen in sozialen Strukturen“, sondern auch „Widersprüche und Antagonismen dieser Strukturen selbst“ (Karl 2005, S. 149).

Die Wahl der Methode des biographisch-narrativen Interviews ist deshalb auch für das vorliegende Forschungsvorhaben stimmig. Offen blieb jedoch, welche methodologische Rahmung und konkrete Auswertungsmethode für die Beantwortung der Forschungsfragen geeignet wäre. Auf welche Art und Weise kann man Diskurse, welche an der Subjektkonstitution beteiligt sind, aus dem biographischen Material identifizieren und rekonstruieren? Lassen sich Biographie- und Diskursforschung methodologisch verschränken?

Aus der Auseinandersetzung mit der Problemstellung, wie man aus biographischen Selbstdarstellungen Diskurse rekonstruieren könne, und der darauffolgenden Beschäftigung mit der Foucaultschen Diskurstheorie und den an ihm orientierten Diskursanalysen (Jäger 2004; Keller 2007), resultierte zunehmend eine kritisch-reflexive Haltung gegenüber den methodologischen Konzepten und Voraussetzungen der verschiedensten in der Biographieforschung angewandten Verfahren (z.B. Schütze (1981, 1983), Rosenthal (2005), Fischer-Rosenthal & Rosenthal (1997), Oevermann et al. (1979)). Dies führte schließlich zu einer Dekonstruktion des Konzept ‚Biographie‘. Ich beschäftigte

mich nun mit den gesellschaftlichen Normalitätstsvorstellungen zu diesem Konzept und der Frage, was es überhaupt heiÙe eine Biographie ‚zu haben‘. Wie es zu dieser kritisch-reflexiven Einstellung zur Biographieanalyse kam, möchte ich folgend kurz skizzieren.

Das narrations-biographieanalytische Verfahren nach Schütze<sup>22</sup> oder auch andere biographieanalytische Verfahren bieten kein methodologisch-methodisches Inventar zur Rekonstruktion von Diskursen an. Schäfer & Völter (2005), welche sich mit der Frage befassen, inwiefern eine Biographieanalyse mit der Foucaultschen Diskurstheorie zu verschränken sei, konstatieren, dass die Schwierigkeit der Verschränkung von Biographie- und Diskursforschung vor allem an Foucaults Subjektkritik und seiner Kritik an den Humanwissenschaften läge. Die darauffolgende Beschäftigung mit Foucaults Kritik an den Humanwissenschaften trug dazu bei, ‚Biographie‘ zu de-konstruieren und selbst als Teil eines machtvollen, schon lange anhaltenden Diskurses zu betrachten.

(Biographie)Forschung wird deshalb in der vorliegenden Arbeit einer kritischen Reflexion unterzogen. Es wird die Frage aufgeworfen, inwiefern die vorliegende Arbeit auch performativ an der Hervorbringung von ‚stimmenhörenden Menschen‘ beteiligt ist. Sabine Reh spricht sich für die Methodologie einer reflexiven Biographieforschung aus, welche bedenkt, dass es sich „sowohl in der Erhebung ihrer Materialien wie auch in deren Interpretation um eine (immer machtförmige) soziale Praxis handelt“ (Reh 2003, S. 26). Für die vorliegende Arbeit bedeutete dies, dass ich begann methodologische Konzepte von schon etablierten biographischen Interpretationsmethoden kritisch zu hinterfragen<sup>23</sup>. Es kam also zu einem weiteren Bruch mit impliziten Vorstellungen, diesmal zum Konstrukt der ‚Biographie‘. Dass man eine Biographie habe, wurde von mir unhinterfragt vorausgesetzt ohne die gesellschaftlichen Kräfte bzw. Diskurse zu hinterfragen, die dafür verantwortlich waren. Eine biographische narrative Selbstdarstellung ist keine ‚authentische‘ Wiedergabe von allen Erlebnissen, Gefühlen und Gedanken eines Lebens. Sie ist immer als ein Ausschnitt gesellschaftlichen Gewordenseins zu betrachten, welcher aus einer gegenwärtigen Perspektive auf Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges verweist, und dabei Diskursen unterliegt. Die Interviewsituation ist dabei konstitutiv für die narrativen Selbstkonstruktionen, und wird ebenfalls in die Analyse inkludiert.

---

<sup>22</sup> Zunächst wollte ich eine Biographieanalyse nach Fritz Schütze (1983) durchführen. Im Zuge der Zuspitzung meines Erkenntnisinteresses stellte sich jedoch die Auswertungsmethode nach Schütze für die Beantwortung meiner Forschungsfragen als unpassend dar, da diese primär auf die Rekonstruktion subjektiver Sinnwelten und Handlungsorientierungen abzielt.

<sup>23</sup> Siehe dazu *Kapitel 5.1*.

In der vorliegenden Arbeit forcierte ich deshalb die Durchführung einer ‚kritisch-reflexiven Biographieforschung‘. Wie oben angesprochen implizieren meine kritischen Überlegungen nicht, dass ich die Biographieforschung aufgrund ihrer problematischen und oft unhinterfragten Voraussetzungen verwerfe. Diese Auseinandersetzungen halfen mir darüber hinaus mich von einer gewissen Starrheit in Bezug auf die Wahl des geeigneten schon etablierten methodologisch-methodischen Rahmens zu ‚befreien‘. Deshalb entwarf ich mir meinen eigenen theoretisch-methodologischen Rahmen, der auf mein Erkenntnisinteresse abgestimmt war. Nicht die (oft disziplinär verankerten) Forschungsmethoden sollen die Forschungsgegenstände implizieren, sondern die Analyseinstrumente und der Forschungsgegenstand werden aneinander extrapoliert, d.h. der heuristische Rahmen wird sukzessive an den Forschungsgegenstand angepasst und dieser prägt wiederum die Perspektive und Analyse der Forschungsgegenstände. Bettina Dausien merkt hierzu an, dass die Vielfalt an methodischen Instrumenten in der Biographieforschung verdeutlicht „dass das methodische Design nicht schematisch angewandt, sondern für die jeweilige Fragestellung entwickelt werden muss“ (Dausien 2004, S. 320f). In meiner Recherche stieß ich zudem auf einige empirische Studien, welche vor einer ähnlichen Problemstellung standen. Die Arbeiten der Wissenschaftlerinnen Ute Karl (2005, 2007), Elisabeth Tuidier (2007), Walburga Freitag (2005), Encarnacion Guitiérrez-Rodríguez (1999), Sabine Reh (2003) und Tina Spies (2010), welche sich ebenfalls bei der Elaborierung ihres theoretisch-methodologischen Rahmens der Verschränkung von ‚Diskurs‘, ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘ widmeten, beeinflussten die vorliegende Arbeit maßgeblich. Diese empirischen Arbeiten lieferten mir wertvolle Inspirationen für mein eigenes Forschungsvorhaben.

Für die vorliegende Forschungsarbeit verschränkte ich also in einem theoretisch-methodologischen Rahmen die Konzepte Diskurs, Subjekt und Biographie (*siehe Kapitel 3-5*). Diese sensibilisierenden Konzepte habe ich im empirischen Teil dieser Arbeit als Arbeits- und Analysehilfen an mein Material angelegt.

Was die methodische Umsetzung betraf, entwarf ich mir ausgehend von meinem heuristischen Rahmen zur Beantwortung meiner Fragestellung ein Methodeninstrumentarium, welches sich aus Aspekten der Diskurstheorie und -analyse (Keller 2007), der Biographieanalyse (Lucius-Hoene & Deppermann 2002), der Positionierungsanalyse (Bamberg 1997, 2003) und der intersektionaler Mehrebenen-Analyse (Winker & Degele 2009) zusammensetzt (*Kapitel 6*). Das diskurstheoretische und diskursanalytische Instrumentarium soll in Ergänzung zu der Biographieanalyse auch den „mikrosoziologisch-situativen Bias des interpretativen Paradigmas [...] korrigieren“, um eine „breitere Analyseperspektive einzunehmen, die gesellschaftliche und historische Kontexte berücksichtigt“ (Keller 2007, S. 58). Die biographieanalytische AnalyseEinstellung soll hingegen die

Selbstpositionierungen und die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen in den Blick bekommen. Unterdessen kann die Erweiterung einer intersektionalen Analyseinstellung, welche die Einbeziehung von strukturellen Herrschafts- und Ungleichverhältnissen forciert, die Leerstelle von Diskursanalysen, welche sich primär auf die sprachlich-symbolische Ebene fokussieren, kompensieren.

In diesem Kapitel habe ich den Forschungsprozess und jene Problemstellungen skizziert, die sich hinsichtlich der geeigneten methodologisch-methodischen Umsetzung ergaben. Eine detaillierte Ausführung des von mir entwickelten theoretisch-methodologischen Rahmens findet sich in den *Kapiteln 3 bis 5* dieser Arbeit. Im *Kapitel 6* elaborierte ich ausgehend von diesem heuristischen Rahmen ein Methodeninstrumentarium für die Analyse der narrativen Selbstdarstellungen.

## 2. Stimmenhören im Diskurs

Im Rahmen dieser Diplomarbeit habe ich zwar keine Diskursanalyse durchgeführt, jedoch das Ziel verfolgt, einen möglichst guten Überblick zur diskursiven Landschaft hinsichtlich des Forschungsgegenstandes ‚Stimmenhören‘ zu geben. Es ging mir zum einen primär um eine kritische Auseinandersetzung mit Diskursen<sup>24</sup> zum Stimmenhören, und zum anderen darum, einen Orientierungsrahmen für die Interviewanalysen zu erarbeiten. An dieser Stelle ist es mir wichtig noch einmal zu betonen, dass es mir in dieser Arbeit nicht darum ging, ‚Wahrheiten‘ hinsichtlich der Ursachen oder Erklärungstheorien zum Stimmenhören zu präsentieren, sondern um eine kritische Betrachtung der diskursiven Wissenssysteme zu diesem (Forschungs-)Gegenstand. Die Fokussierung lag auf den Bezeichnungspraktiken und Implikationen dieser Diskurse für stimmenhörende Menschen. Die im Folgenden präsentierten Diskurse sollten deshalb auch nicht als ‚wahr‘, sondern unter einer diskurstheoretischen Lupe betrachtet werden. Diskurse stellen für Individuen bestimmte Subjektpositionen<sup>25</sup> bereit, mit welchen sie sich im Sinne Stuart Halls (2004a) ‚vernähen‘ können<sup>26</sup>. Mit diesen Diskursen sind bestimmte Praktiken und sozialstrukturelle Konsequenzen verbunden, welche die Lebensrealität von stimmenhörenden Menschen wesentlich beeinflussen können. In den nachfolgenden Interviewanalysen ging es mir dann darum, die Art und Weise der Vernäherung von stimmenhörenden Menschen mit den Subjektpositionen von Diskursen herauszuarbeiten. Ferner analysierte ich, inwiefern Bezeichnungspraktiken und Erklärungs- und Deutungstheorien dieser Diskurse für die Selbstpräsentation meiner InterviewpartnerInnen relevant werden können (*Kapitel 7 & 8*).

Es existieren vielerlei ‚Alltags-Diskurse‘<sup>27</sup> hinsichtlich des Phänomens des Stimmenhörens. Ich werde mich aber primär auf sogenannte wissenschaftliche Spezialkurse<sup>28</sup> konzentrieren, da diese einen maßgeblichen Einfluss auf die Lebensrealität von stimmenhörenden Menschen haben. Da Diskurse nur insoweit existieren, wie sie durch soziale Akteure realisiert werden (vgl. Keller 2007, S. 63), sind gerade hegemoniale Diskurse zentral für Subjektivierungsprozesse. AkteurInnen unterscheiden sich

---

<sup>24</sup> Was ich unter ‚Diskurs‘ verstehe, habe ich im *Kapitel 3.1.* mit der Diskurstheorie Foucaults im Detail dargestellt.

<sup>25</sup> Zur Subjekttheorie siehe *Kapitel 4.*

<sup>26</sup> Vgl. *Kapitel 4.6.*

<sup>27</sup> Leudar & Thomas (2000) analysierten britische Zeitungsartikel und fanden heraus, dass ‚Stimmenhören‘ in diesen primär mit Krankheit, Gefahr, Unberechenbarkeit und Gewalt in Verbindung gebracht wird, was die Vorstellung der Gesellschaft zu diesem Phänomen wesentlich prägt. Eine weitere Analyse von Präsentationen zu psychischen Erkrankungen wie ‚Schizophrenie‘ in den Medien führte Hoffmann-Richter (2000) durch.

<sup>28</sup> Jürgen Link (1986) unterscheidet zwischen sogenannten Alltagsdiskursen bzw. Interdiskursen und Spezialdiskursen (z.B. der wissenschaftliche Diskurs zum Phänomen des Stimmenhörens).

hinsichtlich ihrer mehr oder weniger legitimierten SprecherInnenpositionen, womit auch ungleiche Ressourcenverteilungen zusammenhängen (vgl. ebd.). Gerade die Wissenschaften nehmen hinsichtlich der Konstruktion von ‚wahren‘ Aussagen zum Stimmenhören eine legitimierte Position ein. Diese ‚Wahrheiten‘ sind darüber hinaus auch ‚maßgeblich‘ für die Praktiken der Professionellen (PsychiaterInnen, PsychologInnen etc.), die ihr Wissen in der Praxis anwenden. Anhand der zwei späteren analysierten Interviews wird sich auch zeigen, dass vor allem hegemoniale (wissenschaftliche) Vorstellungen zum Stimmenhören die Subjektivierungsweisen der stimmenhörenden Menschen wesentlich tangieren. Später werde ich dann im empirischen Teil dieser Arbeit auf die im Folgenden explizierten Diskurse rekurrieren.

Ich konzentriere mich in diesem Kapitel zunächst auf die Darstellung der hegemonialen Bezeichnungspraxis und Erklärungs- und Deutungstheorien zum Stimmenhören, die primär mit der ‚Schizophrenie‘<sup>29</sup>-Diagnose assoziiert sind (*Kapitel 2.1*). Anschließend stelle ich die vom sogenannten ‚Hearing Voices Movement‘ vertretenden Erklärungs- und Deutungstheorien vor, auf welche meine InterviewpartnerInnen an vielen Stellen verwiesen haben. Der Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ stellt eine Art Gegendiskurs zum ‚Schizophrenie‘-Diskurs dar, da er sich von diesem hinsichtlich wesentlicher Aspekte abgrenzt bzw. unterscheidet. Ich habe diesen Gegendiskurs auch als ‚alternativen Diskurs zum Stimmenhören‘ bezeichnet (*Kapitel 2.2*.) Bei der deskriptiven Darstellung jener Diskurse fokussierte ich mich auf deren Bezeichnungspraktiken, denn im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit interessieren vor allem die Dynamiken zwischen den Bezeichnungspraktiken von (hegemonialen) Diskursen und den Selbstdefinitionen der Subjekte.

---

<sup>29</sup> Die Bezeichnungen ‚Schizophrenie‘, ‚Symptom‘ und ‚psychotisch‘ werden in dieser Arbeit durchgehend unter Anführungszeichen gesetzt, um die Konstruiertheit dieser Wissensgegenstände sichtbar zu machen. Bei diesen handelt es sich um nichts Naturgegebenes oder Essentielles. Mary Boyle, welche eine historisch-kritische Dekonstruktion des ‚Schizophrenie‘- Diskurses durchführte, spricht hinsichtlich ‚der Schizophrenie‘ deshalb auch von einem ‚scientific concept‘ oder ‚abstract concept‘ (vgl. Boyle 2002).

## 2.1 Hegemonialer Diskurs zum Stimmenhören

Wann gilt ein Diskurs als hegemonial? Ein Diskurs ist dann hegemonial, wenn es ihm gelingt sich „vorübergehend als universal und alternativenlos zu präsentieren und zu instituieren“ (Reckwitz 2008, S. 75). Was ist nun die gängige Bezeichnungspraxis und mit welchen Konsequenzen hat man in einer westlichen Gesellschaft primär zu rechnen, wenn man Stimmen hört?

In den meisten Fällen werden Menschen, die Stimmen hören, pathologisiert und mit dem institutionellen Apparat der Psychiatrie in Verbindung gebracht. Eines der Diagnosekriterien der ‚Schizophrenie‘-Diagnose ist das Vorhandensein von ‚Halluzinationen‘, wozu das Hören von Stimmen gezählt wird. Ich werde mich folgend auf die Bezeichnungspraktiken in dem Diagnosesystem<sup>30</sup> DSM-IV (American Psychiatric Association 2000) konzentrieren. Die Fokussierung auf Bezeichnungspraktiken zum Phänomen des Stimmenhörens in Diagnosesystemen ist insofern wichtig, weil Diagnosen vielerlei Konsequenzen für die Diagnostizierten mit sich bringen. Kommen Menschen, die Stimmen hören, mit dem institutionellen Apparat der Psychiatrie in Verbindung, stehen die Chancen sehr hoch, dass sie aufgrund des Hörens von Stimmen eine Störung aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘ diagnostiziert bekommen<sup>31</sup>. Darüber hinaus berichten auch die meisten mit ‚Schizophrenie‘ diagnostizierten Menschen davon, dass sie Stimmen hören oder hörten (vgl. Shergill et al. 1998). Ich habe mich also primär auf die Diagnose ‚Schizophrenie‘ fokussiert, weil diese zum einem am häufigsten im Zusammenhang mit Stimmenhören gestellt wird und zum anderen meine InterviewpartnerInnen von dieser mehrheitlich tangiert werden (sei es jetzt, dass sie die Diagnose wirklich gestellt bekommen haben, oder sie von anderen an sie herangetragen wird).

Laut DSM-IV (American Psychiatric Association 2000) gelten folgende Diagnosekriterien für ‚Schizophrenie‘:

---

<sup>30</sup> Diagnosesysteme sind aus einem positivistischen Wissenschaftsverständnis heraus entstanden, dessen praktische Implikation ein Verifizieren oder Falsifizieren einer Symptomgruppe bzw. eines Syndroms darstellt. Es gibt bestimmte Diagnosekriterien, die mindestens erfüllt sein müssen, damit eine Diagnose gestellt werden kann. Im Wesentlichen gibt es die Diagnosesysteme DSM-IV (APA 2000) und ICD-10 mit welchen Professionellen in der Praxis arbeiten.

<sup>31</sup> Dies zeigen auch einige epidemiologische Studien zu ‚stimmehörenden Menschen‘, siehe z.B. Tien 1991, Johns & van Os 2001.

## Diagnostic criteria for Schizophrenia

A. *Characteristic symptoms:* Two (or more) of the following, each present for a significant portion of time during a 1-month period (or less if successfully treated):

- (1) delusions
- (2) hallucinations
- (3) disorganized speech (e.g., frequent derailment or incoherence)
- (4) grossly disorganized or catatonic behavior
- (5) negative symptoms, i.e., affective flattening, alogia, or avolition

**Note:** Only one Criterion A symptom is required if delusions are bizarre or hallucinations consist of a voice keeping up a running commentary on the person's behavior or thoughts, or two or more voices conversing with each other.

B. *Social/occupational dysfunction:* For a significant portion of the time since the onset of the disturbance, one or more major areas of functioning such as work, interpersonal relations, or self-care are markedly below the level achieved prior to the onset (or when the onset is in childhood or adolescence, failure to achieve expected level of interpersonal, academic, or occupational achievement).

C. *Duration:* Continuous signs of the disturbance persist for at least 6 months. This 6-month period must include at least 1 month of symptoms (or less if successfully treated) that meet Criterion A (i.e., active-phase symptoms) and may include periods of prodromal or residual symptoms. During these prodromal or residual periods, the signs of the disturbance may be manifested by only negative symptoms or two or more symptoms listed in Criterion A present in an attenuated form (e.g., odd beliefs, unusual perceptual experiences).

Abbildung 1: DSM-IV. Diagnostic criteria for Schizophrenia. (American Psychiatric Association 2000).

Nur wenn alle *Kriterien* von A bis F<sup>32</sup> zutreffen, wird ‚Schizophrenie‘ diagnostiziert. Die ‚Symptome‘ unter *Kriterium A* werden auch als ‚psychotisch‘ bezeichnet (vgl. ebd.). Bei einem Vorhandensein von Stimmenhören (das Hören einer kommentierenden Stimme oder zwei oder mehreren Stimmen, die sich über einen unterhalten) über einen Zeitraum von 6 Monaten (*Kriterium C*)<sup>33</sup>, mit Einschränkungen der ‚Funktionsfähigkeit‘ im Alltag und/oder Beruf (*Kriterium B*)<sup>34</sup>, und wenn Differentialdiagnosen (*Kriterien D bis F*) ausgeschlossen werden können, wird ‚Schizophrenie‘ diagnostiziert. Stimmenhören wird im DSM-IV und im hegemonialen bio-medizinischen Diskursen als ‚akustische Halluzination‘ bezeichnet. Unter Halluzinationen versteht man Wahrnehmungen (optischer, akustischer, olfaktorischer, gustatorischer oder taktiler Art), welche kein ‚objektives Substrat‘ haben, also wofür kein äußerer Sinnesreiz existiert (American Psychiatric Association 2000, S. 299f.). ‚Akustischen Halluzinationen‘ wird nach DSM-IV eine höhere Definitionsmacht hinsichtlich der ‚Schizophrenie‘-

<sup>32</sup> Die restlichen Diagnosekriterien von D bis F betreffen Differentialdiagnosen mit folgendem Bedingungsgefüge: es kann erstens das Vorhandensein einer schizoaffektiven oder bipolaren Störung mit psychotischen Phasen (Kriterium D), zweitens eine substanzinduzierte Psychose (Kriterium E) und drittens eine chronische Entwicklungsstörung z.B. eine autistische Störung (Kriterium F) ausgeschlossen werden (American Psychiatric Association 2000).

<sup>33</sup> Im Diagnosesystem ICD-10 müssen die Kriterien sogar lediglich für einen Monat zutreffen.

<sup>34</sup> Kriterium B, welches die ‚Funktionalität‘ von Menschen hinsichtlich der Erfüllung normativer Erwartungen einer Gesellschaft betrifft (z.B. dass man einen Job hat, sich immerzu selbst optimiert), kann dahingehend kritisiert werden, als es für Menschen, welche sich schon in einer prekären sozialen Lage befinden, viel eher zutrifft (Boyle 2002, S. 266).

Diagnose zugesprochen, als anderen Arten von Halluzinationen. Alleinig das Hören von Stimmen oder das Vorhandensein von ‚bizarren Wahnvorstellungen‘ werden als einzige ‚Symptome‘ des *Kriteriums A* genannt, die für die Erfüllung dieses Kriteriums genügen. Diese sind also unter bestimmten Voraussetzungen die einzigen charakteristischen ‚Symptome‘ für diese Diagnose (vgl. Boyle 2002, S. 244). Die Diagnosekriterien für Schizophrenie in DSM-IV implizieren daher, dass Stimmenhören, welches für einen bestimmten Zeitraum auftritt und mit Einschränkungen im Alltag und/oder Beruf im Zusammenhang steht, mit ‚Schizophrenie‘ gleichgesetzt wird. Stimmenhören (unter bestimmten Voraussetzungen) fungiert somit als *pars pro toto* für ‚Schizophrenie‘.

Stimmenhören wird also im hegemonialen bio-medizinischen Diskurs als etwas Pathologisches betrachtet und steht primär im Zusammenhang mit Krankheiten wie ‚Schizophrenie‘. Andere in der Literatur genannte Pathologien, bei welchen sogenannte ‚akustische Halluzinationen‘ auftreten, sind außerdem affektive Störungen, Störungen durch psychotrope Substanzen, Borderline-Persönlichkeitsstörungen oder Demenzerkrankungen<sup>35</sup>. Welche Implikationen hat nun die Diagnosestellung ‚Schizophrenie‘ und die Erklärungs- und Deutungstheorie des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören für die Diagnostizierten?

Die im Zusammenhang mit Stimmenhören diagnostizierten Psychopathologien werden in den meisten Fällen mit psychopharmazeutischen Medikamenten behandelt (vgl. Widschwendter & Fleischhacker 2005). Da stimmenhörende Menschen in vielen Fällen eine ‚Schizophrenie‘-Diagnose gestellt bekommen, werden ihnen zur ‚Behandlung‘ von PsychiaterInnen Neuroleptika bzw. Antipsychotika der ‚zweiten Generation‘<sup>36</sup> verschrieben. Diese Antipsychotika wirken insofern, als sie die Aktivität des Neurotransmitters Dopamin im Gehirn reduzieren. Dies geht auf die Annahme zurück, dass als Ursache für ‚psychotische Symptome‘ oder ‚Schizophrenie‘ eine Störung des Transmitterhaushalts im Gehirn (erhöhte Aktivität der Dopamin-Rezeptoren) verantwortlich sein *könnte* (vgl. Klicpera 2007)<sup>37</sup>. ‚Halluzinationen‘ und andere von dem bio-medizinischen Diskurs

---

<sup>35</sup> ‚Akustische Halluzinationen‘ werden zudem im Zusammenhang mit Erkrankungen der peripheren Sinnesorgane (z.B. Musikhalluzinationen bei Taubheit), Erkrankungen des Zentralnervensystems (z.B. Epilepsie, Migräne), Schlafstörungen (z.B. Narkolepsie, extremer Schlafentzug, Posttraumatische Belastungsstörung oder Reizdeprivationen genannt (Widschwendter & Fleischhacker 2005).

<sup>36</sup> Zu den Antipsychotika der ‚neueren Generation‘ oder ‚zweiten Generation‘ zählen z.B. Risperidon und Clozapin. Im Gegensatz zu Antipsychotika der ersten Generation, z.B. Haloperidol (Haldol) haben diese weniger Nebenwirkungen hinsichtlich extrapyramidal-motorischer Störungen und wirken sich günstig auf sogenannte ‚kognitive Störungen‘, z.B. Konzentrationsschwierigkeiten aus. Als Nebenwirkungen lassen sich jedoch Stoffwechselveränderungen nennen, die mitunter auch zur Gewichtszunahmen führen können (Widschwendter & Fleischhacker 2005).

<sup>37</sup> Teilweise wurde die Dopamin-Hypothese in Studien wieder revidiert bzw. weiter spezifiziert. Als Grund hierfür werden in der Literatur auch die von Neuroleptika der ersten Generation verursachten Nebenwirkungen bei der ‚negativen Symptomatik‘ von Schizophrenie. Eine Zusammenfassung aktuellerer Studien findet sich bei Heinz (2000).

deklarierten ‚psychotischen Symptome‘ werden somit als Epiphänomen anormaler neurobiologischer Vorgänge betrachtet. Menschen, die aufgrund von Stimmenhören eine ‚Schizophrenie‘-Diagnose gestellt bekommen, erhalten von ProfessionalistInnen also primär die Erklärungstheorie, dass sie aufgrund eines Dopaminüberschusses Medikamente benötigen. Der biomedizinische ‚Schizophrenie‘-Diskurs zum Stimmenhören liefert also eine biologische, monokausale Erklärungstheorie für das Auftreten von Stimmenhören. Durch die Medikamenteneinnahme sollen diese sogenannten ‚psychotischen Symptome‘ dann beseitigt werden.

In vielen Fällen kommt es aufgrund der Medikamenteneinnahme auch zu einer Reduzierung der Intensität oder Beseitigung des Stimmenhörens (American Psychiatric Association 2004). Jedoch ist die Medikamentierung bei sogenannten ‚akustischen Halluzinationen‘ nicht immer ‚effektiv‘ (vgl. Fallon & Talbot 1981; Shergill et. al. 1998; Meltzer 1992)<sup>38</sup>. In diesem Zusammenhang spricht man davon, dass die PatientInnen ‚resistent‘ gegenüber der Medikation seien und eine ‚treatment resistant schizophrenia‘ vorliegt (vgl. APA 2004). Der Grund für die Resistenz wird also im Individuum selbst gesucht, was zu einer weiteren Pathologisierung führt. Seit Kraepelin ‚Schizophrenie‘ als unheilbar mystifiziert hat, wurde diese Vorstellung in den Wissenschaften zwar teilweise revidiert (nur noch bei einem Drittel aller ‚Schizophrenie‘-Diagnostizierten spricht man von einer chronischen Erkrankung), jedoch ist im Alltag die Vorstellung einer chronischen und irreversiblen Erkrankung noch sehr weit verbreitet (vgl. Katschnig 2008). Gerade als ‚chronisch‘ und ‚irreversibel‘ betrachtete Krankheiten, haben aufgrund von Diskriminierungs- und Ausgrenzungspraktiken weitreichende sozialstrukturelle Konsequenzen für die Diagnostizierten. Menschen mit einer als chronisch klassifizierten ‚Schizophrenie‘-Diagnose scheiden aufgrund der Berufsunfähigkeit aus dem Arbeitsmarkt aus, bekommen eine Pension oder beziehen Sozialhilfe, was jedoch nicht heißt, dass sie trotzdem nicht täglich mit den normativen Erwartungen der westlichen Leistungsgesellschaften konfrontiert sind. Es kommt zu einer Abwertung ihrer ‚ökonomischen Leistungskraft‘ und sie bekommen das Stigma eines ‚disabled body‘ aufgesetzt.

---

<sup>38</sup> In diesen Studien wurde vor allem die Wirkung von Psychopharmaka bei stimmenhörenden Menschen mit einer diagnostizierten ‚Schizophrenie‘ untersucht. Generell in der Behandlung von sogenannten Störungen aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘ spricht man von der Problematik der Resistenz gegen Medikamente: „Resistance to antipsychotic drugs is frequent and one of the most serious problems in the treatment of schizophrenia“ (Leucht et. al. 2010, S. 450). Auch die American Psychiatric Association (2004) gibt an, dass sich bei 10-30% aller PatientInnen mit einer diagnostizierten Schizophrenie keine oder nur kleine Behandlungserfolge zeigen. Bei weiteren 30% würden sich nur partielle Behandlungserfolge einstellen, sodass einige Symptome verschwinden, andere wie z.B. ‚akustische Halluzinationen‘ weiterhin bestehen bleiben würden. Als Konsequenzen dieser Resistenz werden zunächst Medikamentendosenerhöhungen vorgeschlagen oder Umstellungen, und schließlich auch psychotherapeutische oder psychologische Ansätze (ebd.). Der Fokus liegt aber auf der Suche nach der ‚richtigen‘ Medikation. Die diagnostizierten Menschen müssen also oft mit mehrmaligen Medikamentenumstellungen rechnen, die oft mit massiven Nebenwirkungen und Beeinträchtigungen im Alltag einhergehen.

Es existieren auch sogenannte multifaktorielle Erklärungstheorien für ‚Schizophrenie‘ oder andere psychische Erkrankungen, wie z.B. das ‚Vulnerabilitäts-Stress-Modell‘ oder ‚Diathese-Stress-Modell‘, welche mitunter auch psychosoziale Faktoren, wie Stress als Ursachen benennen. Ist der Mensch auch noch ‚vulnerabel‘, was primär auf ein genetisch-biologisches Substrat zurückgeführt wird, kann Stress in einer bestimmten Menge sogenannte ‚Psychosen‘, also auch ‚akustische Halluzinationen‘ auslösen (vgl. Ingram & Luxton 2005). Trotz dieser Theorien, welche also auch psychosoziale Faktoren bei der Ätiologie von ‚psychotischen Symptomen‘ oder ‚Schizophrenie‘ berücksichtigen, sieht die Handlungspraxis hinsichtlich der Behandlung von Stimmenhören in den meisten Fällen so aus, dass die stimmenhörenden Menschen Medikamente verschrieben bekommen (vgl. Leudar & Thomas 2000, S. 119). Professionelle erkundigen sich primär nicht nach den Inhalten der Stimmen, und von Psychotherapien oder alternativen Behandlungskonzepten wird meist abgesehen bzw. werden diese als sekundär erachtet. Fokussiert man sich zu sehr auf dieses sogenannte ‚Symptom‘ z.B. indem darüber gesprochen wird, was die Stimmen zu sagen haben, spricht man sogar von der Gefahr diese ‚Symptome‘ dadurch zu verschlimmern (vgl. Romme 2008, S. 16). In den meisten Fällen sind auch die Kosten einer psychotherapeutischen und psychologischen Behandlung für die diagnostizierten Menschen nicht tragbar, da diese (wie in Österreich) von den Krankenkassen nur in Ausnahmefällen übernommen werden.

Egal welche Erklärungstheorien in hegemonialen Diskursen zum Stimmenhören herangezogen werden, so haben sie doch alle die Gemeinsamkeit, dass sie Stimmenhören als etwas Pathologisches betrachten, welches behandelt werden sollte. Es kommt durch die Betonung von neurophysiologischen Vorgängen oder biologisch-genetischer Vulnerabilität zu einer Pathologisierung und Biologisierung dieses Phänomens. Darüber hinaus werden die Ursachen für diese deklarierte ‚Erkrankung‘ im Individuum selbst gesucht, was ferner auch zu einer Individualisierung des Phänomens führt.

Ich wende mich nun noch den Bezeichnungspraktiken bzw. Subjektpositionen dieses hegemonialen Diskurses zu. Betrachtet man die Literatur zur ‚Schizophrenie‘ und ‚akustischen Halluzinationen‘ so lässt sich hinsichtlich der angebotenen Subjektpositionierungen dieses Diskurses vor allem die Bezeichnung ‚Patient‘ bzw. ‚Patientin‘ oder ‚schizophrener Patient‘ bzw. ‚schizophrene Patientin‘ finden. In älteren Werken zur Schizophrenie findet man vielerorts noch die Bezeichnung ‚Schizophrener‘ bzw. ‚Schizophrene‘, welche natürlich noch eher identitätsstiftende Implikationen für die Diagnostizierten mit sich bringt (z.B. vgl. Katschnig et al. 1994). In neueren Werken und Studien findet man diese Bezeichnungen nicht mehr oder seltener, eher ist die Rede von PatientInnen oder Menschen/Personen ‚mit Schizophrenie‘ (vgl. APA, 2004). Öfters werden die Adjektive ‚schizophren‘ oder ‚psychotisch‘ verwendet, um die diagnostizierten Menschen zu charakterisieren, z.B.

‚psychotischer Patient‘ (z.B. Bock 2003). Vielerorts wird allgemeiner von ‚psychisch kranken‘ Menschen gesprochen. Werden nun diese Subjektpositionen von stimmenhörenden Menschen übernommen, identifizieren sie sich mit ihnen? Der Begriff ‚Schizophrenie‘ oder ‚schizophren sein‘ ist unserer Gesellschaft nachwievon von Stigmatisierung und Diskriminierung begleitet (Goffman 1967). Vor allem die Medien transportieren im Zusammenhang mit dem Begriff ‚Schizophrenie‘ verzerrte Stereotypen von ‚gespaltener Persönlichkeit‘, ‚Gefährlichkeit‘ und ‚Unberechenbarkeit‘ (vgl. Hoffmann-Richter 2000). Die durch den hegemonialen Diskurs transportierten Vorurteile und stigmatisierenden Stereotypen, die mit ‚Schizophrenie‘ und generell psychischen Erkrankungen assoziiert werden, tangieren auch die diagnostizierten Menschen selbst: „[s]ie selbst sind mit den Vorbehalten und Vorurteilen gegenüber psychischen Kranken aufgewachsen, die unter ‚Normalen‘ vorherrschen. Entsprechend entwickeln sie – und ihre Angehörigen – zwangsläufig eine Missbilligung ihrer selbst“ (Finzen 2000a, S. 34). Die Wirkung dieser Selbst-Stigmatisierung wird zusätzlich von der von dem gesellschaftlichen Umfeld kommenden Stigmatisierung verstärkt (ebd.). Deshalb vermeiden es Professionelle, für Betroffene und vor Angehörigen oft die stigmatisierende Bezeichnung ‚Schizophrenie‘ zu verwenden, und sie sprechen stattdessen von ‚Psychose‘, ‚Nervenzusammenbruch‘ oder ‚psychotischer Krise‘ (vgl. Finzen 2000b, S. 7). Doch gerade durch das Schweigen und die Vermeidung des ‚Schizophrenie‘-Begriffs, wird „das Nicht-Ausgesprochene erst recht mit Bedeutung aufgeladen“ (Lefernik 1997, S. 221).

Auch wenn die mit ‚Schizophrenie‘ diagnostizierten Menschen diese Bezeichnungen nicht zur Selbstcharakterisierung verwenden oder umschreiben, können sie trotzdem in diese investieren, indem sie genau der Rolle des ‚Patienten mit Schizophrenie‘ entsprechen (müssen). Damit sind gewisse Praktiken verbunden wie Medikamenten-Compliance, das regelmäßige Aufsuchen von PsychiaterInnen und von psychosozialen Versorgungssystemen (z.B. Psychosoziale Zentren, berufsrehabilitative Einrichtungen, Ergotherapie).

Fassen wir also noch einmal zusammen: Nach dem hegemonialen Verständnis zum Stimmenhören wird dieses als etwas Pathologisches betrachtet, welches man mit Psychopharmaka versucht zu beseitigen. Primär spricht man hinsichtlich des Stimmenhörens von ‚Halluzinationen‘ und stellt den stimmenhörenden Menschen in den meisten Fällen eine Diagnose aus dem ‚schizophrenen Formenkreis‘. In diesem Zusammenhang kann man auch davon sprechen, dass Stimmenhören (unter bestimmten Voraussetzungen) als *pars pro toto* für Schizophrenie fungiert. Als Erklärungstheorie hält dieser Diskurs für stimmenhörende Menschen ein monokausales Ursachenmodell bereit, welches eine Verbindung zwischen anormalen neurophysiologischen Vorgängen und dem Auftreten von ‚psychotischen Symptomen‘ konstatiert.

## 2.2 Alternative Sichtweise: Gegendiskurs des ‚Hearing Voices Movements‘

Der Psychiater Prof. Dr. Marius Romme startete im Jahr 1987 in einer niederländischen Fernsehshow einen Aufruf nach Menschen, die Stimmen hören. In dieser Show trat er mit einer Patientin auf. Diese Patientin hörte Stimmen und nahm zur Behandlung Medikamente ein. Trotz der Behandlung belasteten sie die Stimmen immer mehr und sie wurde suizidal. Romme fühlte sich hinsichtlich der Behandlung dieser Patientin machtlos. Als er beobachtete, dass ihr der Austausch mit anderen stimmenhörenden Menschen half, kam ihm die Idee, einen Aufruf nach anderen stimmenhörenden Menschen über das Fernsehen zu starten. Es meldeten sich insgesamt 700 Personen, von welchen 450 Personen rückmeldeten, Stimmen zu hören. Diesen Personen wurden Fragebögen zugeschickt, in welchen sie Fragen zum Stimmenhören und den von ihnen angewandten Umgangsformen mit dem Stimmenhören beantworteten<sup>39</sup>. Überraschend war nun für Romme, dass von diesen insgesamt 450 stimmenhörenden Personen 150 angaben, dass sie mit ihren Stimmen umgehen können und keine psychiatrische Hilfe in Anspruch nehmen bzw. nahmen. Daraufhin organisierte Romme erstmals einen Kongress zum Austausch für stimmenhörende Menschen (Romme & Escher 1989, 2008). Dieser Kongress gilt sozusagen als die Geburtsstunde des ‚Hearing Voices Movement‘.

Das ‚Hearing Voices Movement‘ hat sich im Jahr 1987 ausgehend von den Niederlanden mit der Gründung des ‚Hearing Voices Network‘ von Sozialpsychiater Marius Romme und der Wissenschaftsjournalistin Sandra Escher etabliert. Dabei handelt sich um eine Organisation für sogenannte ‚StimmenhörerInnen‘ und anderen Interessierten an diesem Phänomen; auch viele Selbsthilfegruppen wurden aus dieser Bewegung heraus gegründet. In den folgenden Jahren entstanden ‚Voice Hearer Networks‘ auch in anderen Ländern wie Italien, Finnland, Wales, Schottland, Schweiz, Schweden, Österreich, Deutschland, Norwegen und Dänemark, Japan, Palästina, Neuseeland, Australien und den USA.

Im Jahr 1997 wurden diese Organisationen unter dem Netzwerk ‚Intervoice‘<sup>40</sup> (The International Network for Training, Education and Research into Hearing Voices) international zusammengeschlossen, wessen Präsident nachwievor Marius Romme ist. Als Ziel definiert Intervoice, der Allgemeinbevölkerung zu zeigen, dass Stimmenhören eine ‚normale‘ Erfahrung bzw. Reaktion auf bestimmte Lebensumstände sein kann. Stimmenhören an sich sei nicht problematisch oder per se ‚krank‘, sondern nur die Unfähigkeit mit dieser Art der Erfahrung umzugehen. Ferner nennt

---

<sup>39</sup> Eine überarbeitete Form dieses Fragebogens stellt das sogenannte ‚Maastricht Interview‘ (Romme & Escher 2008) dar, welches zur Erfassung qualitativer und quantitativer Merkmale der Stimmen und der von stimmenhörenden Menschen angewandten Coping-Strategien entwickelt wurde.

<sup>40</sup> Die folgenden Informationen zu Intervoice entnahm ich von ihrer Homepage: [www.intervoice.org](http://www.intervoice.org)

Intervoice die Psychoedukation hinsichtlich des Stimmenhörens, die Entwicklung von mehr nicht-medikamentösen Behandlungsmethoden und Coping-Strategien und die Entstigmatisierung. Schließlich ist als weiteres Ziel die Förderung von Emanzipationsprozessen von StimmenhörerInnen und von Angehörigen zu nennen.

Die Besonderheit dieser Organisationen des ‚Hearing Voice Movements‘ ist die gleichsamer Unterstützung und Partizipation von Betroffenen, Angehörigen und vielerlei Professionellen (Pflegepersonal, PsychiaterInnen, PsychologInnen, SozialarbeiterInnen etc.). Wissen zum Stimmenhören und Coping-Strategien zum Umgang mit Stimmen werden gemeinsam von StimmenhörerInnen und Professionellen entwickelt. In diesem Zusammenhang spricht Intervoice auch von einer respektvollen Partnerschaft („close and respectful partnership“) zwischen StimmenhörerInnen, welche als ExpertInnen aufgrund ihrer Erfahrungen („experts by experience“), und Professionellen, welche als ExpertInnen aufgrund ihrer Profession („experts by training“) bezeichnet werden. Die Partizipation von ‚Betroffenen‘ in diesen Netzwerken wird als wichtiger Schritt hinsichtlich Empowerment- und Recovery-Prozessen betrachtet.

Wir haben bis jetzt betrachtet, welche Ziele und Einstellungen das ‚Hearing Voices Movement‘ vertritt. Auf welche Art und Weise grenzt sich das ‚Hearing Voices Movement‘ von hegemonialen Vorstellungen zum Stimmenhören ab? Auf welche wissenschaftlichen Studien verweist es hierfür bzw. werden zur Legitimierung genannt? Darauf möchte ich jetzt auch deshalb eingehen, da auch meine InterviewpartnerInnen auf die von diesem Diskurs vertretenen Annahmen und Coping-Strategien rekurrieren.

Marius Romme und Sandra Escher beginnen ihr Buch *Stimmenhören verstehen* (2008) damit, zu legitimieren „warum wir einen neuen Ansatz zum Stimmenhören brauchen“ (ebd., S. 16-52). Darin lässt sich schon die Abgrenzung von hegemonialen Ansätzen zum Stimmenhören als zentrales Charakteristikum dieses Diskurses identifizieren. Der alternative Diskurs zum Stimmenhören verweist zur Legitimierung seines ‚neuen Ansatzes‘ auf einige epidemiologische Studien, die demonstrieren, dass in westlichen Gesellschaften<sup>41</sup> nicht nur psychiatrische PatientInnen Stimmen hören, sondern auch Menschen, welche mit ihren Stimmen umgehen können und mit dem institutionalisierten Apparat der Psychiatrie noch nicht in Berührung gekommen sind (vgl. Romme & Escher 1989; Tien 1991; Eaton et. al 1991; Johns & van Os 2001). Diese Studien konstatieren, dass 2-6% der untersuchten Populationen Stimmen hören (vgl. Romme & Escher 2008). Nur ein kleiner Teil von stimmenhörenden Menschen erfüllt die Kriterien einer psychiatrischen Diagnose und noch weniger geben an, psychiatrische Hilfe zu benötigen (vgl. Johns & van Os 2001). Diese Ergebnisse haben

---

<sup>41</sup> Diese epidemiologischen Studien wurden in Europa und in den USA erhoben.

Marius Romme und seine KollegInnen dazu angeregt, Vergleichsstudien zwischen stimmenhörenden Nicht-PatientInnen und stimmenhörenden PatientInnen durchzuführen, um die verschiedenen Umgangs- bzw. Copingstrategien mit den Stimmen zu erfassen (vgl. Honig et. al 1998). Nicht das Hören von Stimmen an sich wird als ‚krank‘ betrachtet, „sondern das Unvermögen, sich mit den Stimmen auseinanderzusetzen“ (Romme 2005, S. 14).

Stimmenhören ist in diesem Diskurs also nicht *per se* das ‚Symptom‘ einer Krankheit. Es wird argumentiert, dass Stimmenhören als primäre Reaktion auf belastende Lebensumstände sekundäre Reaktionen bzw. ‚Symptome‘ auslösen bzw. produzieren könne, die vor allem für ‚außenstehende‘ Menschen als solche sichtbar werden. Das betrifft z.B. Konzentrationsschwierigkeiten (aufgrund des störenden Einflusses der Stimmen), ‚Wahnvorstellungen‘ (als Versuche das Phänomen Stimmenhören zu erklären), inadäquate Affekte (z.B. Lachen, weil die Stimmen etwas Lustiges sagten, man sich aber selbst gerade in einer ernsthaften Konversation mit anderen befindet) und sogenannte negative ‚Symptome‘ der ‚Schizophrenie‘ (Isolation aufgrund des Versuchs, den imperativen Stimmen nicht Folge leisten zu müssen) (vgl. Romme & Escher 2006, S. 164; Romme & Escher 2008, S. 22). Ron Coleman, ein ‚Stimmenhörer‘, beschreibt zum Beispiel autobiographisch, wie die Stimmen diese sekundären Reaktionen bzw. ‚Symptome‘ bei ihm provozierten (vgl. Coleman 1999).

Den Erklärungstheorien, welche die stimmenhörenden Menschen für das Stimmenhören haben, wird hinsichtlich der Coping-Strategien eine wesentliche Bedeutung zu geschrieben (vgl. Fenekou & Georgaca 2010; Birchwood & Chadwick 1997). Werden die Stimmen positiv und als sinnvoll erlebt, können stimmenhörende Menschen auch besser mit ihnen umgehen (vgl. ebd.). Jegliche Erklärungstheorie der ‚StimmenhörerInnen‘ wird von diesem Diskurs akzeptiert. Bei der therapeutischen Arbeit mit ‚StimmenhörerInnen‘ wird es als wichtig erachtet, die Eigentheorien zu akzeptieren. Im Gegensatz zum hegemonialen Diskurs wird Stimmenhören vom ‚Hearing Voices Movement‘ als eine ‚normale‘ Erfahrung, als Reaktion auf bestimmte Lebensumstände betrachtet, mit welchen die Betroffenen umzugehen lernen müssen. Falls in diesem Diskurs von Begriffen wie ‚Halluzinationen‘ oder ‚Schizophrenie‘ die Rede ist, dann nur, um sich von diesen abzugrenzen (vgl. Romme 2008).

Auch dieser ‚alternative Diskurs‘ zum Stimmenhören sucht nach Ursachen und Erklärungstheorien zum Stimmenhören. Romme und andere AkteurInnen dieses alternativen Diskurses gehen davon aus, dass Stimmenhören primär aufgrund eines (oft schon in der Kindheit erlebten) Traumas ausgelöst werde (vgl. Romme & Escher 1989, 1996, 2006, 2008; Read et. al. 2005). Für den ‚Recovery‘-Prozess wird es als wichtig erachtet, Stimmenhören zu akzeptieren und eine Verbindung mit der eigenen individuellen Lebensgeschichte herzustellen (vgl. Romme & Escher 2008). Als Instrument schlagen

Romme & Escher hierfür das Maastricht-Interview vor, ein halbstrukturiertes Interview, welches Professionellen dabei helfen soll, Verbindungen zwischen dem Stimmenhören und der eigenen Lebensgeschichte herzustellen und transparent zu machen, welche Coping-Strategien von den Interviewten angewandt werden (vgl. ebd.).

Als Interventionsvorschläge werden vom alternativen Diskurs zum Stimmenhören mehrheitlich verhaltenstherapeutische bzw. psychologische Ansätze genannt, um mit dem Stimmenhören umzugehen (vgl. Romme & Escher 2008; Leudar & Thomas 2000; Chadwick & Birchwood 1996; Falloon & Talbot 1981). Medikamente als Unterstützung beim Coping mit dem Stimmenhören werden von diesem Diskurs zwar nicht abgelehnt, es wird jedoch die Bedeutsamkeit herausgestrichen, sich vor allem mit den Inhalten der Stimmen auseinanderzusetzen (vgl. Romme & Escher 2008). Ziel ist nicht die Beseitigung des Stimmenhörens, sondern die Bedeutung des Stimmenhörens sinnvoll mit der eigenen Lebensgeschichte in Verbindung zu bringen und darüber hinaus zu lernen, mit den Stimmen umzugehen. So spricht man in diesem Diskurs dann von ‚Recovery‘, wenn die Stimmen in das Leben integriert werden konnten und nicht mehr als belastend erlebt werden (Coleman 1999; Romme & Escher 2009). In diesem Zusammenhang steht auch die Betonung von Selbsthilfetechniken, die von Professionellen und anderen (meist ‚recoverten‘) Betroffenen oder Peer-BetreuerInnen vermittelt werden. Der Besuch von Selbsthilfegruppen zum Stimmenhören und der Austausch mit anderen sogenannten ‚StimmenhörerInnen‘ wird für den ‚Recovery‘-Prozess als hilfreich erachtet (vgl. Romme 2009, S. 73ff.) Der Selbsthilfe wird hinsichtlich der Rückgewinnung der Kontrolle über das eigene Leben eine bedeutende Rolle zugesprochen. Durch diese können sich die Betroffenen von ‚Opfern zu Siegern verwandeln‘ (Coleman & Smith 2007). Auf welche Weise wird jedoch für ‚Betroffene‘ Recovery und Empowerment möglich? Inwiefern sind hierfür auch die ‚anleitenden Professionellen‘ zuständig?

Die vorherrschende Hierarchien in hegemonialen institutionalisierten Apparaten der Psychiatrie und psychosozialen Versorgungssystemen zwischen handelnden Professionellen und den Betroffenen als passiven HilfeempfängerInnen werden von diesem alternativen Diskurs ‚scheinbar‘ aufgehoben, da beide Parteien als gleichwertige PartnerInnen und als ExpertInnen an der Wissensvermehrung und dem Wissensaustausch zum Stimmenhören beteiligt sind (siehe oben). Natürlich muss berücksichtigt werden, dass ‚Gleichwertigkeit‘ in dieser Partnerschaft nie erreicht werden kann, schon allein aufgrund der unterschiedlichen symbolischen Macht der Beteiligten, wofür schon allein die Tatsache spricht, dass das Netzwerk von Professionellen gegründet wurde. Es stellt sich letztlich auch die Frage, wer von beiden Parteien „Recht auf das gewichtige Wort“ (Villa 2008, S.156) hat.

Ulrich Bröckling (2007) betrachtet Subjektivierungsprozessen in neoliberalen Gesellschaften und fokussiert dabei auch Empowermentprozesse. Er macht die Involviertheit von Professionellen

sichtbar, welche über die symbolische Macht verfügen, zu bestimmen, wer überhaupt erst ‚empowert‘ werden sollte (vgl. auch Cruishank 1999, S. 70f.). Empowermentprozesse sind ambivalent, da einerseits Professionelle zur Selbstbemächtigung auffordern und jegliche fremdbestimmten Unterstützung verwehren, andererseits diese jedoch auch vermitteln, inwiefern Empowerment überhaupt erst möglich wird.

In der Gestalt des Experten radikalisiert sich das Paradox der Subjektkonstitution zum performativen Widerspruch: Einerseits tritt der Experte im appellativen Gestus einer Autorität auf, die weiß, was gut ist für die, zu denen er spricht. Andererseits nährt er das Misstrauen gegenüber jedweder Fremdbestimmung und predigt nichts als ‚Werde du selbst!‘ Um herauszufinden wer man ist, braucht man offensichtlich jemanden, der es einem sagt; um dazu zu werden, jemanden, der einem dabei hilft. Zugleich steckt in jedem noch so guten Rat das demütigende Urteil, man habe ihn nötig, konstruiert jedwede professionelle Hilfe allererst Hilfebedürftige. (Bröckling 2007, S. 42)

Um die Betroffenen beim Empowermentprozess zu ‚unterstützen‘, wenden diese ‚Experten der Subjektivität‘ ihre präventiven, kurativen oder korrektiven bzw. normalisierenden Interventionen an. Subjektivierungsregime benötigen für Bröckling in erster Linie Subjektivierungsregime, welchen Empowerment-Programmen erst Autorität verleihen (vgl. ebd. S. 41; Rose 1996, S. 151)<sup>42</sup>. Pointiert schreibt Bröckling hierzu: „Zu entscheiden, wer bemächtigt werden soll, ist ein Zeichen von Macht“ (Bröckling 2007, S. 193). Zu solchen Subjektivierungsregisseuren zähle ich auch die Professionellen des ‚Hearing Voice Movements‘.

Subjektivierungsregime, welche das Empowerment der Betroffenen fordern, bergen auch die Gefahr der Individualisierung und Depolitisierung in sich. Dadurch, dass der Einzelne dazu aufgefordert wird, an sich selbst zu arbeiten, sich selbst besser kennen zu lernen, werden die Gründe für ein Scheitern des Empowerments von den zu Bemächtigenden in sich selbst gesucht und verortet. Bröckling spricht auch von einer „bedenklichen Individualisierung des Empowerment-Denkens“ (ebd., S. 204) innerhalb der Psy-Disziplinen. Es war mir wichtig auf diese Ambiguität von Empowermentprozessen

---

<sup>42</sup> Ulrich Bröckling rekurriert in seinen Ausführungen auf Nikolas Rose, welcher in Bezugnahme auf Foucaults Konzept der ‚Gouvernementalität‘, konstatiert, dass die Selbstführung der Subjekte nun von ‚experts of subjectivity‘ angeleitet werde: „The guidance of selves is no longer dependent on the authority of religion or traditional morality; it has been allocated to ‚experts of subjectivity‘ who transfigure existential questions about the purpose of life and the meaning of suffering into technical questions of the most effective of managing malfunction and improving ‚quality of life‘“ (Rose 1996, S. 151). In seinem Werk *Inventing our selves. Psychology, power, and personhood* analysiert er die konstituierende Wirkung von sogenannten ‚psy‘-Disziplinen (Psychologie, Psychiatrie, Psychotherapie). Rose argumentiert, dass die Ausbreitung der psy-Disziplinen mit der in gegenwärtigen neoliberalen demokratischen Gesellschaften sich etablierenden ‚Führung der Führungen‘, der ‚Gouvernementalität‘, zusammenhänge. Die ‚freien Individuen‘ in liberal-demokratischen Gesellschaften, die sich selbst ‚führen‘, indem sich ständig anpassen und optimieren, empfinden sich zwar als ‚frei‘ hinsichtlich ihrer Entscheidungen, unterliegen hierbei jedoch auch Zwängen (vgl. Rose 1996.). Diese Selbstpraktiken sind beides: „it is both voluntary and coercive“ (Cruishank 1999, S.48).

hinzuweisen und diese für den Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ mitzudenken. Mit der Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ ist nämlich auch implizit der Zwang zum Empowerment verbunden, der sich jedoch für die zu Bemächtigenden als ‚selbstbestimmtes‘ Ziel äußert.

Wenden wir uns nun den Bezeichnungspraktiken dieses alternativen Diskurses zum Stimmenhören zu und untersuchen, welche Subjektpositionen und Identifikationsmöglichkeiten für stimmenhörende Menschen möglich werden. Das ‚Hearing Voices Network‘ bzw. ‚Intervoice‘ und ihre Organisationen bezeichnen stimmenhörende Menschen explizit als ‚StimmenhörerInnen‘. Dieser alternative Diskurs zum Stimmenhören bietet also die intelligible Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ für stimmenhörende Menschen an, eine Positionierung, die mit Partizipation und ExpertInnenstatus assoziiert ist. Ron Coleman, ein ‚Stimmenhörer‘, der Öffentlichkeitsarbeit betreibt, sieht den wesentlichen Beginn seines ‚Recovery‘ darin, dass er aufhörte, ‚Ron, der Schizophrene‘ zu sein, sondern sich selbst als ‚Ron, der Stimmenhörer‘ finden konnte (Amering 2005, S. 113; vgl. Coleman 1999). Als ‚Recovery‘ bezeichnet er selbst den Prozess ‚vom Opfer zum Sieger‘ über sein eigenes Leben (vgl. Coleman & Smith 2007). Die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ des alternativen Diskurses zum Stimmenhören hat also ein emanzipatives Moment für stimmenhörende Menschen. Interessant ist auch die Entwicklung der Bezeichnungspraktiken innerhalb des ‚Hearing Voices Movements‘: Während in den ersten Artikeln von Romme und seinen KollegInnen noch primär Bezeichnungen wie „people, who hear voices“ (vgl. Romme & Escher 1989, 1996; Honig et.al. 1998) fallen und auch der Begriff der ‚Halluzination‘ fällt, findet man diese in den späteren Werken kaum mehr (Romme & Escher 2008, 2006; Romme 2005). In diesen neuen Werken und den Homepages von Intervoice und den einzelnen nationalen ‚hearing voices networks‘ findet man ausschließlich nur noch die Bezeichnung ‚voice hearer‘ bzw. ‚StimmenhörerIn‘.

Fassen wir also kurz zusammen: Der alternative Diskurs zum Stimmenhören kann als Gegendiskurs zum hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs betrachtet werden. Er bietet alternative Erklärungen sowie Verortungsmöglichkeiten für stimmenhörende Menschen an. Es wird eine Entpathologisierung des Stimmenhörens vorgenommen und die Umgangsweisen des einzelnen mit dem Stimmenhören werden fokussiert. Die individuellen Erklärungstheorien der Einzelnen werden akzeptiert und als sinnvoll erachtet. Das Ziel dieses Diskurses ist ‚Recovery‘, worunter nicht das Verschwinden des Stimmenhörens fällt, sondern erfolgreiche Umgangsformen mit den Stimmen, sodass sie den oder die Betroffene(n) im Alltag nicht mehr belasten bzw. behindern. Kritisch kann angemerkt werden, dass dieser Diskurs zu einer Individualisierung des Phänomens beiträgt, da Ursachen und Möglichkeiten der Bewältigung in den Individuen selbst lokalisiert werden. Pointiert zeigt sich dies in folgender Aussage: „Stimmenhören [ist] eine individuelle Erfahrung, die einer individuellen Reaktion bedarf“ (Romme & Escher 2008). Darüber hinaus hat dieser alternative Diskurs eine naturalisierende

Wirkung, weil Stimmenhören als ‚natürliche‘ oder ‚normale‘ Reaktion auf belastende Lebensumstände betrachtet wird. Mary Boyle bezieht hierzu Stellung, indem sie das Phänomen des Stimmenhörens in einen sozialen Kontext einbettet: „A fuller understanding of voice-hearing will involve acknowledging that voice-hearing is a social phenomenon, involving those immediately around the voice-hearer as well as social authorities and wider cultural practices“(Boyle 2002, S. 271).

## **TEIL 2: THEORETISCH-METHODOLOGISCHER RAHMEN: DISKURS, SUBJEKT UND BIOGRAPHIE**

Im Zuge dieser Forschungsarbeit stand ich vor der Aufgabe, eine methodologische Verschränkungsarbeit zwischen Biographieforschung, Diskurstheorie und Subjekttheorie zu leisten. Dafür habe ich ‚sensibilisierende Konzepte‘ (Kelle & Kluge 1999) fruchtbar gemacht, welche mir mitunter als ‚ForscherInnen-Linsen‘ oder Werkzeuge für die Sichtung des Materials dienten. Diese entwickelten methodologischen Konzepte und methodischen Instrumente wurden im Anschluss zur Dekonstruktion von Selbstpositionierungen in narrativen Selbstdarstellungen verwendet, um Konstruktions- und Konstitutionsprozesse sichtbar zu machen. Bei diesen elaborierten sensibilisierenden Konzepten handelt es sich wohlgerne um „keine empirisch, gegenstandsbezogene Aussagen“ (Karl 2005, S.68), sondern um einen heuristischen Rahmen, welcher an das empirische Material angelegt wurde. Kelle und Kluge (1999) sprechen in diesem Zusammenhang von ‚sensitizing concepts‘, welche ForscherInnen als ‚Linsen‘ zur Reflexion des Materials dienen. Diese theoretischen Konzepte sollten aber nicht als Operationalisierungen betrachtet werden, so wie es beispielsweise in der quantitativen positivistischen Forschungspraxis Common Sense ist von wohldefinierten Konzepten ausgehend ‚Daten‘ bzw. Kategorien zu quantifizieren oder zu falsifizieren. Im Rahmen dieser Arbeit werden sensibilisierende Konzepte in einer gewissen Vagheit beschrieben, da es als Vorteil erachtet wird, offene Konzepte zu verwenden, welche „den Untersucher oder die Untersucherin für die Wahrnehmung sozialer Bedeutungen in konkreten Handlungsfeldern sensibilisieren“ (Kelle & Kluge 1999 S. 26). Dausien betont die Wichtigkeit der Entwicklung eines heuristischen Rahmens für die Analyse empirischer Arbeiten, da ForscherInnen dadurch eine „Bezugsmöglichkeit jenseits der Binnenperspektive des Feldes“ (Dausien 1996, S. 97) erhalten.

Die folgenden vorgestellten Konzepte sind allerdings nicht schon vorab festgelegt worden, sondern wurden prozessual durch die abwechselnden Auseinandersetzung mit dem Material (historische Quellen, Gegenstandsliteratur zum Stimmenhören, Feldbeobachtung, Gespräche mit stimmenhörenden Menschen und biografische Interviews) und theoretischen Zugängen (erkenntnistheoretische und methodologische Zugänge) entwickelt. Dieses Vorgehen implizierte, dass ich meine sensibilisierenden Konzepte mit dem Fortschreiten der Diplomarbeit immer wieder nachschärfen, ausweiten bzw. adaptieren musste.

Die sequentielle Anordnung der einzelnen Kapiteln der vorliegenden Arbeit, welche zunächst den theoretischen Rahmen vorstellt und nachfolgend erst die Interpretationen des empirischen Materials

darstellt, soll insofern nicht zu der Ansicht verleiten, es handle sich bei meinem Vorgehen nicht um eine wechselseitige Anpassung der theoretischen Konzepte an das empirische Material. Leider handelt es sich um eine generelle Schwierigkeit, die prozessuale Arbeitsweise von qualitativen sozialwissenschaftlichen Arbeiten auch in ihrer Verschriftlichung transparent zu machen. Um der Forderung nach Transparenz nachzukommen, werde ich mich zum einen im empirischen Teil dieser Arbeit auf die nachfolgend noch vorgestellten Konzepte zu ‚Diskurs‘, ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘ beziehen und auf deren detaillierte Darstellung im Theorieteil verweisen. Zum anderen werde ich im Theorieteil auf die Signifikanz der theoretischen Konzepte für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit hinweisen, welche sich erst durch die Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld und dem empirischen Material ergaben. Für die LeserInnen dieser Diplomarbeit ist es mir jedoch wichtig, dass sie die prozessuale Arbeitsweise dieses qualitativen sozialwissenschaftlichen Projektes stets ‚im Hinterkopf behalten‘, deren transparente Darstellung ich mit diesem Text jedoch nie ganz einholen werde können.

Der folgende theoretisch-methodologische Rahmen setzt sich aus 3 Teilen zusammen. Im ersten Teil werde ich die zentralen Thesen Foucaults skizzieren und für die vorliegende Arbeit fruchtbar machen (*Kapitel 3*). Allerdings verfolge ich nicht das Ziel, eine Diskursanalyse durchzuführen; es geht mir lediglich darum, den Diskursbegriff Foucaults als Werkzeug für die Analyse vorzustellen. Zudem ist die Kenntnis zur Diskurstheorie Foucaults unmittelbare Voraussetzung für die Nachvollziehbarkeit und Verständlichkeit der nachfolgenden Kapitel zu den Konzepten ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘. Um den Subjektbegriff theoretisch einzuholen, werde ich mich dann im zweiten Teil Foucaults Subjektbegriff, Judith Butlers Konzepte der ‚Subjectivation‘ und ‚Performativität‘ zuwenden. Diese Konzepte werden für diese Arbeit kritisch übernommen und schließlich mit Stuart Halls Konzept der Artikulation weitergedacht. Zudem zieht sich die Frage nach Handlungsmacht und Widerstand wie ein roter Faden durch dieses Kapitel. Die Frage, inwiefern es für Individuen möglich wird, nicht-hegemoniale, oppositionelle (Subjekt)Positionen einzunehmen, wird theoretisch vorausgelotet (*Kapitel 4*). Schließlich wird dann im dritten Teil der heuristische Rahmen zu ‚Subjekt‘ und ‚Diskurs‘ mit der Biographieforschung verbunden, und die sich daraus ergebenden methodologischen Verbindungs- und Reibungspunkte aufgezeigt (*Kapitel 5*). Dieser elaborierte theoretische heuristische Rahmen wurde nun als Analyserater an mein empirisches Material angelegt.

Zweifelloos könnte dieser nachfolgend skizzierte theoretischer Rahmen Stoff für eine in sich geschlossene akademische Abschlussarbeit bieten und freilich im Rahmen dieser ausführlicher betrachtet werden. Nichtsdestotrotz war es mir ein Anliegen, die theoretische Verschränkung zwischen Diskurs und Subjekt und die Frage nach widerständigen Praktiken nicht verkürzt zu behandeln. Dieser Teil der Arbeit könnte sich außerdem nahezu unabhängig vom Erkenntnisinteresse

der vorliegenden Arbeit lesen und als Analyseraster für andere Projekte zu Verfügung stehen. Zumal sich der folgende skizzierte theoretische Rahmen aber *de facto* prozessual entwickelt hat, habe ich explizit an einigen Stellen des Theorieteils die Relevanz dieser Konzepte für dieses Projekt herausgestrichen.

### **3. Foucaults Diskurstheorie: Diskurs, Macht und Wahrheit**

Dieses Kapitel stellt die Diskurstheorie Foucaults als ‚Werkzeug‘ für die vorliegende Arbeit vor. Foucault hat selbst davon gesprochen, dass seine theoretischen Ausführungen weder für ihn noch für andere ‚Rezepte‘ darstellen sollen, sondern sie seien bestenfalls ‚Werkzeuge‘ (vgl. Foucault 1996, S. 25). Im Kapitel zum *Forschungsprozess und Erkenntnisinteresse* ist schon deutlich geworden, weshalb es für diese Forschungsarbeit essentiell ist, eine diskursanalytische Perspektivierung einzunehmen. Denn auf welche Art und Weise Diskurse, Normalitätskonstruktionen oder Deutungsmuster als unhinterfragt ‚wahr‘ konstruiert werden, war von Anfang an eine ‚brennende Frage‘ dieses Forschungsvorhabens. (Hegemoniale) Diskurse sind maßgeblich an Subjektivierungsprozessen beteiligt. Der hegemoniale bio-medizinischen Diskurses zur ‚Schizophrenie‘ beispielsweise, von welchem stimmenhörende Menschen besonders tangiert werden, produziert ‚pathologisierte Subjekte‘. Zunächst stelle ich die Diskurstheorie Foucaults dar, bevor ich später noch detailliert auf die Verschränkung der Konzepte Diskurs, Subjekt und Biographie eingehen werde. Für das bessere Verständnis der weiteren Kapitel stellt die Diskurstheorie Foucaults zudem eine notwendige Voraussetzung dar.

In seinem ersten Band zu *Sexualität und Wahrheit* mit dem Titel *Der Wille zum Wissen* (1983) hält Michel Foucault im Vorwort fest, dass die Sexualität hier nur ein Beispiel für ein allgemeines Problem sei, das er verfolge: „Es ist das Problem, das fast alle meine Bücher bestimmt: wie ist in den abendländischen Gesellschaften die Produktion von Diskursen, die (zumindest für eine bestimmte Zeit) mit einem Wahrheitswert geladen sind, an die unterschiedlichen Machtmechanismen und – institutionen gebunden?“ (Foucault 1983, S. 8). An dieser zentralen Fragestellung wird sichtbar, dass es zur Verständlichkeit des foucaultschen Diskursbegriffs auch wichtig sein wird, sich anderen ‚heißen‘ Begriffen seiner Diskurstheorie zuzuwenden: Macht, Wissen und Wahrheit. In diesem Kapitel widme ich mich der Herausarbeitung der Bedeutungszusammenhänge zwischen Diskurs, Wissen, Wahrheit und Macht in der Foucaultschen Diskurstheorie.

Foucaults Diskurstheorie kann den LeserInnen nicht ohne die Miteinbeziehung seiner historischen Studien zu Wahnsinn, Gefängnis, Disziplinartechnologien oder Sexualität zugänglich gemacht werden. Es wäre gleichsam ahistorisch, würde man lediglich Foucaults Konzepte der Macht oder Wahrheit beschreiben, ohne deren historischen und gesellschaftlichen Bezüge zu analysieren. Deshalb verstehe ich die nächsten Kapitel auch als eine Art ‚Reise‘ durch Foucaults Werke, bei welcher auch die jeweiligen von Foucault behandelten ‚Gegenstände‘ im Zusammenhang mit seinem Theoriegebäude thematisiert werden.

### 3.1 Zum Diskursbegriff

Der Diskursbegriff schrieb eigene Geschichte in dem großen Schriftensammelsurium von Michel Foucault. In seinen früheren Werken wie *Wahnsinn & Gesellschaft* (1973), *Die Geburt der Klinik* (2008) und *Die Ordnung der Dinge* (1986b) spricht er nie vom ‚Diskurs‘ an sich. In der *Archäologie des Wissens* (1981) erscheint dann beim damaligen ‚Archäologen‘ Foucault explizit der Begriff ‚Diskurs‘. Michel Foucault zeigt, dass Diskurse „nicht wie man vielleicht erwarten könnte, eine reine und einfache Verschränkung der Dinge und der Wörter sind“ (Foucault 1981, S. 74) und er spricht ferner davon, dass „der Diskurs keine dünne Kontakt- oder Reibfläche einer Wirklichkeit und Sprache ist“ (ebd., S.74). Räumlich wird der Diskurs auf einer intermediären Ebene lokalisiert, die zwischen den Wörtern und den Dingen angesiedelt ist. Philipp Sarasin (2005) formuliert den Grundgedanken der Foucaultschen Diskursanalyse als die „Isolierung einer Ebene oder einer Schicht von Ordnung jenseits eines wie auch immer vorgestellten linguistischen Fragments“ (ebd. S.97). Diskurse sind nicht als Gesamtheiten von Zeichen zu betrachten, sondern sie sind

als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen, aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben. (Foucault 1981, S. 74).

Diskurse sind Foucault zufolge nicht nur Zeichen oder Repräsentationen der Wirklichkeit, sie sind vielmehr Praktiken, welche Gegenstände hervorbringen, wie z.B. in *Wahnsinn und Gesellschaft* (1976) das Wissensobjekt ‚Wahnsinn‘.

Geleitet wird die diskurstheoretische Perspektive in *Archäologie des Wissens* von der Frage, „wie es dazu kommt, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“ (Foucault 1981, S. 42). Michel Foucault konzentriert sich darauf, was zu einer bestimmten Zeit als ‚wahres‘ Wissen anerkannt wurde. Wesentlich ist es für ihn zu zeigen und sichtbar zu machen, wie in einzelnen Wissenschaften und Diskursfeldern Wissensobjekte erscheinen. In seinem Werk *Wahnsinn*

*und Gesellschaft* (1976), in welchem er die Geschichte des ‚Wahnsinns‘ vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert rekonstruierte, schreibt er:

In unserer Naivität haben wir uns vielleicht vorgestellt, einen psychologischen Typus beschrieben zu haben, den Irren durch hundertfünfzig Jahre seiner Geschichte hindurch. Jedoch müssen wir feststellen, dass wir bei der Abfassung der Geschichte des Irren [...] die Geschichte dessen geschrieben haben, was das Erscheinen einer Psychologie überhaupt ermöglicht. (Foucault 1976, S. 550).

Wie oben schon angesprochen wurde, ist der Diskurs eng verwoben mit Praktiken, welche die Gegenstände erst systematisch bilden. Denn erst durch die Praktiken der Einschließung und Abgrenzung der ‚Irren‘ durch die sogenannten Teilungspraktiken in ‚Vernünftige‘ und eingesperrte ‚Wahnsinnige‘ konnte die Vernunft sichtbar werden, und die Humanwissenschaften, voran die Psychiatrie, in Erscheinung treten, indem sie einen „Monolog der Vernunft über den Wahnsinn“ (ebd., S. 8) führte. Erst die Ausschließungspraktiken der ‚Irren‘ oder der ‚Anderen‘ war konstitutives Moment für die Vernunft(wissenschaft) an sich<sup>43</sup>. Das Wissensobjekt ‚Wahnsinn‘ erscheint bei Foucault nicht ahistorisch als universal, sondern er fokussiert die unterschiedlichen historischen Formen dieses Wissensgegenstandes und die mit ihm verbundenen Praktiken. Somit existieren für ihn Wissensgegenstände, wie ‚der Wahnsinn‘ nur in historisch kontingenter Form (Keller 2007, S. 43). Foucault zielt in seiner Analyse des ‚Wahnsinns‘ nicht darauf ab zu zeigen, „was der Wahnsinn selbst gewesen sein könnte“, sondern er möchte die Bedingungen seines historischen Erscheinens rekonstruieren (vgl. Foucault 1981, S.72). Daran anschlussnehmend schreibt Hannelore Bublitz, dass die Foucaultsche Diskursanalyse einen de-ontologisierenden Charakter habe, da sie nicht nur die Universalität von Wissen und Erkenntnis dekonstruiert, sondern auch disziplinäre Wahrheiten als Diskurseffekte analysiert (Bublitz et al. 1999, S. 13).

Als Archäologe hat es sich Foucault zum Ziel gesetzt, die Verhältnisse zwischen den diskursiven Formationen und den nichtdiskursiven Bereichen zu untersuchen und die Regeln dieser Aussagesysteme zu rekonstruieren. Dabei gräbt Foucault vergangene Wissensordnungen aus, „ohne Stellung zu deren Wahrheits- und Sinngehalten zu nehmen“ (Keller 2007, S. 44). Allerdings fragt er als Archäologe noch nicht, warum ein Diskurs auftaucht und wieder verschwindet; erst als der spätere Genealoge, sieht er die Gründe hierfür in Machtverhältnissen. Die Leerstelle, das Macht bisher noch nicht von Foucault thematisiert worden war, benennt er selbst: „Was [...]meiner Arbeit fehlte, war dieses Problem der ‚diskursiven Ordnung‘, der sich aus dem Spiel der Aussagen ergebenden

---

<sup>43</sup> Als Leerstelle Foucaults möchte ich hier die Auslassung der Berücksichtigung gewaltvoller kolonialer Verhältnisse nennen, da vor allem die Abgrenzung von ‚kolonialisierten Anderen‘ für ein rationales ‚westliches‘ Subjekt als konstitutives Außen fungierte. Viele postkoloniale TheoretikerInnen denken hier über Foucault hinaus, z.B. Stuart Hall in seinem Aufsatz *Der Westen und der Rest* (vgl. Hall 1994b), in welchem er die Konstitution eines westlichen rationalen vernünftigen Subjekts mit der Abgrenzung von den kolonialisierten, unzivilisierten, irrationalen ‚Anderen‘ in Verbindung bringt (siehe auch Reckwitz 2008, S.95-106; Derrida 1972, S.139f.)

spezifischen Machtwirkungen“ (Foucault 1978, S.26). Diese selbstkritische Anmerkung markiert ungefähr den Übergang Foucaults von der Archäologie zur Genealogie<sup>44</sup>.

### 3.2 Diskurs, Macht und Wissen

In seinen Werken *Überwachen und Strafen* (1981) und *Der Wille zum Wissen* (1983) konzentriert sich Michel Foucault nun auf die Fragestellung nach der konstituierenden Wirkung von Macht. Hierzu widmet er sich der Untersuchung von Strafpraktiken (Disziplinarmaßnahmen) und Geständnispraktiken (das Reden über die Sexualität wie bei einer Beichte), welche ihm zufolge als Mikropraktiken Wirkungen eben jener Macht darstellen. Mit der Betrachtung dieser Praktiken veranschaulicht er, wie Macht ‚funktioniert‘. Macht zeigt sich *sensu* Foucault vor allem daran, dass etwas überhaupt Gegenstand des Wissens wird. Unten wird dies noch verständlicher werden, wenn ich auf Foucaults Ausführungen zur Geständnistheorie eingehen werde. So könnte man sich in Bezug auf die vorliegende Arbeit die Frage stellen, welche Kräfte dafür verantwortlich sind, dass ‚Stimmenhören‘ überhaupt erst zum Gegenstand des Wissens wird.

Zunächst wenden wir uns Foucaults Ausführungen in *Der Wille zum Wissen* (1983) zu. In diesem ersten Werk seines Bandes zu *Sexualität und Wahrheit* interessiert sich Foucault nicht für die Analyse sexueller Verhaltensweisen, sondern für die von ihm so titulierte nüchterne Frage, „wie diese Verhaltensweisen zu Wissensobjekten geworden“ sind (ebd., S. 7). Es interessiert ihn also das ‚Werden eines Wissen‘ in verschiedenen praktischen Feldern. Diese Hervorbringung von Wissen ist für ihn sehr eng an die Wirkung von Macht gekoppelt:

Man muß [...] einer Denktradition entsagen, die von der Vorstellung geleitet ist, daß es Wissen nur dort geben kann, wo die Machtverhältnisse suspendiert sind, daß das Wissen sich nur außerhalb der Befehle, Anforderungen, Interessen der Macht entfalten kann. [...] Eher ist wohl anzunehmen, daß Macht Wissen hervorbringt [...], daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehungen gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert. (Foucault 1976, S.39).

Wie Foucault in seiner gesellschaftlich-historischen Analyse zur Sexualität darlegt, lässt Wissen sich also auf Macht zurückführen. Diese Verbindung von Wissen und Macht lässt sich natürlich auch auf andere diskursiv hervorgebrachte Wissensgestände ausweiten, wie das hervorgebrachte Wissen über

---

<sup>44</sup> Dies bedeutet natürlich nicht, dass Foucault sich nicht nachwievorn für die Regeln von Diskursen interessiere und den Archäologen sozusagen ‚Geschichte‘ sein lässt. Wie Dreyfus & Rabinow (1987) anmerken an, hat der Archäologe „unterhalb der langen Kontinuitäten kultureller Praktiken, die der Genealoge isoliert [...] immer noch eine klärende Rolle zu spielen“ (ebd., S. 134).

die eng miteinander verbundenen Gegenstände ‚Schizophrenie‘, ‚Stimmenhören‘, ‚Krankheit‘, ‚Normalität‘.

Macht ist bei Foucault keineswegs etwas was nur ‚von oben‘ kommt, z.B. vom Souverän, den Herrschaftsverhältnissen oder der Justiz, sondern diese kann auch ‚von unten‘ kommen, denn die Macht ist „überall, weil sie von überall kommt“ (Foucault 1976, S.114). Macht sei auch nicht zwingend restriktiv, sondern auch produktiv, indem sie Diskurse hervorbringt. Der repressive Machtbegriff inkludiert Unterdrückung, Verbot und Zensur. Foucault nennt diese negative Auffassung der Macht eine ‚juridisch-diskursive‘. Er betont hingegen das produktive Moment der Macht und distanziert sich von einem ausschließlich juridischen und repressiven Machtbegriff. Laut Foucault müssen wir uns von dem Glauben lösen, Wissen existiere von der Macht getrennt. Wo es Wissen gibt, hat man es immer mit Machtverhältnissen zu tun (vgl. Dreyfus & Rabinow 1987, S. 143).

Wissen und Macht werden für Foucault durch einen besonderen Apparat verbunden: dem Dispositiv. Das Dispositiv ist „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wie Ungesagtes, umfasst. [...] Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (Foucault 1983, S. 120f). Das Dispositiv vereinigt das Wissen, die mit dem Wissen verbundene Macht und die institutionellen Manifestationen dieser Macht. Das Dispositiv zur Psychiatrie setzt sich beispielsweise aus psychiatrischem Wissen, Praktiken (Diagnosepraktiken, dichotome Klassifizierungen von normalem und pathologischem Verhalten) und denjenigen Institutionen, Personen und Gebäuden zusammen, die ‚Pathologisches‘ erfassen und ausgrenzen (vgl. Hetzel 2001, S. 214). Was Foucault in seinen Werken forciert hat, war im Grunde genommen eine Analyse solcher Dispositive, z.B. dem Sexualitätsdispositiv.

Für Foucault übernehmen Diskurse nun primär Ordnungsfunktionen und konstatieren, was ‚wahr‘ ist. Diskurse orientieren sich dabei primär am Prinzip der Dichotomisierung: Sie trennen „das Wahre vom Falschen, das Vernünftige vom Unvernünftigen, das Normale vom Nicht-Normalen“ (Bublitz et al. 1999, S. 12). Das Abweichende wird dabei konstitutiv für die Normalität, was am obigen Beispiel zum Forschungsgegenstand ‚Wahnsinn‘ demonstriert wurde, da dieser als konstitutives Außen für die ‚Vernunft‘ fungierte. Allerdings bringen Diskurse selbst in diese Ordnung immer wieder Unordnung, was ihre Brüchigkeit und Instabilität immer wieder aufs Neue mit produziert. Denn Diskurse müssen ihre Ordnung wiederholt herstellen, um auch als ‚wahr‘ zu gelten. Im nächsten Abschnitt fokussiere ich deshalb auch noch auf Foucaults Wahrheitsbegriff und insbesondere auf seine Ausführungen zur Geständnistheorie, welche er als eine Technik oder ein Verfahren zur Wahrheitsfindung betrachtet. Die Fokussierung auf Wahrheit und Geständnistheorien ist mitunter deshalb für

dieses Forschungsprojekt relevant, weil sich sozialwissenschaftliche Methoden, wie eben das biographische Interview, jener Technologien bedienen, um Wahrheiten zu konstruieren.

### 3.3 Wahrheit und Geständnistechologie

Um auf die Bedeutung von ‚Wahrheit‘ in Foucaults Werk herauszuarbeiten, ist es wichtig auch die damit eng verwobenen Begriffe wie Macht, Wissen, Geständnistechologie und Dispositiv stets mitzudenken. Folgend werde ich Foucaults Wahrheitsbegriff entlang seiner Ausführungen zum Sexualitätsdispositiv herausarbeiten.

Für dieses Forschungsprojekt ist es wesentlich, danach zu fragen, welche Bedingungen es sind, die Wissenssysteme oder Diskurse so unhinterfragt und selbstverständlich als ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ erscheinen lassen. Für Foucault hat jede Gesellschaft ihre eigene Ordnung der Wahrheit, indem sie bestimmte Diskurse als ‚wahr‘ funktionieren lässt:

Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen [...] es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht. (Foucault 1978, S. 51).

Welche Techniken und Verfahren dienen Foucault zufolge nun der Wahrheitsfindung? Für Foucault bringen Diskurse und Praktiken, wie beispielweise die Selbsttechnologie des Geständnisses, ‚wahres‘ Wissen hervor, welches zumindest als solches anerkannt wird. In *Der Wille zum Wissen (1983)* liegt Foucaults Fokus auf einer epistemischen Ebene und er stellt einen Zusammenhang zwischen den Geständnispraktiken der ‚scientia sexualis‘ und dem Zuwachs an Diskursen und der „Lust an der Wahrheit der Lust“ (ebd., S 91) her. Es kommt – so Foucault – im 19. und 20. Jahrhundert zu einer Vermehrung von Diskursen zur Sexualität. Die Befragungen und die zur ‚Beichte‘ oder Bekenntnisse auffordernde Praxis der Wissenschaften trugen Foucault zufolge zu dieser Vermehrung bei.

Das Geständnis hat in Europa eine lange Geschichte: Mit dem Laterankonzil von 1215 wurde die Beichttechnik zentraler Bestandteil des Bußsakramentes der katholischen Kirche. Im 19. Jahrhundert kam es dann aber zu einer Ausweitung der Geständnisverfahren in anderen Bereichen. In vielen Bereichen ist nun das Geständnis bedeutende Technik der Wahrheitsproduktion geworden: in der Justiz, Medizin, Pädagogik, Liebesbeziehungen und in den Interpretationswissenschaften. In vielerlei Situationen

gesteht man seine Sünden, gesteht man seine Gedanken und Begehren, gesteht man seine Vergangenheit und seine Träume, gesteht man seine Kindheit, gesteht man seine Krankheiten und Leiden; mit größter Genauigkeit

bemüht man sich zu sagen, was zu sagen am schwersten ist; man gesteht in der Öffentlichkeit und im Privaten, seinen Eltern, seinen Erziehern, seinem Arzt und denen, die man liebt; man macht sich selbst mit Lust und Schmerz Geständnisse, die vor niemand anderes möglich wären, und daraus macht man Bücher. Man gesteht – oder man wird zum Geständnis gezwungen. (Foucault 1983, S. 63)

Für Foucault ist die Praxis, ‚Wahrheiten‘ zu gestehen, dem Menschen einverleibt worden. Er schreibt überspitzt, dass der Mensch ein ‚Geständnistier‘ geworden sei, da ihm die Verpflichtung zum Geständnis „so tief in Fleisch und Blut übergegangen sei, daß sie uns gar nicht mehr als Wirkung einer Macht erscheint, die Zwang auf uns ausübt“ (Foucault 1983, S. 77). Durch diesen inkorporierten Geständnisimperativ glauben wir nun der ‚Wahrheit‘ näher zu kommen.

Foucault nimmt darüber hinaus auch auf die Geständnistechnologien der Humanwissenschaften Bezug (vgl. ebd.). Die Technologie des Geständnisses wurde Foucault zufolge in das Feld wissenschaftlich akzeptierter Beobachteten eingegliedert, indem es mit folgenden Methoden verbunden wurde: Selbst-Bericht, Befragung, Fragebögen, freie Assoziationen und Hypnose. Die Bedeutung des Geständnisses wurde verschoben: „allmählich erstreckt es sich nicht mehr bloß auf das, was das Subjekt verbergen möchte, sondern nur auf das, was ihm selbst verborgen ist“ (ebd., S.69). Dieses ‚wahre‘ Verborgene kann durch Geständnisarbeit der Befragenden und Befragten in Erscheinung treten. Da die Gestehenden nicht ohne Gegenüber zur Wahrheit findet, wird den Interpretationsmethoden eine wesentliche Bedeutung zugeschrieben. Das Gegenüber hat nicht die Aufgabe zu vergeben und zu trösten, sondern dieses wird zum ‚Herr der Wahrheit‘ bzw. zur ‚Frau der Wahrheit‘<sup>45</sup>, in dem er/sie das Geständnis interpretiert und so Wahrheiten konstruiert werden: „Indem es aus dem Geständnis nicht länger eine Probe, sondern ein Zeichen und aus dem Sexualität etwas zu Interpretierendes machte, hat das 19. Jahrhundert sich die Möglichkeit geschaffen, die Geständnisprozeduren in der regelhaften Formation eines wissenschaftlichen Diskurses funktionieren zu lassen“ (ebd., S 70).

Dabei kann man Foucaults Ausführungen zum inkorporierten Geständnisimperativ der ‚scientia sexualis‘ durchaus auch auf Praktiken in anderen Wissenschaftsdisziplinen ausweiten, in welchen die Aussagen der ‚PatientInnen‘, ‚AnalysandInnen‘ oder ‚InterviewpartnerInnen‘ interpretiert werden. Für Foucault finden Geständnistechnologien primär in wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen Disziplinen Anwendung. Die Geständnistechnologie wird als Schlüssel zur Wahrheit über das Selbst betrachtet. Mit diesem Schlüssel glauben wir uns mit Hilfe von Fachleuten wie ÄrztInnen oder TherapeutInnen selbst zu erkennen. „Die Überzeugung, die Wahrheit lasse sich durch Selbstprüfung

---

<sup>45</sup> Foucault spricht lediglich vom ‚Herr der Wahrheit‘, weshalb ich seine verkürzte androzentrische Perspektivierung mit dem Zusatz ‚Frau der Wahrheit‘ ausweite. Kritik am androzentrischen Gestus in Foucaults Werken findet sich mitunter auch bei McNay (1994).

des Bewußtseins und das Geständnis der eigenen Gedanken und Taten entdecken, erscheint jetzt als so natürlich, so zwingend, so selbstverständlich, daß es unvernünftig scheint, wenn man behauptet, solche sei zentraler Bestandteil einer Machtstrategie“ (Dreyfus & Rabinow 1987, S. 206). Für Foucault ist dabei interessant, was zu einem bestimmten Zeitpunkt von Gesellschaften als wahr oder falsch anerkannt wird und wie diese ‚Wahrheiten‘ mit Machtverhältnissen verknüpft sind.

In diesem Kapitel wurden den LeserInnen die zentralen Begriffe der Foucaultschen Diskurstheorie vorgestellt. Die Fokussierung auf die Verschränkung von ‚Wahrheit‘ und ‚Geständnis‘, war insofern für die vorliegende Arbeit wichtig, da human- und sozialwissenschaftlichen Methoden und gerade auch die Biographieforschung zu den Geständnistechnologien gezählt werden können. Darüber hinaus ist zu bedenken, dass sozialwissenschaftliche Interpretationen nicht vor der Konstatierung von universal gültigen und ontologisierenden Wahrheiten über die Analysierten gefeit sind. Daher ist es essentiell, die Praktiken der Humanwissenschaften und Sozialwissenschaften dahingehend kritisch zu hinterfragen, inwiefern sie an der Konstruktion von Wahrheiten und an der performativen Hervorbringung von (pathologisierten) Subjekten beteiligt sind. Ich werde an einer anderen Stelle auf diesen Aspekt zurückkommen (*Kapitel 5.1*), wenn es mir darum geht die Konzepte Biographie, Diskurs und Subjekt für die vorliegende Arbeit zu verschränken. Zunächst werden im nächsten Kapitel jedoch noch die Verbindungslinien zwischen Diskurs und Subjekt heraus präpariert und der Subjektbegriff als heuristisches Instrument für diese Arbeit fruchtbar gemacht.

## 4. Diskurs und Subjekt

Ein zentrales Erkenntnisinteresse dieser Forschungsarbeit stellen Subjektivierungsprozesse von Menschen, die Stimmen hören, dar, weshalb es bedeutend ist, das Verhältnis zwischen Diskursen und Subjektkonstitutionsprozessen theoretisch auszuloten. Folgend werde ich ‚Subjekt‘ als ‚heuristisches Schlüsselkonzept‘ (Reckwitz 2008, S. 10) vorstellen und mit der Diskurstheorie Foucaults in Verbindung setzen. Erst im Anschluss verschränke ich die sensibilisierenden Konzepte ‚Diskurs‘ und ‚Subjekt‘ mit ‚Biographie‘ (Kapitel 5).

Es ist mir wichtig vorwegzuschicken, welchen Subjektbegriff ich in der vorliegenden Arbeit verwende. ‚Die eine‘ Theorie zum Subjekt existiert nicht, sondern es gibt, je nach historischem und disziplinärem Hintergrund, verschiedenste Perspektiven.

Die klassische Subjektphilosophie, an wessen historischen Beginn René Descartes zu setzen ist, betrachtet das Subjekt als zentralisiert und mit einem inneren Kern (‚res cogitans‘) ausgestattet, welcher unabhängig vom Körper (‚res extensia‘) und äußeren Kontextbedingungen zu denken sei. Diese Perspektive auf das Subjekt, welche ihren Ursprung in der Aufklärung hat, beeinflusste auch das ‚westliche Denken‘. Jacques Derrida, welcher jenes metaphysische ‚Denken des einen Ursprungs‘ der imperial geprägten Philosophietradition Europas kritisiert, stellt dieses auch in einen weiteren Zusammenhang, indem er jenes Ursprungsdenken abhängig von einem ‚konstitutiven Außen‘ - den Anderen, den Kolonialisierten - denkt. (vgl. Derrida 1972, S.139f; Rodriguez 1999, S. 52). Durch diese (gewaltvolle) Abgrenzung von einem konstitutiven Außen entstand ein rationales, universales und autonomes Subjekt der Aufklärung. Derridas Perspektiveneinstellung dekonstruierte den hegemonialen Diskurs über das rationale, autonome, westliche Subjekt und er nahm eine Dezentralisierung vor, welche diesem Konstrukt Risse zufügte.

Andreas Reckwitz fasst in seinem Überblickswerk *Subjekt (2008)* kulturwissenschaftliche Perspektiven bzw. Subjektanalysen zusammen, indem er sich auf AutorInnen wie Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Jacques Lacan, Judith Butler, Ernesto Laclau, Stuart Hall und Gayatri Chakravorty Spivak bezieht. Kontrastiv zur klassischen Subjektphilosophie fokussieren die von ihm diskutierten kulturwissenschaftlichen Subjektanalysen die „spezifischen kulturellen Form[en], welche die Einzelnen in einem bestimmten historischen und sozialen Kontext annehmen“ (ebd., S. 9). Des Weiteren fokussiert eine kulturwissenschaftliche Subjektanalyse die Art und Weise, wie Individuen unter spezifischen sozial-kulturellen Bedingungen zu Subjekten ‚gemacht‘ werden bzw. sich als Subjekte konstituieren und an dieser Konstitution beteiligt sind.

In der vorliegenden Arbeit schließe ich mich der Analyseeinstellung kulturwissenschaftlich geprägter Subjektanalyse an, welche Kritik an dem sich hartnäckig haltenden, das westliche Denken prägenden Diskurs der Subjektphilosophie üben und somit eine Dezentrierung des Subjekts vornehmen. Dieser dezentralisierende, kritische, strukturalistisch und poststrukturalistisch geprägte Diskurs konstruiert ein ent-universalisiertes Subjekt, ohne Kern oder Nullpunkt, welches von gesellschaftlich-kulturellen Strukturen abhängig ist, die ihm nicht äußerlich sind. Die universale Struktur des Subjekts stellt sich somit als moderne Fiktion heraus. Subjekte werden permanent als durch Diskurse und Praktiken produziert betrachtet. Deshalb werden die spezifischen kulturellen Praktiken und Diskurse im Hinblick auf die Subjektivierungsprozesse der Individuen in den Blick genommen (vgl. ebd., S. 13).

Die Subjektivierung wird von AutoInnen, welche eine Dezentrierung des Subjekts vornehmen, als ambivalenter und doppeldeutiger Prozess betrachtet. Gegenüber dem Objekt präsentiert sich das Subjekt als agierende und selbstbestimmte Instanz, ist aber zugleich dasjenige, das unterworfen ist. Andreas Reckwitz fasst diese doppeldeutige Konstellation dieser Subjektkonzeption folgend zusammen:

Das Subjekt wird zu einer vorgeblich autonomen, selbstinteressierten, sich selbst verwirklichenden Instanz, indem sie sich entsprechenden kulturellen Kriterienkatalogen der Autonomie, der Selbstinteressiertheit, der Selbstverwirklichung etc. unterwirft. (ebd., S. 14).

Mit Referenz auf Michel Foucault und Judith Butler werde ich an diese doppeldeutige Subjektkonzeption anschließen und ‚Subjekt‘ für die vorliegende Arbeit als ‚heuristisches Schlüsselkonzept‘ entwickeln.

Zunächst wende ich mich Michel Foucaults und Judith Butlers Subjektverständnis zu und werde dieses skizzieren, diskutieren und ihre Leerstellen benennen. Daran anknüpfend stelle ich Stuart Halls Konzept der ‚Artikulation‘ vor, welches ich als geeignetes Analyseinstrument auffasse, um die Beziehung zwischen Diskurs und Subjekt zu erfassen. Der rote Faden dieses methodologischen Teils zu Subjekt und Diskurs spinnt sich primär entlang der Problemstellung, auf welche Art und Weise Diskurse und Subjektivierungsprozesse in Wechselbeziehung zueinander stehen und inwiefern dem Subjekt Handlungsmacht zugesprochen werden kann. Des Weiteren stellt sich die Frage, ob und inwiefern widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse möglich werden. Primäres Interesse gilt der zunächst hier theoretisch vorausgeloteten Fragestellung der subjektkonstituierenden Wirkung von Diskursen, und inwiefern diese unterlaufen oder reproduziert werden (können). Am Ende dieses Kapitels steht ein Zwischenresümee, welches die für die vorliegende Arbeit wichtigsten Annahmen, das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt betreffend, zusammenfasst.

## 4.1 Die Paradoxie der Subjectivation

Die Vorstellung eines dezentrierten und ent-universalisierten Subjekts wird auch von den poststrukturalistischen TheoretikerInnen Michel Foucault und Judith Butler geteilt. In diesem Kapitel werde ich auf deren Subjektverständnis eingehen. Ich fokussiere dabei den oben bereits angesprochenen ambivalenten Prozess der Subjektwerdung. Butler prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der ‚Subjectivation‘.

Bei Michel Foucault lässt sich werk-immanent eine ‚Archäologie‘ des Subjekts nachzeichnen, und es geht ihm um die „Historisierung der Analyse von Subjektivierungsweisen“ (Reckwitz 2008, S. 25)<sup>46</sup>. Was Foucault unter dem Konzept Subjekt versteht, erklärt er in dem Aufsatz *Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts* (Foucault 1987), indem er einleitend das Subjekt als Ziel seiner Arbeiten benennt und sich gegen ein primäres Interesse an Machtphänomenen ausspricht: „Meine Absicht war es vielmehr, eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden“ (Foucault 1987, S. 243). Da das Subjekt natürlich auch in sehr komplexen Sinn- und Produktionsverhältnissen und Machtverhältnissen stehe, sei die Analyse der Macht dabei unumgänglich. In seinen weiteren Ausführungen in dieser Abhandlung kommt Foucault auf eine Form der Macht zu sprechen, die sich unmittelbar im Alltagsleben spürbar macht und aus Individuen Subjekte macht:

Welche das Individuum in Kategorien einteilt, ihm seine Individualität aufprägt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muß und das andere in ihm anerkennen müssen. Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht. Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemanden unterworfen sein und durch das Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht. (ebd., S.246f)

Das Subjekt erscheint als etwas Gemachtes. Durch die ‚subjektivierende Unterwerfung‘ wird der Mensch nicht nur zum Objekt des Interesses gemacht, sondern auch zum vermeintlich autonom handelnden Subjekt, welches unterworfen ist, aber auch „durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis

---

<sup>46</sup> In *Wahnsinn und Gesellschaft* (1973) und in *Die Geburt der Klinik* (2008) interessieren ihn psychiatrische und medizinische Diskurse, die an der Konstruktion von Normalität und Anormalität von Subjekten beteiligt sind. Im weiteren Verlauf fokussiert Foucault in *Überwachen und Strafen* (1976) dann Disziplinartechnologien, welche das Individuum objektivieren und ein individualisiertes Subjekt hervorbringen. In *Der Wille zum Wissen* (1983) analysiert er den Prozess der Subjectivation durch das Sexualitätsdispositiv. Und schließlich später in seinen Vorlesungen zur Geschichte der Gouvernamentalität (Foucault 2004a; 2004b) fokussiert er die politische Regierung der Selbstregierung des Subjekts in der liberalen und neoliberalen Moderne. Diese Subjektivierungsform erfasst er mit dem Konzept der ‚Gouvernamentalität‘. In seinen letzten Werken *Der Gebrauch der Lüste* (1991), *Die Sorge um Sich* (1986a) und *Hermeneutik des Subjekts* (2004) nimmt er spezifische Technologien des Selbst in den Blick (vgl. Reckwitz 2008, S.23ff.). Wie schon erwähnt, ist Foucaults Subjektbegriff historisiert, und einer scheinbaren ‚Selbstuniversalisierung des modernen Subjekts‘ hält er die „historisch kontextualisierende Rekonstruktion seiner kulturellen Hervorbringungsbedingungen gegenüber“ (ebd., S. 25). Diese Subjektivierungsformen sind nicht miteinander konkurrierend, historisch aneinander ablösend oder unabhängig voneinander zu verstehen, sondern unter einer historischen Perspektive als komplementär zueinander zu betrachten.

seiner eigenen Identität verhaftet [ist]“ (Foucault 1987, S. 246f.). Das Subjekt ist also nur scheinbar eine „a-priori-Instanz der Autonomie, der Moralität, der Selbsterkenntnis“ (Reckwitz 2008, S. 24). Denn das (sich so erlebende) autonome Subjekt konstituiert sich, indem es sich machtvollen kulturellen Kriterien von Diskursen unterwirft. Bei diesem Prozess der Subjektwerdung, der immer auch ein Akt der Unterwerfung darstellt, werden Praktiken bzw. Technologien und Diskurse relevant. So sind bei Foucault z.B. die Geständnis-technologien oder Technologien der Fremd- und Selbstbeobachtung an der Konstituierung von bestimmten Subjektformen beteiligt. Den Diskursen wird dabei eine zentrale Rolle zugesprochen, da die Praktiken oder Technologien an diese geknüpft sind. (vgl. ebd., S. 25).

An Foucaults Überlegungen knüpft auch später Judith Butler mit ihrem Konzept der ‚Subjectivation‘ an<sup>47</sup>. Sie übernimmt in „radikal konstruktivistischer Form“ (Bublitz 2010a, S. 17) Foucaults Machtbegriff in ihrer Konstatierung, dass Macht das Subjekt zuallererst bildet, dem Subjekt also seine „schiere Daseinsbedingungen“ gibt, und nicht etwas sei, gegen das man sich wehrt, sondern etwas sei „wovon unsere Existenz abhängt und was wir in uns hegen und pflegen“ (Butler 2001, S. 7f.). Sie prägt den Begriff der ‚Subjektivation‘, welcher zugleich „den Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung“ (ebd., S. 8) bezeichnet. Unter dieser ‚Paradoxie der Subjectivation‘ versteht sie, dass das Subjekt von einem Diskurs abhängig ist, der erst unsere Handlungsfähigkeit ermöglicht und erhält. Mit diesem Subjektverständnis verweist sie auf Michel Foucaults Ausführungen zur Ambivalenz der Subjektkonstitution, was die Unterwerfung einerseits und die Ermächtigung und Fesselung an die eigene Identität anderseits meint.<sup>48</sup>

Für die vorliegende Arbeit werde ich den Subjektbegriff Foucaults und Butlers übernehmen, jedoch noch näher die Fragestellung fokussieren, wie sich Diskurs und Subjekt zu einander verhalten. Foucault weist zwar auf die Ambivalenz der Subjektivation hin, geht jedoch nicht so detailliert wie Butler (2001) auf die spezifischen Mechanismen der Subjektbildung in der Unterwerfung ein. In Foucaults früheren ‚archäologischen‘ Werken verbleibt er dabei, eine eindimensionale Perspektive auf das Subjekt und seine Konstituierung einzunehmen (vgl. Hall 2004a). Erst in seinen späteren Analysen zu den Selbsttechnologien und der ‚Selbstführung‘, vor allem im Zusammenhang mit der

---

<sup>47</sup> In ihrer Theorie zum Subjekt rekurriert Judith Butler primär auf Michel Foucaults Subjekt- und Machtverständnis, Louis Althusser's Konzept der Interpellation oder Anrufung, J.L. Austins Sprechakttheorie, Jacques Derridas Konzept der Iterabilität, Pierre Bourdieus Habituskonzept und psychoanalytische Theorien (Butler 2001). Ich kann in dieser Arbeit jedoch nicht auf alle von Butler angesprochenen Theoriestränge eingehen, da dies sonst eindeutig deren Rahmen sprengen würde.

<sup>48</sup> Sie kritisiert jedoch an seiner Konzeption, dass er zwar auf diese Ambivalenz eingehe, sich jedoch nicht näher mit den spezifischen psychischen Mechanismen der Subjektbildung beschäftige. Er vernachlässigt, welche psychische Form die Macht einnehme. Die „Sphäre der Psyche“ (Butler 2001) werde weitgehend ausgeblendet.

Konzeptualisierung der Gouvernementalität, erwähnt er die Möglichkeit einer dialektischen Beziehung zwischen Subjekt und Diskurs (vgl. Foucault 2004a; 2004b). Während Foucault in seinen historischen Analysen nun eher der Frage nachgeht, wie Diskurse Subjekte hervorbringen, fokussiert Butler zum einen die Wechselbeziehungen und Mechanismen der Subjectivation, und zum anderen die performative Selbstarbeit der Subjekte detaillierter. Für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit ist es jedoch essentiell, sich genau jenen Dynamiken zwischen Diskurs und Subjekt im Detail zuzuwenden.

Deshalb werde ich in den folgenden Kapiteln zunächst auf Judith Butlers Rezeption von Althusser's Konzept der ‚Anrufung‘ in Verbindung mit Foucault's Machttheorie eingehen, und danach ihr Konzept der Performativität vorstellen und diskutieren.

## **4.2 Judith Butler: Anrufung eines intelligiblen Subjekts**

In Althusser's oft zitiertem Beispiel ruft ein Polizist einen Passanten auf der Straße mit „He, sie da!“ an, woraufhin sich das Individuum umwendet und durch die Anerkennung dieser ‚Anrufung‘ zum Subjekt wird. Nach Althusser rufen ‚ideologische Staatsapparate‘, worunter er staatlich anerkannte Institutionen versteht, wie z.B. religiöse, schulische, familiäre oder politische Systeme, Individuen als Subjekte an (vgl. Althusser 1977). Das ‚gesellschaftliche Subjekt‘ wird also durch sprachliche Mittel erzeugt. Transferieren wir das Konzept der Anrufung nun einmal in einen anderen, auf diese Forschungsarbeit zugeschnittenen, Kontext. Dann stellen sich unmittelbar folgende Fragen: Nehmen Menschen, die aufgrund des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören von gesetzlich dazu befugten Menschen als ‚schizophren‘ angerufen werden, diese ‚Anrufung‘ oder ‚Diagnose‘ ohne Widerspruch an? Oder nehmen sie lieber die Anrufung durch ihre eigenen Stimmen an? Genügt denn eine einmalige ‚Anrufung‘ oder ‚Diagnostizierung‘ oder muss diese wiederholt werden?

Judith Butler befasst sich vor allem in ihren Werken *Die Psyche der Macht* (2001) und *Hass spricht* (2006) mit diesen Fragestellungen. Neben Michel Foucault bezieht sich Butler auch auf Louis Althusser's Aufsatz *Ideologie und ideologische Staatsapparate* (1977), nach welchem das Subjekt durch eine ‚autoritative Stimme‘ oder ideologische Staatsapparate angerufen und somit ins Leben gerufen wird. Weil für Butler Sprache das Subjekt konstituiert, wird Sprache von ihr nicht nur als Ausdrucksmittel eines sprechenden Subjekts erachtet. Deshalb kommt dem Moment der Anrufung und Anrede eine besondere Bedeutung zu, weil Subjekte von ihr auch existentiell abhängig sind. Durch die „Kraft dieser grundlegenden Abhängigkeit von der Anrede des anderen gelangt das Subjekt zur Existenz“ (Butler 2006, S. 15).

Butler kritisiert an Althusser's Konzept der ‚Anrufung‘ hauptsächlich sein souveränes Machtverständnis, da er die Anrufung der Subjekte durch ideologische Staatsapparate erklärt, wodurch dem Staat eine omnipotente Macht zugesprochen wird<sup>49</sup>. Butler lehnt sich an Foucault's Machtverständnis an, denn für sie ‚zirkuliert‘ die Macht „ohne Stimme und Signatur“ (Butler 2001, S. 11). Sie konzentriert sich in ihrer Analyse zum Prozess der Subjektivierung nicht nur darauf, wie Subjekte nach Althusser angerufen werden, sondern sie fragt auch danach, warum diese ‚Rückwendung‘ des Individuums stattfindet. Warum nimmt das Individuum die es adressierende ‚autoritative‘ Stimme an und akzeptiert die zur Unterordnung und Normalisierung führende Anrede (vgl. Butler 2001, S. 9ff.)? Für Butler muss sich eine Person nicht immer umwenden, um als Subjekt konstituiert zu werden.

Stellen wir uns die durchaus plausible Szene vor, daß eine Person sich umdreht, um gegen den Namen zu protestieren, den man ihr zugerufen hat: ‚Das bin ich nicht, daß muß ein Irrtum sein‘! Und nun stellen wir uns vor, daß der Name sich ihr weiterhin aufzwingt, den Raum umgrenzt, den sie einnimmt, und weiterhin eine gesellschaftliche Position konstruiert. Unabhängig von den Protesten wirkt die Kraft der Anrufung weiter. Die Person wird – allerdings in der Entfernung zu sich selbst – weiterhin durch den Diskurs konstituiert. (Butler 2006, S.58f.).

Die Anrufung zitiert eine gesellschaftliche Ordnung und schreibt diese – auch gegen den Willen der betreffenden Person – in das Individuum ein, denn die Sprache wird zur Bedingung der Möglichkeit des Subjekts. Durch die Anrufung wird das angesprochene Individuum „in ein gesellschaftliches Leben hineingerufen“ (Butler 2006, S.225). Die Anrede muss nicht anerkannt werden, die Autorität der Anrufenden nicht akzeptiert werden, denn für Butler liegt der Ursprung der Kraft der anrufenden Bezeichnungen nicht im sprechenden Subjekt, sondern in den „Erbschaften des Gebrauchs“ (ebd., S. 50) der Wörter. Butler wendet diese These kritisch gegen Althusser, welcher von einer souveränen Stimme ausgeht, welche die Anrufung vollzieht und von den AdressatInnen anerkannt werden muss. Für Butler muss man die Anrufung jedoch „von der Figur der Stimme ablösen, damit sie als Instrument und Mechanismus von Diskursen hervortritt, deren Wirksamkeit sich nicht auf den Augenblick der Äußerung reduzieren läßt“ (ebd., S.57). Insofern ist das Subjekt in eine „Sprache verwickelt“ (ebd., S.51), welche dem Subjekt vorausgeht und es übersteigt. Anreden, Namen und Bezeichnungen erhalten ihre ‚Kraft‘ aus den Erbschaften ihres Gebrauchs. Zum Beispiel verweist Butler darauf, dass rassistische und sexistische Anreden zwar von SprecherInnen vollzogen werden, die Wirkungskraft der Wörter jedoch in ihrem konventionellen Gebrauch liege: „Denn wer spricht, wenn die Konvention spricht? Und in welcher Zeit spricht sie? In gewissem Sinne spricht hier eine überlieferte Reihe von Stimmen, ein Echo von anderen, in Gestalt des ‚Ich‘“ (ebd., S. 47).

---

<sup>49</sup> Eine weitere Kritik an Althusser findet sich bei Gutiérrez Rodríguez (1999, S. 42f.)

Durch die Anrede, durch eine Bezeichnung oder einen Namen erlangt man Existenz und Anerkennung; dies schließt für Butler auch die ‚verletzende Rede‘ mit ein, wie sie in *Hass spricht* (2006) darlegt<sup>50</sup>:

Es gibt keinen möglichen Schutz vor der Verletzbarkeit und Empfänglichkeit für den Anruf der Anerkennung, der gleichsam die Existenz herbeiruft, oder von der primären Abhängigkeit von einer Sprache, die wir nicht selbst gemacht haben, damit wir einen zumindest vorläufigen ontologischen Status erhalten. So halten wir manchmal an Ausdrücken fest, die uns weh tun, weil sie uns wenigstens irgendeine Form der gesellschaftlichen und diskursiven Existenz bieten. (Butler 2006, S.48f).

In obigem Zitat liest man deutlich heraus, dass Sprache für Butler das konstitutive Moment für unsere Existenz aber auch Handlungsmacht ist, indem Individuen dadurch einen vorläufigen ontologischen Status erhalten und intelligibel und anerkenbar werden. Individuen benötigen eine anerkennbare Subjektposition um zu existieren, auch wenn diese stigmatisierend, verletzend, rassistisch, etc. sind, hält das Individuum sich manchmal an diesen fest, um zumindest einen vorläufigen Existenzstatus zu erhalten. Was passiert nun, wenn stimmenhörenden Menschen von hegemonialen Macht-Wissens-Systemen als ‚schizophren‘ angerufen werden? Halten sie auch an diesen Ausdrücken bzw. ‚verworfenen Subjektpositionen‘ fest? Auf diese Fragenstellungen und darauf, was Butler nun unter intelligiblen und verworfenen Subjektpositionen versteht, werde ich in den folgenden Kapiteln eingehen.

### 4.3 Judith Butler: Intelligible und verworfene Subjektpositionen

Wie wird es für Butler nun möglich ‚im Namen‘ eines Subjekts zu sprechen? Was versteht sie unter Subjektpositionen? Und welche Relevanz spielen Normen bei der Identifizierung mit Subjektpositionen?

Butlers Subjektverständnis wird auch dann verständlicher, wenn wir uns der wesentlichen Differenzierung Butlers zwischen Person bzw. Individuum und Subjekt zuwenden:

Die Genealogie des Subjekts als kritische Kategorie verweist [...] darauf, dass das Subjekt nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, sondern vielmehr als sprachliche Kategorie aufzufassen ist, als Platzhalter, als in Formierung

---

<sup>50</sup> In *Hass spricht. Zur Politik des Performativen* (2006) untersucht Butler die Debatten rund um ‚hate speech‘ in den USA. Der Terminus ‚hate speech‘ bedeutet im Amerikanischen jede Art von verletzender Rede wie Beleidigungen, Drohungen oder Schimpfnamen (Butler 2006, Klappentext). Sie formuliert eine Politik des Performativen, als eine Strategie des Widerstands, als „kulturellen Sprachkampf“ (ebd., S. 70), der sich zum Ziel gesetzt hat eine Resignifizierung von verletzenden Bezeichnungen vorzunehmen, indem sie aus ihrem früheren Kontexten herausgelöst werden. Diese Strategie formuliert Butler in Abgrenzung zu einer staatlichen Regulierung von ‚hate speech‘, welche dem Staat die Macht zuspräche, zu bestimmen, was verletzende Sprache sie, und der staatlich geführte Diskurs ‚hate speech‘ somit unweigerlich reproduzieren würde.

begriffene Struktur. Individuen besetzen die Stelle, den Ort des Subjekts (als welcher ‚Ort‘ das Subjekt zugleich entsteht), und verständlich werden sie nur, sowie sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden. Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit. Kein Individuum wird Subjekt, ohne zuvor unterworfen/subjektiviert zu werden [...]. (Butler 2001, S. 15f)

Nach Butler ist eine konkrete Person oder das Individuum nie identisch mit einem Subjekt. Wohingegen Subjekte „ordnungsgemäß intelligible diskursive Positionen“ repräsentieren, wie z.B. die maßgeblich durch Normen konstituierten Subjektpositionen ‚Frau‘, ‚Vater‘, ‚Wissenschaftlerin‘, ‚Psychologin‘, ‚Ausländer‘, ‚Migrantin‘, ‚Arbeiter‘ oder ‚Studentin‘, sind Individuen „gewissermaßen unordentliche Komplexitäten“ (Villa 2010a, S.204, Villa 2010b, S. 259). Dabei verkörpern Individuen Normen nicht unmittelbar, sondern Normen regulieren die Bedingungen, unter welchen konkrete Handlungen von konkreten Personen/Individuen intelligibel bzw. anerkennbar sind (vgl. Butler 2009, S. 73).

Individuen können also anerkannt werden, insofern sie ‚als jemand‘ handeln, z.B. als ‚Frau‘, ‚Mann‘, ‚Schwuler‘, ‚Akademiker‘, ‚Bürgerin‘, ‚Migrantin‘ oder als ‚Mutter‘. Durch die Annahme dieser identitätslogischen Titel oder Subjektpositionen sind Individuen aber nicht nur unterworfen, sondern sie werden durch diese diskursiven Position auch ermächtigt, eine Art von AkteurInnenstatus und Identität wird dadurch eingenommen (vgl. Villa 2010a, S.204f). Das Individuum kann also nicht mit dem Subjekt gleichgesetzt werden, sondern eine Person, ein Individuum kann mehrere diskursive Subjektpositionen einnehmen, um Verständlichkeit zu gewinnen und anerkannt zu werden; diese Subjektkonstitution unterwirft das Individuen einerseits, ermächtigt es aber auch, da es mit jener Subjektposition oder aus jenem ‚Ort des Subjekts‘ sprechen kann bzw. in die Sprache eingeführt wird. Diese Subjektpositionen sind als spezifische Identitätskategorien oder identitätslogische Titel zu begreifen, welche eine „(zeitweilige!) totale Identifikation fordern“ (Villa 2010b, S. 259). Die angesprochene Unterwerfung unter diese identitätslogische normative Regime impliziert z.B. die Forderung, nur ‚Frau‘, nur ‚Mutter‘, nur ‚Ausländerin‘ oder ‚nur‘ Stimmenhörer zu sein. Solche Anreden „erhalten die Aufforderung, sich als ein bestimmtes So-Jemand zu ‚outen‘, und sie geben vor, als wer man anerkannt wird – und damit implizit, als wer man eben *nicht* anerkannt werden wird“ (Villa 2010c, S. 417).

Mit der angesprochenen Ermächtigung oder Handlungsfähigkeit durch die ‚Subjectivation‘ ist in diesem Zusammenhang gemeint, dass ‚jemand‘ ohne „die Einnahme einer Subjektposition gar nicht intelligibel sein oder handeln kann“ (Villa 2010b, S. 267). Butler geht jedoch davon aus, dass man diesen Normen nie ganz gerecht werden kann, ‚man‘ beispielsweise die Subjektposition ‚Mann‘ nie ganz ausfüllen kann, weshalb die normativen Praktiken des ‚Mann-Seins‘ auch ständig wiederholt

werden müssen. Ich werde im nächsten Kapitel noch im Detail auf das Konzept der Performativität eingehen, welches Butler verwendet, um die wiederholende zitierende Praxis der Subjektivierung zu beschreiben.

Zunächst komme ich jedoch noch auf die Relevanz der ‚verworfenen Körper‘ bzw. auf das ‚konstitutive Außen‘ für die Subjektwerdung zu sprechen. Die Berücksichtigung von nicht legitimierten Subjektivierungsweisen oder ‚verworfenen Körpern‘ ist auch für die vorliegende Fragestellung von Relevanz, sind es doch ‚die Pathologisierten‘, die als ‚Wahnsinnige‘ deklarierten, welche nicht den Normen entsprechen und die als konstitutives Außen für ein modernes, vernünftig, rationales Subjekt fungieren<sup>51</sup>. Dabei handelt es sich um ‚Körper‘, welche nicht den Normen entsprechen, also nicht ‚von Gewicht‘ sind, aber als ‚konstitutives Außen‘ Teil des Subjektivierungsprozesses intelligibler Körper sind. Das Subjekt ist also durch die Kraft des Ausschlusses und Verwerflichmachens konstituiert, was dem Subjekt ein konstitutives Außen verschafft, das allerdings innerhalb des Subjekts liegt. Ohne diese Zurückweisung kann Butler zufolge das Subjekt nicht entstehen (vgl. Butler 1995, S. 23).

Diese Matrix mit Ausschlußcharakter, durch die Subjekte gebildet werden, verlangt somit gleichzeitig, einen Bereich verworfener Wesen hervorzubringen, die noch nicht ‚Subjekte‘ sind, sondern das konstitutive Außen zum Bereich des Subjekts abgeben. Das Verworfenen [the abject] bezeichnet hier genau jene ‚nicht lebbar‘ und ‚unbewohnbar‘ Zonen des sozialen Lebens, die dennoch dicht bevölkert sind von denjenigen, die nicht den Status des Subjekts genießen, deren Leben im Zeichen des ‚Nicht-Lebbar‘ jedoch benötigt wird, um den Bereich des Subjekts einzugrenzen. (Butler 1995, S.23).

Das Subjekt wird ‚intelligibel‘, indem es sich von den anderen, ‚nicht lebbar‘, nicht intelligiblen Körpern abgrenzt und sie verwirft, indem ihnen die „Möglichkeit kultureller Artikulation regelrecht verwehrt wird“ (Butler 1995, S. 29). Dabei handelt es sich um nicht legitimierte Wissensarten und Subjektivierungsweisen, welche sich nicht in einem absoluten Außen befinden, sondern nur als konstitutives Außen in Bezug auf den jeweiligen Diskurs gedacht werden kann und sich „an dessen dünnsten Rändern und als dessen dünnste Ränder“ befindet (vgl. Butler 1995, S. 30).

---

<sup>51</sup> Bei Foucault wird ‚der Wahnsinn‘ als konstitutives Außen zentral. Er arbeitete heraus, dass die Ausschließung und Einsperrung der ‚Wahnsinnigen‘ konstitutiv für die Vernunftwissenschaften, wie die Psychologie und Psychiatrie fungierte (Foucault 1973). Kritik erhielt er berechtigterweise von seinem Schüler Jacques Derrida, der ihm vorhält sich der ‚nicht-wahnsinnigen‘ Sprache der Vernunft zu bedienen, um über ‚den Wahnsinn‘ zu sprechen (vgl. Derrida 1972, S. 67f., vgl. Dhawan 2010, S. 377f.) Des weiteren hält Derrida Foucault kritisch entgegen, dass dieser ‚den Wahnsinn‘ als etwas Metaphysisches betrachte, da Foucault von einem Nullpunkt ausgehe, an welchem „der Wahnsinn noch undifferenzierte Erfahrung, noch nicht durch einen Trennung gespaltene Erfahrung“ (Foucault 1973, S. 7) gewesen sei. Foucault ‚träume‘ von diesem Nullpunkt durch sein Werk hindurch (vgl. Sarasin 2005, S. 26f). Es geht Foucault um einen „Archäologie des Schweigens“ über den Wahnsinn, über welchen ihm zufolge nicht gesprochen werden könne (vgl. Foucault 1973, S. 8). Derrida scheint ihn daran zu erinnern, dass der Kern des ‚Wahnsinns‘ daran liege, nicht ausgesprochen werden zu können, denn für ihn bleibt es ein Paradox, wie die Sprache der Vernunft das Schweigen des Wahnsinns artikulieren könne, unlösbar (vgl. Dhawan 2010, S. 378).

Zusammengefasst lässt sich festhalten: Durch die Rückwendung und Annahme einer Anrufung wird für Butler das Subjekt hervorgebracht und intelligibel und anerkenntbar. Das Subjekt ist laut Butler geradezu genötigt „nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Kategorien, Begriffen und Namen zu trachten, die es nicht selbst hervorgebracht hat“ (Butler 2001, S. 25). Subjekte konstituieren sich immer in Abgrenzung zu ‚nicht-lebbaren‘ oder verworfenen Körpern, die sich außerhalb der Norm befinden und das Subjekt erst intelligibel machen. Individuen, welche von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden, wie z.B. stimmehörende Menschen, fungieren im hegemonialen Diskurs als ‚konstitutives Außen für ein ‚vernünftiges‘ Subjekt. Ich werde an einer anderen Stelle im *Kapitel 4.6* mit Stuart Halls Konzept der Artikulation wieder auf die Relevanz des konstitutiven Außen für die Subjektkonstitution zu sprechen kommen und an diese Ausführungen anknüpfen.

#### **4.4 Judith Butler: Performative Hervorbringung von Subjekten**

Wie Butler gehe ich davon aus, dass sich das Subjekt nicht ‚einmalig‘ aufgrund einer ‚Anrufung‘ formiert, sondern es ständig durch ‚Anrufungen‘ und Praktiken hervorgebracht wird. In diesem Kapitel werde ich Butlers Konzept der ‚Performativität‘ darstellen und im anschließenden Kapitel ihre Leerstellen benennen.

Für die wiederholende, zitierende Praxis der Subjektbildung recurriert Butler auf das Konzept der ‚Performativität‘<sup>52</sup>. Dieses übernimmt sie von J.L. Austin, welcher konstatiert, dass performative Sprechakte das, was sie benennen, in Kraft setzen. Das Gesprochene, der Sprechakt, nimmt somit den Status einer sozialen Tatsache an. Butler erweitert Austins Sprechakttheorie um eine subjekttheoretische Perspektive. Sprechakte haben eine produktive Macht, da sich Subjekte für Butler in und durch Sprache formieren. Zur Verdeutlichung werde ich das von Butler oft verwendete Beispiel zur Geschlechtszugehörigkeit verwenden<sup>53</sup>. Den ärztlichen Interpellationen das Geschlecht betreffend, ‚Es ist ein Junge‘ oder ‚Es ist ein Mädchen‘ wohnt eine performative inaugrierende Wirkkraft inne, welche ‚den‘ Jungen, und ‚das‘ Mädchen konstituieren (vgl. Butler 1995, S.29; vgl. Bublitz 2010a, S. 23). Performativität ist für Butler nicht als eine vereinzelnde, absichtsvolle Handlung

---

<sup>52</sup> Butler verweist dabei auf Austins Werk *Zur Theorie der Sprechakte (2010) (engl.: How to do things with Words)*. Der Begriff der ‚Performativität‘, so wie er von Austin maßgeblich geprägt wurde, resultiert aus einer Synergie zwischen einerseits dem Begriff der ‚Performanz‘ aus der Sprachphilosophie, welcher sich auf die universalpragmatischen Geltungsansprüche von Sprache und kommunikatives Handeln bezieht, und andererseits dem Begriff der ‚performance‘ aus den Theaterwissenschaften, worunter man die Inszenierung eines Als-ob-Verhaltens versteht (Bublitz 2010a, S.21f.). Im Begriff der ‚Performativität‘ treffen sich der Aspekt der „Verkörperung von Inszenierungen mit der ‚wiederholbaren Materialität‘ von Äußerungen und Mitteilungen“ (ebd., S.22) und performative kommunikative Akte nehmen durch eine wiederholende Praktik den Status von sozialen Tatsachen an.

<sup>53</sup> Dem Aspekt der Performativität von Geschlecht und die Dekonstruktion des biologischen Geschlechts widmet sich Butler primär in ihren Werken *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) und *Körper von Gewicht* (1995).

zu verstehen, sondern als eine „ständig wiederholende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt“ (Butler 1995, S. 22). Mit einer einmaligen Anrufung des sozialen Geschlechts gelangt ‚das Mädchen‘ in den Bereich von Sprache, aber damit endet das ‚Zum-Mädchen-machen‘ des Mädchens noch nicht, sondern die Anrufung wird über verschiedenste Autoritäten und über die Zeit hinweg immer aufs Neue wiederholt und der naturalisierende Effekt dadurch verstärkt<sup>54</sup> (vgl. ebd., S. 29). Der Körper wird somit durch ein Geschlechts-Zeichen markiert und der Imperativ ‚Sei ein Mädchen‘ internalisiert. Durch wiederholtes Zitieren von Normen, welche den performativen Äußerungen inhärent seien, komme es zu einer Verfestigung materieller Strukturen. Materie werde Butler zufolge diskursiv erzeugt und entstehe durch „wiederholte, performative Sprechakte, die Konventionen zitieren“ (Bublitz 2010a, S. 37) und die auf historisch abgelagerten Diskursen rekurrieren, die dem Gesagten „ein entsprechendes Gewicht“ (ebd., S.33) verleihen. Die Wiederholung der Normen verweist auf verschleierte Konventionen, da diese nicht augenscheinlich sichtbar sind, und ihre Geschichtlichkeit verborgen bleibt (Butler 1995, S. 35). Materie ist ihr zufolge nicht ein für alle Mal durch eine Anrufung hervorgebracht, sondern Sprechakte müssten hierzu wiederholt werden.

Die performative Äußerung ist keine einzelne Handlung eines schon fertigen Subjekts, sondern eine mächtige und hinterhältige Form, in der Subjekte aus zerstreuten sozialen Bereichen in ein gesellschaftliches Leben gerufen werden, in der ihr gesellschaftliches Leben mit einer Vielzahl diffuser und mächtiger Anrufungen inauguriert wird. (Butler 2006, S.249).

Performative Äußerungen sind also keine einmaligen Sprechakte, sondern wiederholende, zitierende Äußerungen, welche ihre Wirkungskraft aus vielen zerstreuten Bereichen, den Konventionen, den Erbschaften des Gebrauchs‘ der Wörter erhalten.<sup>55</sup>

Auf welche Art und Weise materialisieren sich nun performative Äußerungen im Subjekt? Wie werden normative Erwartungshaltungen verkörpert? In *Hass spricht* (2006) rekuriert Butler auf Bourdieus Habituskonzept<sup>56</sup>, welches ihr zufolge Antworten darauf liefern kann, auf welche Art und Weise Normen verkörpert werden (vgl. Butler 2006, S. 222). Für Butler sind performative Äußerungen ebenso für die Subjektivierung relevant wie der „verkörperte, partizipatorische Habitus“

---

<sup>54</sup> In ihrem Werk *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) stellt Butler eine vordiskursive und vorsymbolische Materialität des Körpers in Frage; Subjekte seien „auch in ihrer körperlich-materiellen Geschlechtlichkeit performativ, und das heißt bei Butler, durch zitاتفörmige Wiederholung einer diskursiven Ordnung, erzeugt zu werden“ (Bublitz 2010a, S. 19).

<sup>55</sup> In der Formulierung ‚zerstreute Bereiche‘ lässt sich eine Orientierung an Foucaults Machtverständnis erkennen, denn für diesen sei Macht auch etwas was nicht primär von oben, sondern auch von unten kommt, aus vielen Bereichen und Kanälen (siehe *Kapitel 3*).

<sup>56</sup> Für Bourdieu ist der Habitus einerseits eine ‚strukturierende Struktur‘ (die Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke) und andererseits auch ‚strukturierte Struktur‘ (wie Bewertungs- und Wahrnehmungsschema, z.B. der Geschmack) (vgl. Bourdieu 1982).

(ebd., S. 240). Der Körper sei der Träger eines praktischen Sinns, welcher sich durch Gesten oder Lebensstile immer wieder herstelle und Ort und Speicher einer verkörperten Geschichte sei. Als stillschweigende und materiale Funktionsweise von Performativität versteht sie die wiederholenden Anrufungen, welche auch in körperlichen Stilen oder habituellen Praktiken Form annehmen. Denn für Butler verfähre der Habitus „im Sinne einer Performativität“ (ebd., S. 239). Nach Bourdieu wird der Körper durch die Wiederholung von Normen gebildet, was dem Konzept der Performativität von Sprechakten Butlers ähnlich ist. Sie verbindet ihr Performativitätskonzept mit Bourdieus Habituskonzept auf fruchtbare Weise. Der sich materialisierte Habitus stellt für sie auch eine stillschweigende Form von Performativität dar, also eine Wiederholung von Praktiken und Normen, was Dispositionen generiere. Sprachliche Anrufungen z.B. ‚sei ein Junge‘ materialisieren sich nach Butler auf einer körperlichen Ebene also auch, indem (normative) habituelle Praktiken immer wieder wiederholt werden und sich die Normen in den Körper einschreiben, auch in Form von Dispositionen (vgl. ebd.).

Wenden wir uns nun zur Illustration des Butlerschen Verständnisses von performativen Äußerungen, Anrufungen zu, die nach einem hegemonialen Verständnis für Menschen, die Stimmen hören zentral werden können. Die ärztliche interpellative Diagnose der ‚Schizophrenie‘, welche nach dem hegemonialen Diskurs bei Menschen, die Stimmen hören, in den meisten Fällen ausgesprochen wird, ist eine mit gesellschaftlicher Macht versehene Äußerung, welche ein pathologisiertes ‚Subjekt‘<sup>57</sup> inauguriert. Dabei handelt es sich bei den ‚Schizophrenen‘ um die oben angesprochenen außerhalb der Norm stehenden ‚nicht lebbaren‘ und ‚verworfenen‘ Körper eines ‚normalen‘ und ‚vernünftigen‘ Subjekts. PsychiaterInnen haben nun die symbolische Macht die Diagnose ‚Schizophrenie‘ auszusprechen. Die Wirkungskraft dieser Äußerung erhält sie jedoch zusätzlich aus ihrem sedimentierten Gebrauch, denn es gibt eine Geschichte der Bezeichnungspraktiken der Psychiatrie und der ‚Schizophrenie‘-Diagnose und den Vorstellungen und Assoziationen dazu – mitunter gespeist aus wissenschaftlichen und alltäglichen Diskursen. Mit dieser einen Anrufung, in diesem Fall ist es eine ärztliche Diagnose, enden die performativen Anrufungen jedoch nicht. Aus vielen Kanälen erfolgen zumeist weitere Anrufungen, von ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen, Sozialarbeiterinnen, von Behörden, ArbeitgeberInnen, Angehörigen, FreundInnen oder NachbarInnen. Mit der einmaligen Anrufung bekommen die Pathologisierten einen Namen, der weiterwirkt, und der sich ihnen aufdrängt. Die pathologisierten ‚Subjekte‘ sind zudem an ihrer Hervorbringung selbst beteiligt, was

---

<sup>57</sup> Ich setze im Zusammenhang mit der pathologisierenden Anrufung oder Diagnose der ‚Schizophrenie‘ den Begriff des pathologisierten ‚Subjekt‘ unter Anführungszeichen, um zu illustrieren, dass es einen Unterschied macht, ob Individuen nun beispielsweise performativ aufgrund eines heteronormativen Diskurses zur binären Geschlechtlichkeit als ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ angerufen werden und es sich also um ‚lebbare‘ und ‚intelligible‘ Subjektpositionen handelt, oder ob Individuen mit nicht lebbaren‘ und ‚verworfenen‘ identitätslogischen Titeln versehen werden. Die Subjektposition ‚Schizophrene/r‘ fungiert außerdem auch als ‚konstitutives Außen‘ für ein rationales und vernünftiges Subjekt.

nicht heißen soll, dass dies zwingend bewusst reflektierte intentionale Handlungen sind, denn sie unterliegen dabei normativen Zwängen, das schließt z.B. obligatorische Arztbesuche, Psychotherapiesitzungen, die Medikamenteneinnahme ein, aber auch Praktiken die im Foucaultschen Sinn die Selbstführung betreffen, wie z.B. Selbstreflexionsprozesse des eigenen Verhalten, der Gedanken, der körperlichen Regungen und andere (therapeutisch initiierte) Praktiken. Für Butler materialisieren sich diese Anrufungen aus vielseitigen Kanälen durch Praktiken, um den normativen Erwartungen der Subjektpositionen von Diskursen zu entsprechen.

#### 4.5 Widerstand? Performativität und die Relevanz von Strukturverhältnissen

Nach den bisherigen Ausführungen zur Konzeptualisierung eines heuristischen Rahmens zu Diskurs und Subjekt drängen sich nun folgende Fragen auf: Wenn *sensu* Butler Subjekte auch an verletzenden ‚anrufenden‘ Bezeichnungen festhalten, um einen ontologischen Status zu erhalten, stellt sich die Frage, ob dies zwingend der Fall sein muss? Inwiefern wird es möglich gegen den ‚anrufenden‘ Namen z.B. die pathologisierenden Anrufung ‚schizophren‘ zu protestieren? Wie oben schon angeführt, entgegnet Butler dieser Frage, indem sie konstatiert, dass sich die Anrede trotzdem weiterhin aufzwingt und die Anrufung weiterwirkt. Sie beantwortet jedoch nicht, auf welche Art und Weise sich dieses ‚protestierende Subjekt‘ weiterhin konstituiert? Hält es an anderen Namen in Abgrenzung zu dem Angerufenen fest? Inwiefern ist dies für alle Subjekte, vor allem für die ‚nicht lebbaren‘ und ‚verworfenen‘ Körper möglich?

Butler erklärt in ihrer *Politik der Performativen in Hass spricht* (2006), wie es Subjekten möglich wird, widerständige Praktiken anzuwenden. Da sich Konventionen und performative Äußerung ständig wiederholen müssen, um zu funktionieren, liegt gerade im ‚Bruch‘ mit diesem Kontext die Möglichkeit des Widerstands und der Veränderung. Hierzu rekurriert Butler auf das Konzept der ‚Iterabilität‘<sup>58</sup> von Derrida (1988), für welchen ‚Zeichen‘ ständig iterieren, d.h. sie werden immerzu wiederholt und erhalten (in den sich ständig ändernden Kontexten) eine neue Bedeutung. Begriffe können also durch ihre ständige Wiederholung, wenn sie in neuen Kontexten aufgerufen werden, eine ‚nicht-gewöhnliche‘ Bedeutung erhalten (vgl. Butler 2006, S. 226f.). Als Beispiel hierfür nennt sie die Resignifizierung und Neueinschreibung der Bezeichnung ‚queer‘. Diese Bezeichnung habe über die Jahre eine Resignifizierung erhalten. Für Butler ist Subversion - die Resignifizierung, Rekontextualisierung und Fehlaneignung von Bezeichnungen, Anreden, verletzender Rede - als

---

<sup>58</sup> Iterierbarkeit leitet sich her aus *iter*, das heißt ‚von neuem‘ und kommt von *itara* was im Sanskrit ‚anders‘ bedeutet, womit im Begriff der Iteration für Jacques Derrida die Aspekte der Wiederholung und der Andersheit eine Synergie eingehen (Derrida 1988, S. 298).

Widerstandsstrategie denkbar, welche „gegen Herrschaft“ arbeitet (vgl. ebd. S.14). Anrufungen, Anreden wie, z.B. die Bezeichnung ‚queer‘ oder ‚Frau‘ könnten in einen neuen Kontext gesetzt werden, neue Bedeutungen erhalten, ihr früheres Wirkungsgebiet zerstören und zum „Instrument des Widerstands“ (ebd., S.254) werden. Dafür müsste man Butler zufolge auch nicht autorisiert sein zu sprechen (vgl. ebd., S. 246).

Es stellt sich nun aber die Frage, inwiefern die Strategie der subversiven Resignifizierung – also das Übernehmen von verletzender Rede in Form von Selbstdefinition und ihrer Rekontextualisierung – überhaupt möglich wird? Wer kann diese Strategien überhaupt anwenden? Inwiefern spielen nicht auch soziale Strukturen und das „Gekannt – und Anerkanntwerden“ der Äußerungen und symbolisches Kapital<sup>59</sup> von SprecherInnen im Sinne Bourdieus eine Rolle (vgl. Bourdieu 1990, S. 100f.)? Wäre es für Menschen mit der Diagnose ‚Schizophrenie‘, welche durch diese Bezeichnungspraktiken pathologisiert und mit den oft darüber hinaus verbundenden strukturellen Konsequenzen wie z.B. der Ausscheidung aus dem Arbeitsmarkt etc. konfrontiert sind, möglich, Strategien der subversiven Resignifizierung anzuwenden?

Butlers Überlegungen zu Subjektivierungsprozessen bewegen sich primär auf theoretischem und abstraktem Terrain. Kritisch kann gegen Butler gewendet werden, dass sie eine universalistische Strategie elaboriert, wie politischer Widerstand möglich wird. Politischer Widerstand wird lediglich auf die Möglichkeit eines „semiotischen Guerillakriegs“ (Bublitz 2010a, S. 16) reduziert. Als Leerstelle Butlers Theorie der *Politik des Performativen* lässt sich eindeutig die Ausklammerung von gesellschaftlichen Bedingungen und die Relevanz von Strukturverhältnissen nennen, da es nicht allen Subjekten gelingt die Bedeutung einer performativen Äußerung zu verändern<sup>60</sup>.

---

<sup>59</sup> Symbolisches Kapital ist bei Bourdieu (1985) z.B. Anerkennung oder Prestige der SprecherInnen und ist mitunter an andere Kapitalsorten der SprecherInnen gebunden. Weitere Kapitalsorten sind ökonomisches (finanzielle bzw. vermögentechnische Ressourcen) und kulturelles Kapital (z.B. Wissen und Bildung).

<sup>60</sup> Butler merkt zwar kritisch gegenüber Derridas Konzept der ‚Iterabilität‘ an, dass sein Konzept offen lasse, warum bestimmte Äußerungen leichter mit einem früheren Kontext brechen als andere. In Bezug auf das von ihr thematisierte Konzept der ‚Verletzlichkeit‘ in *Hass spricht*, fragt sie auch danach, warum bestimmte Äußerungen „die Kraft zu verwunden“ haben, und es anderen nicht gelingt, eine solche Kraft auszuüben (vgl. Butler 2006, S. 232f.). In ihrer Kritik an Bourdieu (vgl. Butler 2006, S. 221ff.), der konstatiert, dass die Macht des Wortes mit der gesellschaftlichen Macht und gesellschaftlichen Anerkennung der SprecherInnen zusammenhänge (vgl. Bourdieu 1990), negiert sie aber die Relevanz von gesellschaftlichen Positionierungen und Strukturverhältnissen. Nach Butlers Machtverständnis wird es möglich autorisiert zu sprechen, auch wenn man keine offizielle oder rechtliche Autorisierung dazu habe (Butler 2006, S. 246). Hingegen ist Bourdieus alleinige Konzentrierung auf die symbolische Macht der SprecherInnen natürlich auch verkürzend. Kommt Butlers Konzeption durch ihre Sprachfokussierung einer Herrschaftsrelativierung gleich, so betrachtet Bourdieu die vielseitigen Kanäle nicht, welche die produktive Macht sensu Foucault nehmen kann um performativ Subjekte anzurufen. Wird jemand verletzend auf der Straße von einem Unbekannten beschimpft, so schwingt in dieser verletzenden Anrede immer auch eine kondensierte Geschichtlichkeit mit; z.B. ‚hate speech‘ funktioniert auch wenn die SprecherInnen über kein den AdressatInnen bekanntes symbolisches Kapital verfügen. Zweifellos funktioniert hate speech aber auch kontextspezifisch auf unterschiedliche Art und Weise. Bezeichnungen, Namen und diskriminierende Rede haben eine Geschichte und eine ‚Erbschaft des Gebrauchs‘, wessen Bedeutung sich aber durch einen (Neu)Gebrauch potentiell ändern kann. Wichtig hinsichtlich der symbolischen Macht von SprecherInnen ist jedoch folgender Aspekt: Äußerungen erhielten gerade aufgrund ihres (gewaltvollen) Gebrauchs in Verbindung mit gewaltvollen Praktiken (!) von Autoritäten (mit

Sie unterlässt es, einen differenzierenden Blick auf die sich voneinander unterscheidenden Subjekte einzunehmen, die innerhalb unterschiedlicher und komplexer Strukturverhältnisse situiert sind (vgl. auch Villa 2004, S. 155f.). Generell lassen sich bei Butlers sprachtheoretischem Performativitätskonzept Grenzen markieren, worauf auch Gutiérrez Rodríguez aufmerksam macht (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 201ff). Kritik üben kann man an Butlers herrschaftsrelativierenden Machtbegriff. Damit verschleiert sie, dass es differente positionierte Subjektpositionen gibt, welche mit unterschiedlichen Mitteln oder Kapital ausgestattet sind. Gutiérrez Rodríguez spricht auch davon, dass der Begriff der Performativität von Butler zu einer Relativierung von Herrschaft und zu einer „ahistorischen und entkontextualisierten Analyse von Handeln und Subjektivität“ (ebd., S. 202) führt. Subjekte würden sich ihr zufolge alleinig durch Konstruktionsprozesse konstituieren, sie nehme dahingehend eine Homogenisierung oder Universalisierung von Subjektivierungsprozessen vor:

Denn ihre Analyse setzt Konstruktion mit Konstitution gleich und verdeckt dadurch erstens die ungleiche materielle Ausformung des Konstruktionsvorganges je nach Macht- und Herrschaftskonstellation und zweitens faßt es [DP: Butlers Performativitätskonzept] die Dynamik und Produktivität der Subjekte selber in ihrem Umgang und in der Konfrontation mit den Bezeichnungspraktiken nicht. (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 202).

Je nach sozialer Verortung wirken Diskurse auf verschiedene Art und Weise auf Individuen. ‚Das Mädchen‘ oder ‚der Junge‘ werden nach Butler performativ hervorgebracht, doch erfolgt diese Subjektivierung und Einverleibung von Normen auf verschiedene Art und Weise, und kann nicht als homogener sich wiederholender zitierender Prozess betrachtet werden, ohne Herrschafts-, Macht- und Ungleichverhältnisse zu berücksichtigen. Vielmehr kann man von einer Verschränkung mehrerer Subjektpositionen ausgehen, welche selbst nie ganz ausgefüllt werden können: man wird nie ‚nur‘ Frau, ‚nur‘ weiß, ‚nur‘ bürgerlich sein. Natürlich – und dies mag stets mitgedacht werden – unterscheiden sich die von Individuen eingenommen Subjektpositionen, z.B. ‚Frau‘, ‚Mann‘, ‚Stimmenhörer‘, ‚MigratIn‘, ‚BürgerIn‘ und ‚Akademiker‘ voneinander, hinsichtlich unterschiedlicher sozialen Positionierungen, symbolischer Macht und Kapitalsorten. Wenn also bei Butlers Konzeption der Subjectivation von Ermächtigung und Handlungsfähigkeit die Rede ist, sollte dies nicht dahingehend (miss)verstanden werden, dass damit Ungleichverhältnisse überwunden werden könnten. Sondern es wird möglich aus jenem ‚Ort des Subjekts‘ zu sprechen und ‚als jemand‘ anerkannt zu werden. Inwiefern man nun auch ‚gehört‘ wird, bleibt damit unbeantwortet. Paula-Irene Villa entgegnet Butler kritisch: „Die Macht des Wortes ist eben nicht dasselbe wie das Recht auf

---

gesellschaftlicher Macht), jenen kondensierten verletzenden Charakter. Einen Grund für die (stille) Kontroverse zwischen Butler und Bourdieu stellt sicher ihre verschieden perspektivischen Auffassungen von Macht dar, da Bourdieu Macht primär mit Herrschaft bzw. dem Verfügen über Kapital(sorten) gleichsetzt und Butler mit Foucaults Machtbegriff, die Macht dort lokalisiert, wo es Wissen bzw. florierende Diskurse gibt.

das gewichtige Wort“ (Villa 2008, S. 156)<sup>61</sup>. Widerstandsstrategien gegen hegemoniale Repräsentationssysteme und die Veränderung realer Machtverhältnisse sind letztlich auch davon abhängig, ob SprecherInnen gehört werden oder nicht:

certain groups of people have more power than others to make their speech heard and understood; the chances that one's language will ‚misfire‘ are greatest if one is deprived of certain forms of social power. (Schwartzman 2002, S. 434)

In der vorliegenden Arbeit möchte ich Judith Butlers Konzeption der Performativität und Subjectivation als heuristisches Instrument mit aufnehmen, dieses aber hinsichtlich der Berücksichtigung von realen Macht- und Herrschaftsverhältnissen weiterdenken und Subjektivierungsprozesse auch gesellschaftlich-historisch verankern. Offen bleibt bei Butlers Subjekt-Theorie auch die Frage, inwiefern es Subjektpositionen gibt, in welche das Individuum eher investiert als in andere (z.B. indem, normative Forderungen des ‚Frau-Seins‘ praktiziert werden oder eben nicht praktiziert werden). Sind denn alle gleichermaßen berechtigt bzw. in der Lage, Subjektpositionen auch in ihrer Intelligibilität zu artikulieren (vgl. Villa 2010b, S.266)? Wenn Menschen von vielen Kanälen als ‚schizophren‘, ‚Schizophrene/r‘, ‚psychisch Kranke/r‘ angerufen werden, stellt sich die Frage, ob in diese Subjektposition auch aktiv investiert wird oder warum nicht. Oder drängt sich diese Subjektposition auf, sodass man auf diese zurückgeworfen ist, und sich ein anrufende ‚Name‘ weiterhin aufzwingt, den Raum umgrenzt und eine gesellschaftliche Position konstruiert, unabhängig von Protesten dagegen (vgl. Butler 2006, S.58f.)?

Um diesen Fragen in meinem empirischen Projekt nachgehen zu können, möchte ich im folgenden Kapitel als notwendige Ergänzung Stuart Halls Konzept der ‚Artikulation‘ vorstellen. Butler betonte mit ihrem Konzept der Performativität auch die AkteurInnen-Rolle der Individuen selbst, welche selbst an ihre Subjektivierung beteiligt sind, indem sie den Normen z.B. ‚Mädchen-zu-sein‘ entsprechen wollen. Sie thematisiert jedoch nicht, wann in gewisse Subjektpositionen investiert wird und in andere nicht, z.B. warum bezeichnet sich jemand als ‚StimmenhörerIn‘, oder als ‚Schizophrene/r‘? Stuart Hall konzentriert sich zur Beantwortung dieser Fragestellungen auf die Wechselwirkungen und ‚Artikulationen‘ zwischen der Anrufung eines Subjekts in eine Subjektposition und der Selbst-Arbeit der AkteurInnen, die in diese Positionen investieren.

---

<sup>61</sup> Siehe hierzu die Studie von Steph Lawler (2004), welche Butlers Performativitätskonzept kritisiert. In ihrer empirischen Studie zur Repräsentation von Frauen aus der Mittelklasse und Arbeiterinnenklasse in Zeitungen ist sie zu dem Ergebnis gelangt, dass die Stimmen der Frauen der Arbeiterinnenklasse weniger ‚Gehör‘ fanden, indem sie zwar zu Wort kamen, aber von den Zeitungen als pathologische Subjekte (re)präsentiert wurden. Jene Frauen kamen zwar zu Wort, waren jedoch nicht dazu autorisiert gehört zu werden: „The [...] women spoke in authoritative tones, but they were unable to ‚speak with authority‘, because their speak was not authorized. This is not because it did not conform ostensible rules, but because they were not authorized to be actors within the field of political protest (Lawler 2004, S. 123).

## 4.6 Stuart Hall: Artikulationen und Identitätskonstruktionen

Stuart Hall elaboriert in seinem Aufsatz *Wer braucht ‚Identität‘* (vgl. Hall 2004a) das Konzept der ‚Artikulation‘, welches sich für diese Forschungsarbeit als ein sehr fruchtbares heuristisches Instrument herausstellte, um das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt zu interpretieren. Für Hall genügte es nicht zu erklären, wie Individuen in diskursiven Strukturen platziert werden, sondern er fragt danach, wie sich die Subjekte selbst konstituieren.<sup>62</sup> Als Leerstelle von bisherigen Theoretisierungen von Subjektivierungsprozessen nennt er die Ausklammerung der Fragestellung, auf welche Art und Weise Individuen Subjektpositionen ausfüllen. Um diese Leerstelle zu füllen, entwickelte er das Konzept der ‚Artikulation‘, welches die Selbstarbeit oder Investitionen von Individuen in Subjektpositionen benennt. Dabei handelt es sich um die Identitätskonstruktionen der Subjekte. Seine Überlegungen basieren über weite Strecken auf den Theoriegebäuden von Michael Foucault und Judith Butler, auf welche ich oben schon Bezug genommen habe. Folgend stelle ich Stuart Halls Konzept der ‚Artikulation‘ vor und arbeite die Überschneidungen und Abweichungen von Foucaults und Butlers Subjekttheorie an entsprechenden Stellen heraus.

Stuart Hall verwendet in seinen theoretischen Texten zur Nachvollziehbarkeit seiner Ausführungen auch autobiographische Beispiele: So schreibt er an einer Stelle, dass er sich, obwohl in alle jahrelang in England als ‚Immigranten‘ bezeichneten, nicht mit dieser Subjektposition identifizierte. Erst als er nach Jamaika zurückkehrte, erkannte er, dass er ein ‚Immigrant‘ war:

Und in diesem Moment dachte ich, daß es genau das ist, was ich bin. Ich hatte meine Heimat verlassen – für immer. Ich ging nach England zurück und wurde, was man mich nannte. Sie hatten mich als Immigranten begrüßt. Jetzt hatte ich endlich entdeckt, wer ich war. Ich begann mir die Geschichte meiner Migration zu erzählen. (Hall 1994a, S.80f.).

Hall zufolge können Subjekte zwar von vielen Seiten mit einem ‚Namen‘ angerufen oder in eine ‚Subjektposition‘ hineingerufen werden, ohne dass sie sich aber zwingend mit dieser Subjektposition identifizieren und in diese investieren müssen. Ein Subjekt sei für ihn nicht ohne Handlungsmacht, denn es könne z.B. in die Subjektposition ‚Immigrant‘, investieren, indem es sich die Geschichte seiner eigenen Migration erzähle, und die Identität als ‚Immigrant‘ dadurch verfestige (vgl. Hall 2004a; vgl. Spies 2010, S.135f.)<sup>63</sup>. Für Hall können Subjekte nicht ganz in den Subjektpositionen

---

<sup>62</sup> Wie auch schon der ‚späte‘ Foucault und Judith Butler mit ihrem Performativitäts-Konzept.

<sup>63</sup> In die Subjektposition als ‚Immigrant‘ investierte Hall jedoch nicht lange, für ihn war dies kein ‚haltbarer‘ Platz. Später erfolgte eine Identifizierung mit der Identität ‚ein Schwarzer‘ zu sein. Für ihn war jede Subjektposition, mit welcher er sich im Laufe seines Lebens identifizierte, eine Identität ‚nach dem Event‘ (vgl. Spies 2010, S. 135). Mit ‚nach dem Event‘ bezieht er sich auf den Moment bzw. die lebensgeschichtlichen und sozialen Umstände, die dazu führten, dass er sich mit der Identität als ‚Immigrant‘ bzw. als ‚Schwarzer‘ identifizierte.

„aufgehen“ oder den „Ort des Subjekts“ vollständig ausfüllen, sondern sie konstruieren sich stattdessen eine Identität, als eine bestimmte Selbstinterpretation des Subjekts. Unter „Artikulation“ versteht Hall das Vernähen eines Individuums oder Subjekts<sup>64</sup> mit einer Subjektposition, in welche das Subjekt nicht nur hineingerufen werde, sondern sich mit dieser identifizieren und in diese investieren müsse. Durch diese Artikulationsprozesse konstruiert sich das Subjekt eine Identität:

Ich gebrauche „Identität“, um auf den Punkt des Vernähens (to suture) zu verweisen, zwischen Diskursen und Praktiken auf der einen Seite – die Anrufung, uns als diskursiv bestimmtes gesellschaftliches Wesen zu verorten – und Prozessen, die Subjektivitäten produzieren auf der anderen Seite – die uns als Subjekte konstruieren, die sich „sprechen“ lassen, die verständlich sind. Identitäten sind solche Punkte temporärer Verbindungen mit Subjektpositionen, die aus diskursiven Praktiken hervorgehen (Hall 2004a, S. 173).

Wenden wir uns zur Illustration des obigen Zitates dem von Hall selbst angeführten autobiographischen Beispiel zu. Erst durch die Identifizierung mit der Subjektposition „Immigrant“ „vernähte“ sich Hall mit dieser und konstruierte sich die Identität „Immigrant“. Bei Identitäten handle es sich immer um temporäre Verbindungen mit Subjektpositionen, die nie ganz ausgefüllt werden können und in welche immerzu investiert werden müsse<sup>65</sup>. Also auch wenn Hall in die Subjektposition „Immigrant“ investiert, heißt das nicht, dass er diese vollkommen ausfüllt, also den normativen Erwartungen des (hegemonialen) Diskurs über „MigrantInnen“ vollkommen entsprechen könne. Er müsse immerzu in diese Positionierung investieren bzw. sich mit ihr identifizieren, kann sie jedoch nie ganz ausfüllen. Dabei ist unter der (wiederholende) Identifizierung mit einer Subjektposition genau jener Prozess der Artikulation und Vernähung zu verstehen. Die Identifikation oder Artikulation mit Subjektposition ist für Hall deshalb eine temporäre Verbindung und nie ganz abgeschlossen, weil sie den Spielregeln der „différance“<sup>66</sup> unterliegt. Kein Subjekt ist mit sich selbst identisch durch die Zeit, denn nie wird es ein Ganzes, sondern investiert immerzu in eine Subjektposition, indem es sich eine Identität konstruiert. Hall rekurriert mit der Konstatierung einer nie-abgeschlossenen Identität auf Derridas Konzeption der „différance“, sperrt sich jedoch auch

---

<sup>64</sup> Tina Spies (2010), welche sich bei ihrer Verschränkungsarbeit von Biographie und Diskurstheorie auch auf Stuart Halls Konzept der Artikulation bezieht, resümiert, dass Hall in seinen Arbeiten die Begriffe Individuum und Subjekt durchaus synonym verwende, er unterscheide jedoch zwischen Individuum und Subjektposition (vgl. ebd., S114).

<sup>65</sup> Hier lassen sich Ähnlichkeiten mit Judith Butlers Konzept der Performativität erkennen. Butler geht auch davon aus, dass Individuen, z.B. den Normen der Subjektposition „Mann“ nie ganz entsprechen können, diesen „Ort des Subjekts“ nie ausfüllen werden können, und immerzu performativ die Normen des „Mann-Seins“ reproduzieren müssen.

<sup>66</sup> Derridas Verständnis von *différance* stellt eine Synergie aus den französischen Verben für „verschieden sein“ und „aufschreiben“ dar (Hall 1994a, S.75). Bedeutungen werden Derrida zufolge nie endgültig oder abschließend fixiert und lassen sich deshalb nie fassen. „Jeder Begriff ist seinem Gesetz nach in eine Kette und in ein System eingeschrieben, worin er durch das systematische Spiel von Differenzen auf den anderen, auf die anderen Begriffe verweist. Ein solches Spiel, die *différance*, ist nicht einfach ein Begriff, sondern die Möglichkeit der Begrifflichkeit, des Begriffsprozesses und –systems überhaupt“ (Derrida 1991, S.88).

gegen dessen Vorstellung absoluter Nicht-Fixiertheit und geht von einer ‚notwendigen Unterbrechung‘ aus: „Denn wenn Sinnproduktion von der ständigen Neupositionierung ihrer differentiellen Ausdrücke abhängt, hängt auch die Bedeutung in jedem spezifischen Fall von einem kontingenten und arbiträren Punkt, einer notwendigen Unterbrechung ab“ (Hall 1994a, S. 76)<sup>67</sup>. Hall lehnt sich zwar an Derridas ‚difference‘-Konzept an, geht aber auch davon aus, dass sich die Bedeutung von Zeichen nicht ständig ändert, sondern es einen Punkt gibt, an welchem diese fixiert bzw. temporär unterbrochen ist. Diese Unterbrechung ist für Hall jedoch nicht von Dauer. Individuen identifizieren sich mit Subjektpositionen, deren Bedeutung ständig iteriert, jedoch zu einem bestimmten Zeitpunkt der Identifikation unterbrochen ist; mit dieser vorübergehend fixierten Subjektposition vernähen sich die Individuen. Damit ist der Identifikationsprozess jedoch nicht beendet, sondern muss immer wieder auf ein Neues erfolgen, da Zeichen *sensu* Derrida ständig iterieren.

Subjekte können sich aufgrund der temporären Verbindungen jedoch auch mit mehreren Subjektpositionen vernähen. Wenn Verschiebungen in einem Diskurs auftreten, können sich Subjekte auch mit anderen Positionen identifizieren. Durch die Unabschließbarkeit von Diskursen entstehen Dislokationen, wodurch Subjekte „ihren Moment-Charakter verlieren können und zu Elementen werden, die innerhalb (neu) artikulierter Diskurse (neue) Subjektpositionen einnehmen“ (Spies 2010, S. 133). Zusätzlich muss bedacht werden, dass Artikulationsprozesse bzw. die Konstruktion einer Identität ein sich ergebender Kreuzungspunkt aus „unterschiedlichen, ineinandergreifenden, auch antagonistischen Diskursen, Praktiken und Positionen“ (Hall 2004a, S. 170) ist, welcher nur vorübergehend fixiert ist. Identitäten sind nie vollkommen abgeschlossen, sowie die Subjektivierung als Prozess der ständigen Herausbildung aufgefasst werden kann (vgl. Hall 1994a, S.72). Jedoch ist eine vorübergehende Fixierung notwendig, denn für Hall ist es (wie auch schon für Butler) auch essentiell, positioniert zu sein, um etwas sagen zu können (vgl. Spies 2010, S. 138). Hall betont also die Prozesshaftigkeit der Artikulation und Konstruktion von Identitäten, die nur temporär fixiert sind. Für die vorliegende Arbeit ist diese Perspektivierung insofern wichtig, da es mir um die Momentaufnahmen von Identitätskonstruktionen, Positionierungen und ‚Artikulationen‘ von Subjekten geht, die innerhalb verschiedener Diskurse und sozialen Strukturverhältnissen situiert sind.

Durch die Berücksichtigung von realen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und der unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionierung von Subjekten, lässt sich bei Hall eine wichtige

---

<sup>67</sup> Hier knüpft Stuart Hall an die Diskurstheorie von Laclau und Mouffes an, die unter ‚Artikulation‘ die partielle temporäre Fixierung bzw. Schließung eines Diskurses verstehen. Dies führe zu internen und außenbezogenen Abgrenzungen, die vorübergehend gesellschaftlich-institutionell stabilisiert werden. (vgl. Spies 2010, S. 126; vgl. Keller 2007, S. 52).

Ergänzung zu Michel Foucaults und Judith Butlers Subjekt- und Diskurstheorie identifizieren. Denn die Bedeutung jeder Bezeichnung bzw. Identität, wird für Hall nur über die Beziehung zum Anderen, in Beziehung zu dem, was sie nicht ist, zu gerade dem, was von ihr ausgelassen ist, einem konstitutiven Außen, konstruiert (Hall 2004a, S.171)<sup>68</sup>. Identität ist für Hall ein Prozess, eine Erzählung, ein Diskurs, welcher immer von der Position des Anderen aus erzählt. Hall betont im Vergleich zu Butler und Foucault dezidiert die Bedeutsamkeit von Herrschafts- und Machtverhältnissen, die maßgeblich an der Konstruktion von Identitäten beteiligt sind, welche sich immer in Abgrenzung zum Anderen konstituieren, welche „immer aus dem Schweigen über den Anderen“ (ebd., S. 74) gebildet werden und diese zu Abwesenden und Schweigenden machen: „Alles, was gesprochen werden kann, beruht auf den zahllosen Stimmen, die nicht zu hören oder noch nicht zu hören sind“ (Hall 1994a, S. 73)<sup>69</sup>. Hall verbindet damit die Notwendigkeit des Anderen für das eigene, welches einerseits verneint bzw. verworfen wird, andererseits jedoch konstitutiv für die Subjektivierung ist. An dieser Stelle werden die Parallelen sichtbar zu Judith Butler und Michel Foucault, für welche sich die Subjektkonstitution nie ohne die Verwerfung des ‚Anderen‘ vollzieht. Bei Michel Foucault war es die Abgrenzung vom Wahnsinn, welche konstitutives Moment für ein vernünftiges, rationales Subjekt fungierte; und auch Judith Butler betont dezidiert die Wichtigkeit eines konstitutiven Außen bei der Subjektkonstitution. Positiv fällt bei Hall im Kontrast dazu auf, dass er diese Abgrenzung von einem konstitutiven Außen unter dem Gesichtspunkt von Macht- und Herrschaftsverhältnissen betrachtet und eine politische und geographische Verortung vornimmt<sup>70</sup>.

Eine für diese Forschungsarbeit essentielle Frage drängt sich nun auf: inwiefern diskutiert Hall die Frage nach der Handlungsmacht von Subjekten? Im Zuge einer Kritik an Michel Foucault, welcher in seinem Werk über weite Strecken Subjekte als Diskurseffekt und ‚fügsame Körper‘ konstruiert, arbeitete Stuart Hall die Signifikanz heraus, danach zu fragen, wie Subjekte sich selbst konstituieren. Foucault komme Hall zufolge dem ansatzweise nach, indem er auf historisch-spezifische Formen der

---

<sup>68</sup> In diesem Zusammenhang nennt er Fanons autobiographischen Auszug aus *Schwarze Haut, Weiße Masken*, in welchem Fanon beschreibt, wie ein Pariser Kind auf Fanon zeigend zu seiner Mutter sagte: „Sieh nur Mama, ein schwarzer Mann“. Fanon merkt reflektierend an, dass er das erste Mal in seinem Leben wusste, wer er war: „Das erste Mal in meinem Leben wußte ich, wer ich bin. Das erste Mal fühlte ich mich, als sei ich in dem Blick, dem gewalttätigen Blick des Anderen explodiert und gleichzeitig als ein anderer neu zusammengesetzt worden“ (Fanon 1980, zitiert nach Hall 1994a, S. 73).

<sup>69</sup> In diesem Zusammenhang nennt Hall das Beispiel der Bedeutung von ‚Tee‘ für die ‚englische Identität‘. EngländerInnen definieren sich über dieses kulturelle Getränk, wobei es in ganz England keine einzige Teeplantage gebe. Die ‚gewaltvolle‘ Kolonialgeschichte Englands werde dabei vollkommen ausgeblendet. Für Hall aber „gibt es keine englische Geschichte ohne diese andere Geschichte“ (Hall 1994a, S. 74).

<sup>70</sup> Zum Beispiel fokussiert Hall in seinem Aufsatz *Der Westen und der Rest (1994b)* die gewaltvolle Abgrenzung der westlichen Gesellschaften gegenüber den Kolonialisierten in dem vom Westen sogenannten ‚Amerika‘. Ihm zufolge hänge die Perspektiveneinahme und Selbstdefinition des Westens als ‚aufgeklärt‘, ‚rational‘ und ‚zivilisiert‘ damit zusammen, dass sie sich von ‚den Anderen‘, den unzivilisierten, wilden ‚Indianern‘ abgrenzten. Diese Abgrenzung, Selbstdefinition und auch die symbolische Macht des sogenannten ‚Westens‘ konnte nur durch die Unterdrückung und Ausbeutung ‚der Anderen‘ entstehen.

Diskurspraktiken, der normativen Selbst-Regulation und auf die ‚Technologien des Selbst‘ verweist, er kann aber nicht erklären bzw. es interessiert ihn nicht, warum Subjekte, die sich mit einer Position identifizieren, diesen manchmal widerstehen können, oder auch nicht.

Was bleibt ist, die Schließung der Kluft theoretisch zu vollziehen: zwischen der Erklärung der Mechanismen, mit denen der Einzelne sich als Subjekt mit den ‚Positionen‘ identifiziert, zu deren Annahme er aufgefordert wird, und den Fragen, wie die Einzelnen diese Positionen formen, stilisieren, herstellen und ‚verkörpern‘, warum sie dies nie ein für alle Mal vollständig umsetzen, warum manche dies gar nicht tun, oder warum manche in einem fortwährenden, agonistischen Prozess mit Normen und Regeln – mit denen sie sich selbst konfrontieren und sich selbst regulieren – kämpfen, sich diesen Normen und Regeln anpassen, sie verhandeln oder ihnen widerstehen. Kurz: was bleibt ist die Erfordernis, das Verhältnis zwischen Subjekt und diskursiven Formationen als Artikulation zu denken. (Hall 2004a, S. 183).

An den Fragen im obigen Zitat wird verdeutlicht, dass Hall damit die Handlungsmacht von Individuen betont und die Subjektkonstituierung, die Identifizierung mit einer Subjektposition, nicht als einseitigen, sondern als dialektischen Prozess betrachtet. Er betrachtet das Subjekt vielmehr als Handelnde/n, als Akteur/in, weist jedoch auch auf die Limitierungen der Artikulation hin. Denn zweifellos kann das Individuum sich nicht mit jeder beliebigen Subjektposition vernähen, jede beliebige Identität annehmen kann, weil nicht alles potentiell mit allem artikulierbar sei und die Wahl aktiver Positionierungsmöglichkeiten der dezentrierten Subjekte immer durch kulturelle und historische Bedingungen eingeschränkt sei (vgl. Spies, S. 137). Auf die Frage nach dem Handlungsspielraum von (bestimmten) Subjekten könnte Halls Antwort im obigem Zitat folgendermaßen lauten: Um herauszufinden, warum sich Subjekte mit ‚Positionen‘ identifizieren, sich manche ihren Normen widersetzen, und andere wiederum nicht, muss man sich das Verhältnis zwischen diesen normativen Subjektpositionierungen eines Diskurses und ihrer materiellen Konstitution im Subjekt als Artikulation vorstellen. Es gilt also, sich diesen Artikulationsprozessen zuzuwenden, um die Frage nach der Handlungsmacht zu beantworten. Gerade weil sich Individuen im Kontext von widersprüchlichen, widerstreitenden Diskursen positionieren, liegt in dieser Vielfältigkeit von sozialen Kräfteverhältnissen die Möglichkeit, Entscheidungen zu treffen. Bei diesen Handlungsstrategien handelt es sich natürlich nicht um Entscheidungen eines autonomen Subjekts, sondern die vielfältigen Diskurse eröffnen unterschiedliche gesellschaftliche Handlungsfelder und Bedeutungsrelationen von Subjektpositionen, mit welchen sich Individuen identifizieren können. Subjekte sind also zwar nicht jenseits von Macht-Wissens-Repräsentationssystemen zu denken, denn Diskurse konstituieren sie, sie können aber die bestehenden Bedeutungsrelationen in widerständigen, gestaltenden und konstituierenden Praktiken verschieben und sich zu ihnen verhalten. Denn gerade

die „artikulatorischen Praktiken gesellschaftlicher Akteure und Subjekte können zur Verschiebung der diskursimmanenten Differenzbildungen beitragen“ (Karl 2005, S. 92).

Wenn man nun Subjekte als AkteurInnen versteht, welche sich auf unterschiedliche Weise zu Diskursen oder Macht-Wissens-Formationen verhalten, ist es erforderlich, diese AkteurInnen sozial situiert und mit unterschiedlich ausgeprägten Kapitalsorten ausgestattet zu betrachten. Je nach gesellschaftlicher und sozialer Verortung resultiert ein anderer Handlungsspielraum, in welchem sich AkteurInnen gegenüber Diskursen positionieren können.

Im nächsten Kapitel werde ich nun die bisherigen Ausführungen zu Diskurs und Subjekt zusammenfassen.

#### **4.7 Zwischenresümee: Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht**

Es war mir wichtig, anhand der oben skizzierten Theorien zu Subjekt und Diskurs selbst zur Dezentralisierung und De-Universalisierung eines autonomen, mit sich identischen Subjekts beizutragen. Judith Butler benennt bezugnehmend auf Derridas Konzept der ‚Iterabilität‘ auch die Möglichkeit einer ‚Wiedereinschreibung‘, einer ‚Resignifizierung‘ des Begriffs ‚Subjekt‘: „Wenn z.B. der Begriff ‚Subjekt‘ offenbar zu stark mit der Erwartung der Souveränität und epistemologischer Transparenz beladen ist, soll dieser Begriff angeblich nicht mehr zu gebrauchen sein. Doch kann der neue Gebrauch eines solchen Begriffes, etwa in einem postsouveränen Kontext – die sonst festgefügte Kontextwahrnehmung erschüttern, die er aufruft“ (Butler 2006, S. 226). In diesem Sinne kann man auch meine theoretischen Ausführungen als Wiedereinschreibung und Resignifizierung des Begriffs Subjekts für die vorliegende Arbeit betrachten<sup>71</sup>.

Nun werde ich nochmals die zentralen theoretischen Konzepte der letzten Kapitel zu Subjekt und Diskurs zusammenfassen, und heraus präparieren, inwiefern sie für die vorliegende Arbeit von Relevanz sind. Ziel dieses Kapitels war es, das komplexe Wechselverhältnis zwischen Diskursen und Subjektivierungsprozessen theoretisch zu fassen. Dies war insofern für diese Forschungsarbeit wichtig, als sich mein Erkenntnisinteresse auf die Selbstpositionierungen von Menschen, die Stimmen hören, richtet und in diesem Zusammenhang auch auf die Relevanz von Diskursen und Strukturverhältnissen für Subjektivierungsprozesse.

---

<sup>71</sup> Mit Bezugnahme auf meine Kritik an Butlers *Politik des Performativen* hängt dies natürlich auch davon ab, inwiefern *meine* Worte Gehör finden.

Zunächst habe ich den LeserInnen vermittelt, dass ich von einem dezentralisierten und ent-universalisierten Subjekt ausgehe, welchem gesellschaftliche und kulturelle Strukturen und Repräsentationssysteme nicht äußerlich sind. Mit dem Konzept der ‚Subjectivation‘ habe ich meinen LeserInnen vorweggeschickt, dass es sich bei der Subjektivierung um einen ambivalenten Prozess handelt, da er einerseits ermächtigt, indem man als intelligibles und anerkanntes Subjekt einen Namen bekommt und durch diesen ‚sprechen‘ kann, er andererseits jedoch Subjekte dem normativen Erwartungshaltungen von ‚Subjektpositionen‘ unterwirft. Subjekte werden also auch an ihre eigene Identität gefesselt. Nachdem ich mich mit dem Verweis auf Michel Foucault und Judith Butler dem Prozesses der Subjectivation gewidmet habe, betrachtete ich die Mechanismen, die bei der ‚Anrufung‘ in Subjektpositionen und bei der Selbstarbeit der Subjekte relevant werden können. Dazu habe ich Butlers Rezeption von Althusser's Konzept der ‚Anrufung‘ und ihr Konzept der ‚Performativität‘ diskutiert. Individuen werden z.B. in die Subjektposition ‚Mann‘ hineingerufen und werden performativ ‚aus vielerlei Kanälen‘ als ‚so-jemand‘ konstituiert. Um den normativen Implikationen dieser ‚Anrufungen‘ gerecht zu werden, müssen Normen ständig zitierend wiederholt werden. Da Judith Butler jedoch die Relevanz von Herrschaftsstrukturen in ihren primär theoretisch-abstrakten Abhandlungen ausblendet und sie deshalb auch nicht erklären kann, warum manche Subjekte den machtvollen ‚Anrufungen‘ widerstehen können, oder nicht, habe ich als wertvolle Ergänzung für diese Forschungsarbeit Stuart Halls Konzept der ‚Artikulation‘ fruchtbar gemacht. Mit diesem Konzept wird es möglich sich Momentaufnahmen des Vernähens von Individuen mit Subjektpositionen zu fokussieren und inwiefern sich ‚Anrufungen‘ im Subjekt materialisieren oder nicht. Dabei bedenkt Hall auch die Situiertheit von Subjekten in unterschiedlichen sozialen Herrschafts- und Strukturverhältnissen. Er betrachtet Subjekte als AkteurInnen, die sich auf unterschiedliche Art und Weise mit ‚Subjektpositionen‘ vernähen können, jedoch aufgrund ihrer sozialen Situiertheit über verschiedene Handlungsspielräume verfügen.

Diese Perspektivierung ist für die vorliegenden Arbeit wichtig, da es sich bei Menschen, die Stimmen hören, und welche aufgrund eines hegemonialen Diskurses als ‚schizophren‘ angerufen werden, um Subjekte handelt, die sich *sensu* Butler als ‚nicht lebbare‘ und ‚verworfen‘ Körper identifizieren. Diese ‚verworfenen‘ Identitäten dienen als ‚konstitutives Außen‘ für ein rationales, normales und gesundes Subjekt. Menschen, die als ‚schizophren‘ angerufen werden, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Handlungsspielraums je nach ihrer sozialen Verortung von anderen (privilegierten) Subjektpositionen.

Es geht mir also um die Frage, wie Subjekte, welche von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden und jenseits der Norm konstruiert werden, mit machtvollen hegemonialen Diskursen interagieren, bzw. sich innerhalb der vielen widersprechenden und überlagernden Diskursen und

unterschiedlichen gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen, selbst positionieren bzw. sich Identitäten konstruieren.

Wie sind nun meine bisherigen Ausführungen mit dem Konzept der ‚Biographie‘ und der Biographieforschung in Verbindung zu bringen? Wie kann man sich das Verhältnis zwischen ‚Diskursen‘, ‚Subjektkonstitutionen‘ und narrativen Selbstdarstellungen vorstellen? Im nächsten Teil dieses methodologischen Rahmens verknüpfe ich die bisherigen Ausführungen mit dem Konzept der ‚Biographie‘.

## 5. Diskurs, Subjekt und Biographie

In den *Kapiteln 3 und 4* ging es darum, einen für diese vorliegende Forschungsarbeit anschlussfähigen heuristischen Rahmen zur Verschränkung der Konzepte ‚Diskurs‘ und ‚Subjekt‘ zu erarbeiten. Nun wird dieser konzipierten Rahmen mit der Biographieforschung in Verbindung gebracht und herausgearbeitet, inwiefern es hier Anknüpfungspunkte und Reibungspunkte geben kann. Denn es lässt sich als wesentliche Leerstelle markieren, dass diskursforschungsorientierte Arbeiten primär nur neue Subjektivierungsweisen deklariert haben, ohne sie methodisch (biographieanalytisch) einzuholen, während biographieanalytisch-geprägte Arbeiten nur subjektive Verortungen betrachtet haben, ohne sie mit Diskursen systematisch verbunden zu haben (vgl. Tuider 2007).

Da meine Fragestellungen an jenem Schnittpunkt zwischen ‚Biographie‘, ‚Diskurs‘ und ‚Subjekt‘ angesiedelt sind, gilt es diese miteinander zu verschränken. Individuen unterliegen bei der Konstruktion eines biographischen Selbst oder von (narrativen) Identitäten stets auch Diskursen, weshalb von einer „Verwobenheit von Biographie, Diskurs und Subjekt“ (Völter et al. 2005, S. 12) ausgegangen werden kann. Die erzählte Lebensgeschichte ist nicht Ausdruck eines ‚wahren‘ Selbst, sondern stellt eine (Re)Konstruktion von subjektiver Gewordenheit dar, woran auch gesellschaftlichen Strukturen und Diskurse wesentlichen Anteil haben. An der Rekonstruktion von narrativen Selbstdarstellungen können also Subjektivierungsprozesse sichtbar werden. Konkret betrifft das die *modi operandi* der ‚Artikulation‘ (Hall 2004a) von Subjekten mit Diskursen innerhalb unterschiedlicher gesellschaftlicher Strukturverhältnisse.

Dieses Kapitel ist in zwei Abschnitte gegliedert. Der erste Teil umfasst die Elaborierung eines methodologischen Rahmens für eine kritisch-reflexive Biographieforschung (*Kapitel 5.1*). Zunächst werde ich einige wesentliche methodologische Grundlagen der biographischen Narrationsanalyse skizzieren und kritisch beleuchten (siehe *Kapitel 5.1.1*). Damit in Verbindung steht die Reflexion darüber, welche unvermeidbaren Implikationen und Zwänge die Biographieforschung mit sich bringen kann, seitens der Erzählenden, Zuhörenden und InterpretInnen. Die Biographieforschung wird kritisch betrachtet, weil sie auch aufgrund diskursiver Zwänge die Konstruktion und performative Hervorbringung eines autonomen, kohärenten und mit sich identen Subjektes (*Kapitel 5.1.2*) auf der Kontrastfolie einer diskursiven ‚Normalbiographie‘ impliziert bzw. fordert. Bei der Konstruktion einer kohärenten biographischen Selbstdarstellung können auch sogenannte ‚public narratives‘ (Lawler, 2002) oder gesellschaftliche Narrative relevant werden, auf welche die InterviewpartnerInnen rekurren, um ihre Lebensgeschichte intelligibel zu machen (*Kapitel 5.1.3*). Ferner sollen Biographien als Texte betrachtet werden und als situierte Wissensobjekte, welche von

Individuen aus einer bestimmten örtlichen und zeitlichen Positionierung ausgehend, hervorgebracht werden und an dessen Konstruktion auch immer Diskurse beteiligt sind (*Kapitel 5.1.4*).

Schließlich verschränke ich im wesentlich dichterem zweiten Teil (*Kapitel 5.2*) den im ersten Teil erarbeiteten methodologischen Rahmen zur kritisch-reflexiven Biographieforschung mit meinen Ausführungen zu *Diskurs und Subjekt* (*Kapitel 4*).

Bevor ich zur Formulierung einer kritisch-reflexiven Biographieforschung übergehe, ist es mir noch wichtig anzumerken, dass die folgenden kritischen Ausführungen zur Biographieforschung jedoch nicht dazu dienen sollten, die Biographieforschung gänzlich zu verwerfen. Stattdessen verfolge ich das Ziel, herauszuarbeiten, welche Dienste die Biographieforschung bei der Beantwortung der Fragestellungen dieser Forschungsarbeit leisten kann, ohne ihre Methoden dabei unreflektiert anzuwenden. Aus dieser kritischen Betrachtung resultierte die Konzipierung einer ‚kritisch-reflexiven Biographieforschung‘.

## **5.1 Kritisch-reflexive Biographieforschung**

Bei einer ‚reflexiven Biographieforschung‘ handelt es sich um eine Biographieforschung, „die sich reflexiv auf den von ihr produzierten Gegenstand und damit das eigene Tun als soziale Praxis bezieht“ (Reh 2003, S. 22). Ich erweitere die von Dausien (2006) und Reh (2003) formulierte ‚reflexive Biographieforschung‘ um den Terminus ‚kritisch‘, um auf jenes (unvermeidliche) Risiko aufmerksam zu machen, mit der vorliegenden Biographieanalyse eine (Re)produktion von hegemonialen Diskursen und eine Vergegenständlichung von ‚stimmenhörenden Menschen‘ vorzunehmen.

In diesem Kapitel werden methodologischen Grundlagen zur Biographieforschung kurz vorgestellt. Daran anknüpfend werden diese jedoch zusätzlich an das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit angepasst und eine modifizierte Perspektive eingenommen. Die folgenden Unterkapitel verfolgen das Ziel eine kritisch-reflexive Biographieforschung nachzuzeichnen und biographieanalytisch-methodologische Instrumente zu entwickeln, die als Arbeits- und Analysehilfen an das empirische Material angelegt werden sollen. In den darauffolgenden Kapiteln gehe ich hauptsächlich folgender Fragestellung nach: inwiefern werden bei biographischen Konstruktionen Diskurse relevant und inwiefern ist die Biographieforschung selbst performativ?

### 5.1.1 Biographieanalytische Grundlagen

Die Biographieforschung, welche ihre Wurzeln in der phänomenologischen Wissenssoziologie, dem Symbolischen Interaktionismus und der Chicagoer School hat, wurde ca. seit den 1920er Jahren vermehrt für sozialwissenschaftliche Fragestellungen genutzt. Im deutschen Sprachraum ist die Narrationsanalyse mit der Arbeitsgruppe der Bielefelder Soziologen und einem ihrer Vertreter, Fritz Schütze, verbunden, welcher das narrative Interview entwickelte (vgl. Schütze 1978; 1981; 1983; 1984; Perleberg et al. 2008)<sup>72</sup>. Die theoretischen Überlegungen Schützes sind im Symbolischen Interaktionismus verankert, also in der zentralen Annahme, dass Gesellschaft von Individuen in symbolischen Interaktionen hervorgebracht wird. Das Verfahren fußt auf der ‚Homologietheese‘, die besagt, dass sich in der autobiografischen Erzählung, die Stegreifcharakter haben sollte, die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns reproduzieren. Nach Schütze steht das Kommunikationsschemata der Erzählung der erlebten Erfahrung am nächsten; er spricht auch von der Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution. Die Struktur der Erfahrung reproduziere sich ihm zufolge in der Struktur der Erzählung. Dabei ist das Erzählen als Kommunikationsschema zur Sachverhaltsdarstellung der erlebten Erfahrung näher als das Beschreibungs- oder Argumentationsschema (vgl. Schütze 1981, 1983; Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008)<sup>73</sup>.

Diesen Annahmen schließe ich mich nur teilweise an. Von einigen Seiten wird die von Fritz Schütze postulierte Homologietheese<sup>74</sup> kritisiert, und diese Kritik teile ich insofern, als ich die autobiographische Erzählung nicht als Abbildung von tatsächlich Erlebtem oder deren Orientierungsstrukturen sehe, und ich das Textformat des Erzählens nicht näher an der ‚eigentlichen‘

---

<sup>72</sup> Ausgangspunkt der Entwicklung des narrativen Interviews war jedoch nicht eine Biographieanalyse, sondern eine Interaktionsstudie zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen (vgl. Schütze 1978).

<sup>73</sup> Fritz Schütze unterscheidet zwischen den Textsorten der Erzählung, Beschreibung und Argumentation. Erzählungen thematisieren ein räumlich-und zeitlich zu verortendes Geschehen und beinhalten eine temporale Veränderungsdimension. Bei Beschreibungen hingegeben werden allgemeine Sachverhalte und wiederkehrende Sachverhalte erläutert z.B. routinisierte Abläufe oder Charakterisierungen von Personen. Argumentationen stellen theoretische Abstraktionen, Bewertungen oder Begründungen dar, welche zumeist ausgehend von einem Gegenwartsstandpunkt erfolgen (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008; Lucius-Hoene & Deppermann 2002; Schütze 1981, 1983, 1984; Kallmeyer & Schütze 1977).

<sup>74</sup> Die Homologietheese wurde von einigen Seiten kritisiert, z.B. Nassehi (1994). Przyborski & Wohlrab-Sahr (2008) relativieren die Kritik an Schützes Homologietheese, indem sie schreiben, dass es bei Schütze „nicht einfach [um] eine Korrespondenz von Tatsache und Erzählung, sondern [um] Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens einerseits und [deren] [...] Erfahrungsrekapitulation andererseits“ (ebd., S 222) ginge. Nicht Tatsachen und Darstellungen stehen sich also gegenüber, sondern Orientierungsstrukturen und Strukturen der Darstellung. Meiner Meinung nach greift diese Kritik zu kurz. Ich werde folgend noch darauf Bezug nehmen, dass die erzählte Lebensgeschichte nicht faktisches Handeln oder dessen Orientierungsstrukturen abbildet. Lebensgeschichten stellen soziale Artefakte dar. Geschehenes wird immer aus einer Jetztzeitperspektive (re)konstruiert und das erzählende Subjekt unterliegt dabei selbst Diskursen und sozialen Strukturen, die immer mitberücksichtigt werden müssen.

Erfahrung betrachte. Zusätzlich geht es mir weder darum, zu rekonstruieren, was den BiographInnen ‚wahrhaftig‘ widerfahren ist, noch darum, vergangene Erfahrungen so genau wie möglich zu (re)konstruieren. Biographisch-narrative Selbstdarstellungen repräsentieren temporäre Verortungen eines Individuums und stellen zeitlich und räumlich situierte (textuelle) Wissensobjekte dar (siehe *Kapitel 5.1.4*). Beim Erzählen wird Vergangenes aus einer gegenwärtigen Perspektive (re)konstruiert. Diskursen kann hierbei eine zentrale Rolle zugesprochen werden, da sie Individuen bei der Rekonstruktion ihrer eigenen Lebensgeschichte beeinflussen. Relevant im Zusammenhang mit dieser Forschungsarbeit sind vielmehr die gegenwärtige Identitätskonstruktionen innerhalb der narrativen Selbstdarstellungen, anhand derer auch die Bedeutsamkeit von Diskursen und Strukturverhältnissen analysiert werden kann.

Aus diesem Grund erachte ich im Kontrast zu Schütze auch nicht die Textsorte der Erzählung am Zentralsten für die Analyse, sondern auch Beschreibungen und Argumentationen werden hinsichtlich Positionierungs- und Verortungsprozessen der Erzählenden bedeutsam. Gerade der Textsorte der Argumentation kann hinsichtlich Positionierungsaktivitäten, also dem Einnehmen, Zuweisen oder Ablehnen von Subjektpositionen, eine bedeutsame Rolle zugesprochen werden (vgl. Karl 2005, S. 173; Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S.165). Ich behandle die Textsorten der Erzählung, Beschreibung und Argumentation als gleichwertig für die Analyse und fokussiere primär die Beziehung zwischen den verschiedenen Textsorten in einer narrativen Selbstdarstellung.

Zudem schließe ich mich einer der zentralsten Thesen der Biographieforschung an, die besagt, dass zwischen dem gelebten Leben und dem erzählten Leben zu differenzieren sei. Fischer-Rosenthal & Rosenthal (1997) unterscheiden zwischen dem erlebten Leben und der erzählten Lebensgeschichte dahingehend, als letztere immer ausgehend von einem Standpunkt der Gegenwart Vergangenes rekonstruiere und nicht Vergangenes faktisch abbilde (vgl. auch Rosenthal 2005). Zentral für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit ist es jedoch nicht, das ‚wahre‘ gelebte Leben zu (re)konstruieren, zumal dies von mir auch nicht als möglich erachtet wird (auch kritisch gegen Fischer-Rosenthal & Rosenthal gewandt). Biographien sollen nicht als Repräsentationen des gelebten Lebens betrachtet werden, sondern als Texte oder textuelle Konstruktionen und Interpretationen, die verortet werden müssen.

Im nächsten Kapitel wird es darum gehen, Diskurse und ihre Relevanz für die Biographieforschung auszuloten und sich der Frage zuzuwenden, inwiefern die Biographieforschung nicht selbst an der performativen Hervorbringung eines mit sich identen kohärenten Subjekts beteiligt ist und zu dessen Vergegenständlichung beiträgt. Bei der folgenden Kritik an der Biographieforschung hinsichtlich der Gefahr ihrer Vergegenständlichung soll jedoch nicht ausgeblendet werden, dass der rekonstruktiven

qualitativen Forschungslogik<sup>75</sup> im Vergleich zur quantitativen Forschungslogik anti-reifizierende Momente inhärent sind. Dies legen Przyborski & Slunecko (2009) theoretisch fundiert dar, indem sie praxeologische Methodologien von der primär vergegenständlichenden quantitativen Forschungslogik abgrenzen<sup>76</sup>.

### 5.1.2 Doing Biography - Performativität, Diskurs und Biographie

Eine Biographie wird nicht als etwas Natürliches betrachtet, was Individuen haben, sondern diese wird erst durch Zwänge oder Aufforderungen zur Biographisierung interaktiv und diskursiv hervorgebracht. Bettina Dausien und Helga Kelle prägen in diesem Zusammenhang den Begriff ‚doing biography‘ (vgl. Dausien & Kelle 2005), um auf die interaktive Herstellung von Biographien aufmerksam zu machen und die Vorstellung zu kritisieren, bei Biographien handle es sich um die ‚wahre‘ Erfahrungsaufschichtung von Erlebtem. In diesem Kapitel gehe ich der Frage nach, wie Diskurse an der performativen Hervorbringung von Biographien und der Vorstellung eines kohärenten, mit sich identen biographischen Subjekts beteiligt sind.

Das von den Sozialwissenschaften verwendete biographisch-narrative Interview wird nicht als einziges Produktionsmittel von Biographien erachtet, denn vor allem in westlichen Gesellschaften existieren vielerlei Gelegenheiten und Zwänge zu biographische Darstellungen, wie z.B. Curricula Vitae, mediale biographische Selbstdarstellungen<sup>77</sup>, Selbstpräsentationen in Selbsthilfegruppen oder die Aufnahme und Erhebung von Anamnesen in medizinisch-psychologischen Feldern. Die Konstruktion und Nutzung biographischer Formate ist zum ‚Trend‘ geworden. Diese Entwicklung ist unter dem „Vorzeichen der Individualisierung“ (Bukow 2006, S. 9) zu betrachten. Aus dieser fortschreitenden Individualisierung resultiert die Notwendigkeit, sich mit der (eigenen) individuellen Positionierung im Alltag zu befassen. Deshalb kam es auch zu einer verstärkten Beschäftigung mit der eigenen Biographie. Alois Hahn (1982, 1987) spricht von sogenannten ‚Biographiegeneratoren‘, also gesellschaftlichen Institutionen, wie z.B. der Beichte, welche zur Herausbildung von Identitätsdarstellungen im zeitlichen Format der Biographie provozieren. Biographien sind also nicht

---

<sup>75</sup> Zur rekonstruktiven Sozialforschung zählt die biographische Narrationsanalyse nach Schütze, wie auch die dokumentarische Methode nach Bohnsack (2007).

<sup>76</sup> Dabei betonen Przyborski und Slunecko (2009) vorallem die Situietheit, Indexikalität und Standortgebundenheit des Wissens der Beforschten und der ForscherInnen, im Verweis auf wissenssoziologische Konzepte, wie z.B. Mannheims Konzept des ‚konjunktiven Wissens‘ bzw. des ‚konjunktiven Erfahrungsraumes‘ (Mannheim, 1980), Common-Sense-Konstruktionen und die sogenannten ‚Krisenexperimente‘ der Chiagoer Schule (ebd.).

<sup>77</sup> An dieser Stelle sei auf die lesenswerte Analyse von Hannelore Bublitz *Im Beichtstuhl der Medien: die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis* verwiesen (vgl. Bublitz 2010b).

natürlich vorkommende und empirisch erfassbare Gegebenheiten, sondern sie sind „kulturelle Schemata für die Hervorbringung und Präsentation individueller Identitäten(en)“ (Dausien & Merchil 2006, S. 158). Vornehmlich die Mitglieder westlicher Gesellschaften „lernen einen ‚Lebenslauf‘ zu präsentieren, Erfahrungen ‚biographisch‘ zu thematisieren, ihre Identität durch eine Erklärung des Gewordenseins zu präsentieren – und sie lernen, diese Muster flexibel und ‚authentisch‘ an unterschiedliche institutionelle Rahmungen anzupassen“ (Dausien 2006, S. 188). Es gibt also in unserer westlichen Gesellschaft vielerlei Diskurse, welche uns dazu bringen, dass wir unser Leben erzählen, bzw. vor anderen ‚gestehen‘. Dies wird in der vorliegenden Arbeit stets mitgedacht.

Wenden wir uns aber nun dem in den Sozialwissenschaften angewandten biographischen Interview zu. Man kann in den meisten Fällen davon ausgehen, dass eine narrative Selbstdarstellung, wie sie durch das biographische Interview provoziert wird, erst aufgrund des Interviews in dieser Art und Weise performativ hergestellt wird. Pierre Bourdieu spricht in seinem Aufsatz *Die biographische Illusion* (1986) davon, dass die Lebensgeschichte „eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen [sei], die sich in das wissenschaftliche Universum hineingeschmuggelt“ (ebd., S. 75) habe und diese einen „perfekten sozialen Artefakt“ (ebd., S. 80) darstelle. Biographien sind deshalb als unabgeschlossene Texte im Sinne diskursiver Konstruktionen zu betrachten „mit denen erst der Schein einer objektiven Existenz von Lebensgeschichten produziert wird“ (Reh 2003, S. 32). Des Weiteren sind Diskurse daran beteiligt, dass man seine Biographie überhaupt erst erzählt. Biographien stellen also ‚soziale Artefakte‘ dar und werden performativ aufgrund zugrundeliegender Diskurse produziert.

Darüber hinaus kann man die performative Wirkung zur Vergegenständlichung der Biographieforschung herausstreichen, da sie Wissen(sgegenstände) diskursiv hervorbringt bzw. produziert, z.B. das Wissensobjekt ‚stimmenhörende Menschen‘. Es besteht daher die ständige Gefahr der Vergegenständlichung der Analyseergebnisse. Sabine Reh rekurriert in ihrer Kritik an einer performativen Biographieforschung und generell an den Sozialwissenschaften auch auf Judith Butlers Konzept der Performativität und bemängelt die oftmals mangelnde Reflexion über den performativen Charakter der Biographieforschung. Es handle sich ihr zufolge bei der (Biographie)forschung um eine immer machtförmige soziale Praxis (vgl. Reh 2003, S. 26), welche wie in Sabine Rehs Analyse berufsbiographischer Texte von ostdeutschen LehrerInnen performativ den ‚Ossi‘ mit hervorbringt (ebd., S. 18) oder wie in der vorliegenden Arbeit ‚den stimmenhörenden Menschen‘. Der wissenschaftliche Diskurs ist performativ, indem er Identitäten (re)produziert.

Biographie lässt sich also als soziales Konstrukt begreifen, welches, verwickelt in machtvolle gesellschaftliche und auch humanwissenschaftliche Diskurse, performativ die Vorstellung eines in

sich kohärenten, einheitlichen und autonomen Subjekts, „welches in diachroner wie in synchroner Hinsicht mit sich selbst identisch ist“ (ebd., S. 166), produziert. Dieses performativ erzeugte autonome Subjekt konstruiert sich (auch in narrativen Erzählungen) Identitäten. Diese narrativen Erzählungen suggerieren uns eine einheitliche Identität von der Geburt bis zum Tod zu haben, und zwar aus dem Grund, weil wir uns eine „tröstliche Geschichte oder ‚Erzählung unseres Ich‘ über uns selbst konstruieren“ (Hall 1994a, S.183). In Stuart Halls Fall war es die kohärente Darstellung seiner narrativen Identität als ‚Immigrant‘. Ich schließe mich Stuart Hall an und plädiere gegen die Festhaltung an einem stabilen Kern des Selbst, welches sich „von Anfang bis Ende durch alle Schicksale und Wechselfälle der Geschichte ohne Veränderung entwickelt, dass immerzu ‚dasselbe‘ bleibt, identisch mit sich durch die Zeit“ (Hall 2004a, S. 170), und gehe von einem dezentrierten, fragmentierten Subjekt aus. Ein einheitliches mit sich identisches oder kohärentes Subjekt wird jedoch diskursiv durch biographische Erzählungen hervorgebracht. Diese Kritik an einer performativen Biographieforschung, welche (auch ungewollt) ein vergegenständlichtes Subjekt mit hervorbringt und Wahrheiten konstatiert, wird in dieser Arbeit stets mitgedacht.

Ich habe bereits im *Kapitel 3* zu Foucaults Diskurstheorie die Zusammenhänge zwischen Diskursen, Geständnistheorie, Macht und ihre Rolle innerhalb der (Human)wissenschaften verdeutlicht. Daran werde ich folgend anknüpfen.

Da die Biographieforschung primär von einem „mit sich identischen Subjekt“ (Rosenthal 1995, S.133) ausgeht, wird ihr auch vorgeworfen, sie produziere mit narrativ-biographischen Interviews „eine (potentiell) fixierbare Identität, eine vermeintlich ‚tiefe Wahrheit des Selbst‘“ (Schäfer & Völter 2005, S. 170). Für die AutorInnen Schäfer und Völter reibt sich die Biographieforschung nicht so sehr am foucaultschen Diskursbegriff, sondern eher an seinem Subjektbegriff. Wie im *Kapitel 3.3* schon thematisiert wurde, ist für Foucault der Mensch als Erkenntnisobjekt und -subjekt im Zuge von Disziplinierungspraktiken im 17. und 18. Jahrhundert als Gegenstand des Wissens in den Blick geraten, woraufhin es zu einer Produktion von Diskursen über den Menschen kam. Das Interesse am Menschen ist also Foucault folgend kein natürliches oder prädiskursives, denn die Humanwissenschaften bringen mit diesem ‚Willen zum Wissen‘ die „schöne Totalität des Individuums [...] sorgfältig“ (Foucault 1976, S. 278f) hervor. Diese Kritik lässt sich auf die sozialwissenschaftliche Biographieforschung ausweiten, welche „an die Erschaffung des Individuums als Erkenntnisobjekt gebunden ist und sich in ihrem Programm, Lebensgeschichten zu verstehen, jener spezifisch humanwissenschaftliche ‚Wille zum Wissen‘ ausdrückt“ (Schäfer & Völter 2005, S.163). Das Bedürfnis über sich selbst zu erzählen ist demnach kein natürliches, sondern ein einverleibter ‚Geständnisimperativ‘, der aufgrund machtvoller Diskurse der Humanwissenschaften verstärkt werde. Das Individuum wurde durch diesen humanwissenschaftlichen ‚Willen zum Wissen‘

zum Subjekt, gleichzeitig aber auch zum Gegenstand und Wissensobjekt. Individuelle Beschreibungen, welche als Material für eine wissenschaftliche Analyse herangezogen werden, fungieren dabei „als objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung“ (Foucault 1976, S.247).

Foucaults Ausführungen lassen sich als Kritik an den Humanwissenschaften verstehen, welche behaupten, eine ‚tiefe Wahrheit des Selbst‘ zu suchen. Den InterpretInnen wird die Rolle zugeteilt, diese Wahrheit(en), oftmals in Form von Interpretationen, auszusprechen. Die Wissenschaften, welche sich vermeintlich als ‚objektiv‘ und ‚frei‘ deklarieren, liegen für Foucault nicht außerhalb des Machtdispositivs:

Solange die Interpretationswissenschaften weiterhin nach einer tiefen Wahrheit suchen, also eine Hermeneutik des Verdachts betreiben, solange sie von der Annahme ausgehen, der Große Interpret besitze einen privilegierten Zugang zur Bedeutung, während sie zugleich darauf bestehen, daß die Wahrheiten, die sie enthüllen, außerhalb der Machtsphäre liegen, scheinen diese Wissenschaften dazu bestimmt, zu den Machtstrategien beizutragen. Sie behaupten eine privilegierte Distanz, in Wirklichkeit aber sind sie Teile des Machtdispositivs. (Dreyfus und Rabinow 1987, S. 212).

Diese Kritik Foucaults an den Interpretationswissenschaften, zu welcher auch die Biographieforschung zählt, bekräftige ich. Ich enthalte mich auch dem Wunsch in meiner empirischen Analyse ‚Wahrheiten‘ herauszufinden zu wollen, bin mir jedoch der Gefahr bewusst und merke kritisch an, dass meine Arbeit an dem ‚Spiel der Wahrheiten‘ unweigerlich beteiligt ist. Diese Kritik trägt jedoch nicht dazu bei, die Biographieanalyse als Methode zu verwerfen, sondern impliziert für die vorliegende Arbeit die Frage, ‚welcher Art‘ die Geständnisse sind, welche die InterviewpartnerInnen produzieren (vgl. Nassehi 1994, S. 58; Schäfer und Völter 2005, S. 164), ohne ihnen den Status von ‚Wahrheiten‘ zu verleihen. Ich bin also mir des Risikos bewusst, selbst zu einer Vergegenständlichung beizutragen. Dieser Gefahr halte ich ein reflexives kritisches Vorgehen entgegen, unter dem Vorzeichen der oben formulierten Kritik und meines elaborierten theoretischen Rahmens.

Die kritisch-reflektierte Biographieforschung bietet jedoch auch einen wesentlichen Vorteil: Mit biographischen Analysen erhält man gerade auch einen differenzierten Blick auf Lebensbedingungen und –erfahrungen von Individuen und kann zu einer Dekonstruktion von vereinheitlichenden und fixierenden Identitätskonstruktionen beitragen, was beispielsweise auch feministisch geprägte Biographieanalysen gezeigt haben (vgl. Dausien 2006, S. 187; Dausien 2004, S. 318). Der hohe Detaillierungsgrad biographischen Materials kann zur Dekonstruktion von fixierten Identitätskonstruktionen z.B. ‚Frau‘ beitragen (vgl. ebd.; Gutiérrez Rodríguez 1999) und trotz der

Gefahr zur Vergegenständlichung zur einer „Irritation dichotomischer Kategorisierungen“ (Dausien 2006, S. 187) führen, z.B. was ‚Frau-sein‘ vs. ‚Mann-sein‘, oder ‚krank-sein‘ vs. ‚gesund-sein‘ betrifft. Dausien sieht den Vorteil der Biographieforschung darin, dass sie sich „gegen einfache Typisierungen sperrt und eine Differenzierung homogenisierender und dualistischer Differenzkonzepte [...] gerade zu erzwingt“ (ebd.).

Im nächsten Kapitel wird es mir darum gehen, danach zu fragen, inwiefern auch Diskurse Narrationen beinhalten können und wie sich Subjekte eine intelligible und ‚normale‘ Biographie konstruieren, bzw. welche Herstellungsbedingungen dafür verantwortlich sind.

### 5.1.3 Biographie, Diskurs und Normalität

Beim Erzählen einer Lebensgeschichte sind die befragte und die interviewende Person daran interessiert „das Postulat der Sinnhaftigkeit der berichteten Existenz“ (Bourdieu 1986, S.76) zu akzeptieren. Die Lebensgeschichte eines Individuums wird also als kohärentes Ganzes gedacht bzw. gewünscht, welche Sinn machen soll. Auf welche Art und Weise werden nun kohärente biographische Selbstdarstellungen produziert?

Erzählungen bestehen im Kern aus einer Abfolge temporal geordneter Teilsätze, deren Abfolge nicht verändert werden kann ohne den Sinnzusammenhang zu verändern (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, S. 225)<sup>78</sup>. Ricoeur definiert Plots als ein Regelsystem, welche als Matrix einer Geschichte „Sinn, Kohärenz, zeitliche und räumliche Strukturen verleiht und Beziehungen zwischen Objekten, Ereignissen und Akteuren und der Orientierungen herstellt“ (Viehöver 2001, S. 186f., vgl. Ricoeur 1991, 105f.). ErzählerInnen müssen diese in sich geschlossene und kohärente Abfolge einhalten, um eine kohärente ‚Geschichte‘ zu produzieren. In der Biographieforschung wird in diesem Zusammenhang von sogenannten ‚Zugzwängen des Erzählens‘ gesprochen, welche eine narrative Erzählung steuern und ihr Kohärenz verleihen (vgl. Kallmeyer & Schütze 1977)<sup>79</sup>. Kritisiert werden

---

<sup>78</sup> Steph Lawler spricht in Bezugnahme von Erzählungen von Prozessen des ‚Emplotments‘ mit welchen einzelne Erfahrungen oder Episoden zur nächsten führen und verbunden werden und am Ende der Geschichte kulminiert werden: „Within narratives, and through processes of emplotment, prior events seem inevitably to lead to later ones, and the end of the story is understood as the culmination and actualization of prior events. Significance is conferred on earlier events by what comes later. In this sense, narratives become naturalized as the episodes which make up the ‘plot’ appear inevitable, and even universal“ (Lawler 2002, S. 246).

<sup>79</sup> Gemeinsam mit dem Linguisten Kallmeyer hat Schütze Mechanismen – sogenannte Zugzwänge des Erzählens – herausgearbeitet, welche die narrative Erzählung steuern und ihr Kohärenz verleihen sollen (vgl. Kallmeyer & Schütze 1977): der Detaillierungszwang (die Sachverhaltsdarstellung muss so weit ins Detail gehen wie notwendig bzw. soweit man intendiert, dass der Gesprächspartner dem Erzählten noch folgen kann), der Relevanzsetzung- und Kondensierungszwang (manche Informationen erscheinen für die InterviewpartnerInnen erzählwürdiger als andere) und schließlich der Gestaltschließungszwang (der intendierte Sachverhalt muss gegen andere Sachverhalte abgegrenzt und in sich geschlossen werden) (vgl. auch Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008, S. 224ff.).

kann daran, dass die Autoren einen nahezu ‚natürlichen‘ und ‚universalen‘ Zwang konstatieren, ohne dass diese Zugzwänge auch gesellschaftlich, historisch und situativ verortet werden (vgl. Reh 2003, S. 58)<sup>80</sup>.

Biographien erachte ich als nichts ‚Natürliches‘, was WissenschaftlerInnen so einfach (re)konstruieren könnten. Ihre Produktion und (Re)Konstruktion ist in mehrere Diskurse verwickelt, weshalb sich der Fokus eher auf die gesellschaftlichen und diskursiven Zwängen verlagern sollte, „in denen die Notwendigkeit erzeugt wird, sich als identitäres, kohärentes Subjekt darzustellen“ (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 50.). Bezeichnungspraktiken und die biographischen Selbstdarstellungen sind deshalb auch auf ihren Entstehungskontext zurückzuführen (ebd.), was die Betrachtung des situativ-kommunikativen Kontext des narrativen Interviews und die asymmetrische Beziehung zwischen InterviewerIn und InterviewpartnerInnen miteinschließt (siehe *Kapitel 5.1.4*).

Auf welche Art und Weise ist es nun noch möglich ‚kohärente‘, ‚normale‘ und ‚intelligible‘ biographische Selbstdarstellungen zu konstruieren? Um diese Frage zu beantworten, thematisiere ich zunächst sogenannte ‚public narratives‘ oder Diskurse, auf welche ErzählerInnen in ihren narrativen Selbstdarstellungen zurückgreifen, um ihre Geschichte intelligibel darzustellen. Danach wende ich mich dem Aspekt zu, dass InterviewpartnerInnen sich in dem Bemühen eine ‚normale‘ Lebensgeschichte zu erzählen an Diskursen und normativen Erwartungshaltungen einer ‚Normalbiographie‘ orientieren.

InterviewpartnerInnen können biographischen Narrationen Sinn verleihen, indem sie auf gesellschaftlich anerkannte Diskurse bzw. Narrationen rekurrieren. Beim Erzählen von Lebensgeschichten, in allerlei kommunikativen (Gesprächs)Situationen und textuellen Repräsentationen kann Bezug auf sogenannte ‚public narratives‘ (Lawler 2002) genommen werden, welche in einer bestimmten Kultur und zu einer bestimmten Zeit als intelligibel gelten und anerkannt werden. Weil auf Narrationen immer wieder Bezug genommen wird, erscheinen sie auch als ‚normal‘ und intelligibel und wirken als universale, unhinterfragte ‚Wahrheiten‘. So gibt es beispielweise gesellschaftliche anerkannte Erzählmuster zu Entwicklungsgeschichten, Krankheitsgeschichten, Recovery-Geschichten<sup>81</sup> und Erfolgsgeschichten (vgl. ebd.). Für Viehöver (2001) sind Narrationen ein zentrales diskursstrukturierendes Regelsystem. AkteurInnen machen ihm zufolge „bewußt oder

---

<sup>80</sup> Überdies werden in Falldarstellungen Stellen ‚mangelnder Plausibilisierung‘ herausgearbeitet, um Lücken in der rekonstruierten Geschichte bzw. biographischen Gesamtformung zu markieren. Im Fall von solchen auftauchenden nicht nachvollziehbaren Lücken werden ErzählerInnen als ‚unreliable narrators‘ – also als unzuverlässige ErzählerInnen – betrachtet, damit die Konsistenz der Interpretation gewährleistet ist (vgl. Reh 2003, S. 23).

<sup>81</sup> Zum Beispiel beschreibt in diesem Zusammenhang Eva Illouz (2009), die in westlichen Gesellschaften weit verbreitete ‚therapeutische inszenatorische Erzählung‘.

unbewußt – in der sozialen Praxis Gebrauch von narrativen Schemata und verleihen dadurch ihren Weltdeutungen und ihren sozialen Praktiken Kohärenz, Bedeutung und *qua* Wiederholung eine gewisse Regelmäßigkeit“ (ebd., S. 178). Narrative Schemata oder Muster werden in Diskursen kommuniziert und von sozialen AkteurInnen – individuellen oder kollektiven AkteurInnen – angeeignet und verwendet, um Bedeutung zu konstruieren und zu verändern, welche für diese Sinn machen und die ihnen auch dazu dienen, ihre Identität zu konstruieren (vgl. ebd., S. 178f.). Individuen konstruieren Identitäten, indem sie sich positionieren oder positioniert werden in einem Repertoire von ‚emplotted stories‘ von Diskursen. Erfahrungen werden aufgrund dieser Diskurse und Positionierungen (re)konstruiert und ihnen wird Sinn verliehen (vgl. Lawler 2002, S. 244).

Dies soll nicht bedeuten, dass Erfahrungen bei der gegenwärtigen Selbstdarstellung nicht von Bedeutung sind, eher ist es so, dass vergangene Erfahrungen aus einer gegenwärtigen Positionierung ausgehend interpretiert werden. Aus der irreversiblen Struktur seiner Bewegungs- und Erfahrungsgeschichte im sozialen Raum kann das biographische Subjekt nicht beliebig herausspringen und „vergangene Ereignisse können nicht ungeschehen gemacht und durch andere ersetzt werden, sie können nur umgedeutet und neu verknüpft werden und zu veränderten Zukunftsentwürfen führen“ (Dausien 2006, S. 191). Dazu greifen Individuen auf gesellschaftliche Narrative zurück und konstruieren sich in dieser Rückwendung relative kohärente und stabile Identitäten, die intelligibel und gesellschaftlich anerkannt sind.

Lawler (2002) bezeichnet die Art und Weise dieser Rückwendung auf gesellschaftliche Narrative bei der Konstruktion von Identität(en) mit Ricoeurs Konzept der ‚narrativen Identität‘ (ebd., S. 249). Auch Hall zufolge werden Identitäten innerhalb und nicht außerhalb des Diskursiven konstruiert und müssen deshalb „als an spezifischen historischen und institutionellen Orten, innerhalb spezifischer diskursiver Formationen und Praktiken wie auch durch spezifische Strategien hergestellt“ (Hall 2004a, S. 171) verstanden werden. Denn biographische Erzählungen, auch wenn diese spontan hervorgebracht werden, „orientieren sich am kulturellen Wissensvorrat über Biographie(n) und ihren Präsentationsmöglichkeiten im Rahmen aktueller Diskurse“ (Dausien 2006, S. 203). Es ist also davon auszugehen, dass sich in biographischen Erzählungen mithilfe von Erzählstrategien oder Argumentationen auf gesellschaftliche, historisch-kulturelle Wissensbestände und Erzählmuster Bezug genommen wird, die bei der Analyse mitberücksichtigt werden sollten.

Die Darstellung von kohärenten und intelligiblen narrativer biographischer Selbstdarstellungen kann darüber hinaus nur unter der Berücksichtigung der Kontrastfolie einer ‚Normalbiographie‘ analysiert werden. Denn beim Erzählen von Lebensgeschichten und durch Interpretationen dieser konstruierten Geschichten durch ForscherInnen wird das, was unter einer kohärenten ‚normalen‘

Biographie zu verstehen ist und die dabei mitschwingenden gesellschaftlichen Normalitätsannahmen, ständig (re)produziert.

Es wird als normal vorausgesetzt, dass jede/r eine Biographie hat bzw. dass es narrative Muster der Selbstpräsentation und –kommunikation gäbe. Diese Voraussetzung stellt selbst schon „eine massive kulturelle Normalitätsunterstellung“ (Dausien & Merchil 2006, S. 159) dar und beeinflusst die Äußerungsmöglichkeiten der Interviewten. Für die Analyse biographischer Texte wird immer schon ein Vorverständnis von Biographie benötigt und ein Wissen davon, was „als biographisches Handeln, Erleben und Erzählen in einem bestimmten gesellschaftlich-historischen Kontext und lebensweltlichen Horizont im Allgemeinen möglich und vorstellbar ist“ (ebd., S. 160). Die Vorstellung davon, was eine ‚normale‘ Lebensgeschichte sei, ist also je nach kulturellem und historischem Kontext unterschiedlich (Bourdieu 1986). Es gibt in (westlichen) Gesellschaften gewisse Vorstellungen dazu, wie Lebensgeschichten aufgebaut sein sollen, welche bestimmten signifikanten Statuspassagen erwähnt (z.B. Geburt, Schule, Beruf, Heirat etc.) und wie gewisse Episoden (z.B. das Kennenlernen von PartnerInnen, Verlobung, Heirat, Kinder bekommen) narrativiert werden sollen. Darüber hinaus wird es unter bestimmten situativen Bedingungen nötig, Erfahrungen überhaupt er zu narrativieren, da biographische Narrationen aus Legitimierungsgründen gefordert werden (z.B. wie ist es dazu gekommen, dass jemand immigriert ist, oder wie kam es dazu, dass jemand krank geworden ist). Natürlich kann dazu zwar auf gesellschaftlich anerkannte Narrative Bezug genommen werden, jedoch in der Art und Weise, dass man sich von diesen sogleich auch wieder distanziert (z.B. die Verwendung von Erzählmuster zur Führung einer nicht-heterosexuellen Beziehung und die gleichzeitige Distanzierung von diesen heteronormativen Vorstellungen).

In biographischen Selbstdarstellungen und in ihrer Analyse werden also Normalitäten konstruiert und (re)produziert. Es stellt sich die Frage, von welchen impliziten normativen Voraussetzungen die Biographieforschung bei ihrer Erhebung und Auswertung ausgeht. Mit welcher normativen Kontrastfolie werden die biographischen Selbstdarstellungen verglichen?

Feministinnen haben schon seit den 80igern die Vorstellung einer linearen und kohärenten Lebensgeschichte kritisiert, welche aus einer androzentrischen, westlichen Perspektive heraus ein ‚autonomes, weißes und männliches Subjekt‘ voraussetzt (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 48). Die normative Vorstellung, eine in sich geschlossene, kohärente, lineare Lebensgeschichte zu erzählen, welche autonome und handlungsfähige AkteurInnen voraussetzt, die ‚normale‘ institutionelle Ablaufmustern benennen, könnte gerade für schon pathologisierte Subjekte zu einer weiteren Pathologisierung führen, da sie diesen normativen Anforderungen nicht immer in jeder Hinsicht nachkommen (können). Reh (2003) kritisiert auch die negative und pathologisierende Bewertung von Lebensgeschichten als „defekte autobiographische Stegreiferzählungen“ (Schütze 1984, S. 89), indem

man Stellen mangelnder Plausibilisierung benennt, weil für InterpretInnen Erzählungsabläufe nicht mehr nachvollziehbar sind (vgl. Reh 2003, S. 58). Beim Erzählen von Lebensgeschichten sind Subjekte ständig mit normativen Erwartungen konfrontiert, was Inhalt und Form der Erzählung betrifft. Scheitern diese dabei einer ‚Normalbiographie‘ zu entsprechen, kommt es oft zur Erklärung und Legitimierung dieser ‚Abweichungen‘ durch die InterviewpartnerInnen<sup>82</sup>.

Gerade jedoch diese ‚abweichenden Lebensgeschichten‘ können „bestehende gesellschaftliche Normalitäten sichtbar machen und herausfordern“ (Dausien & Mecheril 2006, S. 155) bzw. auch zu ihrer Dekonstruktion beitragen. Sie sind damit jedoch auch unweigerlich an der (Re)Produktion von Normalität beteiligt. Für die Interpretation des empirischen Materials bedeutet dies, dass die Konstruktionsprozesse im Hinblick auf Normalitätskonstruktionen kritisch-reflexiv zu hinterfragen sind. Dausien & Mercheril (2006) sprechen sich dafür aus diese „unauflösliche Konstruktivität zu reflektieren und am konkreten Material zu re-konstruieren“ (ebd., S. 160). In der vorliegenden Arbeit betrachte ich meine InterviewpartnerInnen als AkteurInnen, welche (mehr oder weniger) diesen Normen gerecht zu werden versuchen. Die Gefahr auch bei der Analyse von narrativen Selbstdarstellungen gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen zu (re)produzieren, wird stets mitgedacht. Für die vorliegende Arbeit ist primär die Art und Weise der Artikulation der Subjekte mit dem diskursiven Zwang, eine ‚normale‘, in sich kohärente Lebensgeschichte zu haben, von Interesse.

#### **5.1.4 Biographien als situierte Wissensobjekte**

Im diesen Kapitel werde ich Biographien als situierte Wissensobjekte begreifen und narrative Selbstdarstellungen bzw. die darin artikulierten Identität(en) situativ, räumlich und zeitlich verorten. Hierbei ist nicht nur die Situietheit meiner InterviewpartnerInnen, sondern auch meine situative Verortung als Interviewerin und die Wechselbeziehung zwischen mir und meinen InterviewpartnerInnen, von Relevanz. Die narrativen Selbstdarstellungen werden als Wissensobjekte und interaktive Resultate betrachtet, wobei die unterschiedliche Verortung beider Seiten berücksichtigt werden soll. Biographien sind als Konstruktionen in einem historisch-sozialen Raum zu verorten, die auch immer in Macht- und Differenzverhältnisse eingebunden sind (vgl. Dausien 2006 S. 187f.).

Individuen sind in strukturelle Herrschaftsverhältnisse eingebunden, die ihren Handlungsspielraum einschränken und ermöglichen. Die in diesem Material zum Ausdruck gebrachten Denk-, Gefühls-

---

<sup>82</sup> Dies spricht wiederum dafür, dass auch das Kommunikationsschemata der Argumentation für die anschließende Analyse von Subjektivierungsprozessen, relevant werden kann.

und Handlungsweisen sollen vor diesem Hintergrund „als Teil eines historisch-kulturellen Kontexts betrachtet werden, der durch Ressourcen, Zugangschancen, Institutionen und symbolischen Ordnungen strukturiert ist“ (Karl 2005, S. 75). Ich werde narrative Selbstdarstellungen im Sinne Donna Haraways als ‚situiertes Wissen‘ (Haraway 1995) betrachten. Dabei folge ich Gutiérrez Rodríguez, die, Bezug nehmend auf Haraway, biographische Selbstdarstellungen „als Wissensobjekte [...] eines situierten Wissens, das innerhalb eines konkreten zeitlichen und örtlichen Kontextes entsteht“ (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 14) versteht.

Vielerlei Positionierungen werden in narrativen biographischen Selbstdarstellungen relevant. Das betrifft die Positionierung der InterviewpartnerInnen und InterviewerInnen in ‚sozialen Räumen‘ (Bourdieu 1985) und ihre Beziehung zueinander, welche je nach Interaktionsrahmen und unterschiedlicher sozialer Positionierungen der Beteiligten differiert. Die KonstrukteurInnen von narrativen Selbstdarstellungen erzählen *aus* einer gewissen sozialen Position heraus und produzieren *sensu* Haraway situierte Wissensobjekte. Es muss bedacht werden, dass die biographischen Ereignisse, welche von den InterviewpartnerInnen (re)konstruiert werden, sich darüber hinaus in der Vergangenheit aus Platzierungen oder Deplatzierungen im sozialen Raum ergaben. In diesem Zusammenhang werden auch die zur Verfügung stehenden Kapitalsorten der BiographInnen entscheidend (vgl. Bourdieu 1985, 9ff.). Den ‚sozialen Raum‘ muss man sich mit Bourdieu (1985) als mehrdimensionalen Raum vorstellen, welchem Unterscheidungs- bzw. Verteilungsprinzipien zugrunde liegen (ebd., S. 9). AkteurInnen nehmen eine relative Stellung in diesem Raum ein und unterscheiden sich hinsichtlich ihres Handlungsspielraums und der ihnen zur Verfügung stehenden Kapitalsorten.

Beim Erzählen von biographischen Selbstdarstellungen werden auch immer vergangene und gegenwärtige Positionierungen relevant, wobei zu bedenken ist, dass immer nur aus einer gegenwärtigen Perspektive vergangene Ereignisse und soziale Positionierungen re-konstruiert und interpretiert werden. Deshalb handelt es sich auch um keine Präsentationen von tatsächlich erlebten Erfahrungsstrukturen (siehe *Kapitel 5.1.1*). Bestimmte Positionierungen in sozialen Räumen haben das vergangene ‚gelebte‘ Leben zwar geprägt, diese werden jedoch stets aus einer gegenwärtigen Situierung (re)konstruiert.

Strukturen, Strukturkategorien oder soziale Positionierungen grenzen jedoch den Handlungsspielraum von Individuen nicht nur ein, sondern können soziales Handeln auch ermöglichen. Biographische Selbstdarstellungen geben also Aufschluss über die „Relationalität von Positionierungen im sozialen Raum“ und verweisen auf die unterschiedlichen Existenzbedingungen der AkteurInnen und ihr Verhältnis zueinander (vgl. Karl 2005, S. 75). Herrschaftsverhältnisse,

Ungleichverhältnisse und Strukturkategorien wie ‚gender‘, ‚class‘, ‚race‘ and ‚body‘<sup>83</sup> werden dabei zentral. Für die vorliegende Arbeit wird die Strukturkategorie ‚Körper‘ als essentiell erachtet, da gerade ‚pathologisierte‘ Subjekte, aufgrund ihrer „biographisch veränderten oder nicht ‚normalen‘ Körperlichkeit“ (Winker & Degele 2009, S.49) gesellschaftlich benachteiligt werden. Die Fokussierung auf die Strukturkategorie ‚body‘, welche von den AutorInnen Degele und Winkler zusätzlich zu ‚gender‘, ‚class‘ & ‚race‘ hervorgehoben wurde, resultiert aus der gegenwärtigen „immer weniger tabubrechenden Frage nach ‚brauchbaren‘, ‚nützlichen‘ und ‚um/formbaren‘ Körpern“ (Winker & Degele 2009, S. 40) und der ansteigenden Wichtigkeit von Diskursen über Gesundheit, Attraktivität und Schönheit von Körpern in (westlichen) Gesellschaften. Dies schließt beispielsweise die Stellung im Arbeitsmarkt und den Zugang zu diesem mit ein oder andere rechtliche Diskriminierungen. Ausgrenzungen werden jedoch nicht nur ökonomisch gefasst, sondern können auch institutionell und sozialstrukturell relevant werden. Diese Ausgrenzungen gehen auf der symbolischen Ebene mit negativen Etikettierungen und Stigmatisierungen einher, was zum Verlust von Selbstwertgefühl und Zugehörigkeit der betroffenen Individuen führen kann (vgl. ebd., S. 44). Im vorliegenden Fall betrifft das die oftmals mit ‚chronifizierten Krankheiten‘ oder psychiatrischen Diagnosen, wie ‚Schizophrenie‘, einhergehende Ausscheidung aus dem Arbeitsmarkt mit der Einstufung als ‚berufsunfähig‘. Menschen, die Stimmen hören, werden nach hegemonialen Verständnis als ‚krank‘ kategorisiert und sozialstrukturell dadurch benachteiligt bzw. stigmatisiert. Strukturelle Herrschaftsverhältnisse und Ungleichverhältnisse, die für InterviewpartnerInnen aufgrund ihrer ‚nicht normalen Körper‘ oder ‚verworfenen Körper‘ resultieren, sollen stets bei der Analyse in Betracht gezogen werden. Bei dieser Positionierung sind verschiedene Differenzkategorien entscheidend und werden als miteinander verwoben betrachtet.

Für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit ist dieser Aspekt mitunter deshalb wichtig, weil diese Einschränkung des Handlungsspielraums widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse und soziale Ungleichverhältnisse erschwert.

Nicht nur InterviewpartnerInnen sind situiert, auch die InterviewerInnen positionieren sich in sozialen Räumen, was die Erhebung und die Analyse von Interviews prägt. Reh (2003) schreibt von der Unmöglichkeit als Wissenschaftler/in einen ‚neutralen Ort‘ einzunehmen und konstatiert „das Fehlen oder die Unmöglichkeit einer Zentralperspektive zur wissenschaftlichen Analyse“ (Reh 2003,

---

<sup>83</sup> Für Winker & Degele (2009) sind auf der Strukturebene kapitalistischer Gegenwartsgesellschaften vier Herrschaftsverhältnisse entlang dieser Strukturkategorien relevant. Das betrifft Heteronormativismen, Klassismen, Rassismen und Bodyismen (vgl. ebd., S. 38). Diese Kategorien sind deshalb bedeutend, weil entlang dieser Differenzlinien ungleiche Ressourcenzuordnungen und damit die Verteilung von Lebenschancen verlaufen (vgl. ebd., S. 39).

S. 15)<sup>84</sup>. ForscherInnen sind in spezifischen, wissenschaftlichen Diskursen situiert und positionieren sich auch in sozialen Räumen und verfügen über unterschiedliche Kapitalsorten.

Des Weiteren ist auch die Interaktionsbeziehung zwischen InterviewerInnen und InterviewpartnerInnen entscheidend. Denn biographische Selbstdarstellungen resultieren erst aus der Interaktion zwischen InterviewerIn und Interviewten. Die narrativen Selbstdarstellungen existieren nicht vorab, sondern werden erst in dieser Interaktionssituation produziert. Biographien werden demnach gemeinsam von Sprecher/in und Hörer/in hervorgebracht und orientieren sich stark an aktuellen Präsentationsinteressen (vgl. Spies 2010, S. 78). Den Dynamiken der Interaktion wird also ein konstitutives Moment zugesprochen (vgl. Reh 2003, S. 32f.). Da die Forschungspraxis des narrativen Interviews Stegreiferzählungen provoziert und sich ForscherInnen weitgehend zurückhalten sollen, wird allzu leicht der bestehende ForscherInneneinfluss übersehen. Die Interviewsituation zeichnet sich durch die Ambivalenz aus, dass die InterviewpartnerInnen zwar höhere Redeanteile haben, die InterviewerInnen jedoch in der privilegierten Position sind, die Einhaltung der Gesprächsregeln zu überwachen. Sie können die Inhalte verstärken (z.B. mit körpersprachlichen Signalen oder verbalen Verstärkungen) und durch die Einstiegsfrage(n), den bekundende Forschungsinteressen und durch die Art und Weise der Nachfragen die wesentliche Richtung des Interviews vorgeben. Eine durch ein Interview hervorgebrachte ‚Lebensgeschichte‘ ist also „eine interaktive und konstruktive Leistung aller an der Situation Beteiligten – auch wenn der Anteil an dieser Konstruktion nach Art und Gewicht unterschiedlich sein mag“ (Dausien & Merchil 2006, S. 159). Auch Haraway schreibt davon, dass Wissen, in diesem Fall biographisches Wissen, als Ergebnis eines Interaktionsprozesses zu betrachten sei, wobei die Aktivität aller Beteiligten in die Produktion mit eingeht (vgl. Haraway 1995, S. 20). Dabei sind jedoch auch die verschiedenen Standorte der Beteiligten zu betrachten und ihr Verhältnis zueinander<sup>85</sup>.

Für die vorliegende Arbeit erachtete ich es als wichtig diese verschiedenen Positionierungen zwischen mir als Interviewerin und meinen InterviewpartnerInnen kritisch zu reflektieren, weshalb

---

<sup>84</sup> Bei Reh (2003) beruht diese Feststellung auf Reflexionen ihres eigenen empirischen Projekts, in welchem sie als westdeutsche Wissenschaftlerin und Pädagogin berufsbiographische Selbstdarstellungen von ostdeutschen LehrerInnen untersuchte. Sie fragte danach: „Wo ist der Ort des gemeinsamen Sprechens über eine berufliche Lebensgeschichte zwischen einer ostdeutschen Lehrerin und einer westdeutschen Erziehungswissenschaftlerin?“ (ebd., S. 18). Im Zuge ihres Forschungsprozess erkannte sie, dass gerade die unterschiedlichen Positionierungen zwischen ihr und ihren InterviewpartnerInnen maßgeblich für die Konstitution der narrativen Selbstdarstellung waren. Man/frau sei immer positioniert und könne keinen neutralen Ort einnehmen (wie er ja von naturwissenschaftlich und positivistisch geprägten ForscherInnen unhinterfragt vorausgesetzt wird).

<sup>85</sup> Kritisiert wird Haraway allerdings dafür, dass sie nahezu alle (Wissens)Objekte, z.B. auch Tiere, zu Subjekten und zu handelnden ‚Akteuren‘ in einer gemeinsamen Ko-Konstruktion anerkennt. Diese symmetrische Positionierung suggeriere eine Ebenbürtigkeit, welche Hierarchien zwischen den Beteiligten ausblende (vgl. Becker-Schmidt & Knapp 2011, S. 103). Für die vorliegende Arbeit ist es jedoch zentral, die bestehenden Hierarchien zwischen InterviewpartnerInnen und InterviewerInnen zu berücksichtigen. Es gibt keine ‚neutralen‘ Begegnungen.

auch dem Interviewsetting eine besondere Bedeutung für die Analyse beigemessen wird<sup>86</sup>. Nicht nur die Befragungssituation an sich, auch der ‚Markt‘, der soziale Raum oder das diskursive Umfeld aus dem sich das Interview ergibt, sind konstitutiv für die Form und Inhalt der Erzählung (vgl. Bourdieu 1986, S. 79). Ferner wird die Gesprächssituation bei generierenden Interviewverfahren als asymmetrisch betrachtet, da (unterschiedliche) Machtverhältnisse zwischen InterviewerInnen und InterviewpartnerInnen bestehen können. Dabei können Strukturkategorien und verschiedene Positionierungen relevant werden. Für die vorliegende Arbeit wird jenes Gefälle zwischen einer Psychologiestudentin und den von hegemonialen Diskursen als ‚psychisch-krank‘ diagnostizierten InterviewpartnerInnen maßgeblich entscheidend. Dabei können jedoch auch über die Strukturkategorie ‚body‘ hinaus Strukturkategorien, wie ‚gender‘, ‚class‘, ‚race‘ oder z.B. auch ‚age‘ entscheidend werden. In der Befragungssituation werden also machtförmige Beziehungen relevant. Darüber hinaus sind weitere Aspekte, wie die Vorbereitung auf das Interview, die Kontaktaufnahme, der Ort des Interviews, das Aushandeln über die Befragungssituation<sup>87</sup>, das Interviewverhalten und die Gesprächsführung entscheidend für die produzierten biographischen Selbstdarstellungen (vgl. Reh 2003, S. 67).

Diese Aspekte einer ‚kritisch-reflexiven Biographieforschung‘ sollen bei der Analyse in der vorliegenden Arbeit stets mitgedacht werden und die narrativen Selbstdarstellungen deshalb auch hinsichtlich ihrer Hervorbringungsbedingungen, ihrer zeitlichen und räumlichen Situiertheit analysiert werden. Mit der kritischen Reflexion über meine eigene Situiertheit und Positionierung wird die Einflussnahme auf den Forschungsprozess sichtbar gemacht. Dem bin ich schon in meinem Einleitungsteil zur Reflexion über meinen Forschungsprozess nachgegangen (siehe *Kapitel 2*) und werde dies auch bei der Analyse der von mir geführten Interviews fortsetzen.

## 5.2 Artikulationen: Narrative Identitäts- und Verortungsarbeit

Dieses Kapitel verschränkt die bisherigen Ausführungen zu den heuristischen Konzepten ‚Diskurs‘, ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘ auf verdichtete Art und Weise. Als *Conclusio* des Kapitels zu *Subjekt und Diskurs* habe ich mit Stuart Hall das Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt als ‚Artikulation‘ gefasst

---

<sup>86</sup> Sabine Reh (2003) kritisiert, dass viele Interpretationsverfahren der Biographieforschung – sie bezieht sich primär auf die Interpretation nach den narrationsanalytischen Verfahren – der Interviewsituation zu wenig Beachtung schenken (vgl. ebd., S. 29f.), z.B. Schütze (1981; 1983), Gabriele Rosenthal (1995) und Ulrichs Oevermanns Objektiver Hermeneutik (vgl. Oevermann et al. 1979).

<sup>87</sup> Dazu kommt der Aspekt, dass es sich beim narrativen Interview nach Schütze um ein sehr offenes Format handelt, welches nicht den hegemonialen Vorstellungen eines ‚normalen‘ Interviews entspricht. Dies führt oft zu Irritationen seitens der InterviewpartnerInnen, aber auch der InterviewerInnen selbst.

(Kapitel 4.6). Nun arbeite ich heraus, inwiefern sich das Konzept der Artikulation mit der Biographieforschung fruchtbar verbinden lässt.

Gutiérrez Rodríguez, welche in ihrem empirischen Projekt in biographischen Selbstdarstellungen Subjektlogiken (de)konstruierte, (re)konstruierte den „Konstitutions- und Konstruktionsprozess von Subjektpositionen und Identifikationsmomenten“ (Gutiérrez Rodríguez 1999, S. 95) in Biographien. Dabei unterschied sie in ihrer Analyse zwischen Konstruktionen und Konstitutionen. Unter Konstruktionen versteht sie die Anrufungen von objektivierenden Diskursen, unter Konstitutionen die materialisierende Wirkungskraft dieser Konstruktionen im Subjekt (vgl. ebd., S. 95f.). Nicht alle ‚Anrufungen‘ zeigen also die gleiche Wirksamkeit, denn nicht alle konstruierten ‚angerufenen Subjekte‘ erfahren in gleicher Weise Differenzierung und Hierarchisierung. In dieser Arbeit habe ich schon herausgestrichen, dass sich Subjektivierungsprozesse nicht allein aufgrund performativer Akte erklären lassen, denn auch unterschiedliche Strukturverhältnisse und Verwobenheit in unterschiedliche Diskurse, sind hierfür entscheidend. Das Konzept der Artikulation von Stuart Hall erachte ich hierfür fruchtbar, da sein Konzept mit ‚Artikulationen‘ genau jene Aushandlungs- und Verortungsprozessen zwischen Konstruktionen und Konstitutionen erfasst. Mit der Betrachtung narrativer Selbstdarstellung als Artikulationen wird es möglich, Verortungs- und Identifizierungsprozesse in narrativen Selbstdarstellungen zu (de)konstruieren, womit auch die Relevanz von bestimmten Diskursen und Strukturverhältnissen analysiert werden kann.

Inwiefern kann das Format der biographisch-narrativen Selbstdarstellung nun nützlich sein um Subjektlogiken zu dekonstruieren und Artikulationsprozesse sichtbar zu machen? Lawler steicht die Wichtigkeit von narrativen Selbstdarstellungen für das Herausarbeiten von Subjektivierungsprozessen hervor:

If we want to find out how people make identities, make sense of the world and of their place within it – if we want to find out how they interpret the world and themselves – we will have to have to attend to the stories they tell. (Lawler 2002, S. 254f.).

Erzählen kann als eine von vielen sprachlichen Praktiken betrachtet werden, von denen Individuen in ihrem Alltag Gebrauch machen und Identitäten konstruieren (vgl. Lucius-Hoene 2010, S. 153). Narrative Selbstdarstellungen bzw. ‚Biographien‘ stellen eine spezifische Praxis der Identitätskonstruktion dar und rücken dabei „besonders die reflexiven Konstruktionsleistungen der empirischen Subjekte in den Blick“ (Dausien 2006, S. 204). Stuart Hall streicht auch die Wichtigkeit von Narrationen für die Identitätskonstruktion heraus, denn er assoziiert mit Identität eine Erzählung des Selbst (vgl. Hall 1999, S. 94). Dies wurde schon an seinem autobiographischen Beispiel deutlich: erst durch die Identifizierung mit der in anrufenden Subjektposition ‚Immigrant‘, begann er in diese

zu investieren, indem er sich die Geschichte seiner Immigration erzählte. Durch die Praxis des Erzählens von (Lebens)geschichten investiert man in Identitäten und trägt somit zur Subjektivierung bei. An diesen Artikulationsprozessen in narrativen Selbstdarstellungen können Subjektivierungsprozesse analysiert werden. In Biographien kann außerdem die Komplexität des Gewordenseins und Werdens von Subjekten sichtbar werden (vgl. Gutiérrez Rodríguez 1999).

Betrachtet man Biographie lediglich auf einer Mikroebene, so werden dabei Diskurse und Strukturverhältnisse vernachlässigt (vgl. Winker & Degele 2009, S. 22). Ich betrachte Biographien in der vorliegenden Arbeit deshalb auch als „Ausschnitte sozialer Wirklichkeit“ (Alheit 1992), da der Rahmen in dem sich eine individuelle Biographie entfalten kann natürlich nicht beliebig ist und ‚generative Strukturen‘ jederzeit spürbar bleiben. Biographien sind als räumlich und zeitlich situierte Wissensobjekte zu betrachten, in denen sich „die Verschränkung von Subjektkonstituierung und gesellschaftlicher Strukturierung in spezifischer Weise abzeichnet“ (Karl 2005, S. 147). Dass ich Biographien als ‚Ausschnitte sozialer Wirklichkeit‘ betrachte, heißt jedoch nicht, dass Individuen völlig von Sozialstrukturen determiniert sind, da ich sie auch als AkteurInnen betrachte. In narrativen Selbstdarstellungen zeigen sich außerdem die „einzigartigen, gestalteten und widerständigen Umgangsweisen der Subjekte mit Brüchen und Widersprüchen in sozialen Strukturen als auch die Widersprüche und Antagonismen dieser Strukturen selbst“ (ebd., S. 149). In Biographien können also im Sinne Stuart Halls ‚Artikulationen‘ sichtbar werden zwischen Diskursen, realen sozialen Herrschaftsverhältnissen und den subjektivierten Positionierungen der Individuen selbst. In der empirischen Analyse konzentriere ich mich deshalb auch auf die *modi operandi* der Darstellung von Artikulationsprozessen in den biographischen Selbstdarstellungen. Mit der Fokussierung auf Artikulationsprozessen betone ich dabei den AkteurInnen-Status von Subjekten als Handlende, Widerständige und Gestaltende, ohne jedoch dabei die Verstrickung in Diskurse und (einschränkenden) Strukturverhältnissen aus dem Blick zu verlieren (vgl. Karl 2005, S. 98f.). Ich gehe auch davon aus, dass sich Subjekte an der Schnittstelle von mehreren unterschiedlichen Diskursen konstituieren; sie sind „Effekte intersektionell verschränkter Diskurse“ und können so auch den hegemonialen, diskursiven Positionierungen entgegenstehen (vgl. Tuijer 2007, [28]). Anhand der biographisch-narrativen Selbstdarstellungen werde ich diese intersektionell verschränkten Diskurse entflechten und die Art und Weise ihrer Verschränkung transparent machen. Das biographische narrative Interview erweist sich also als nützliches Instrument, um Antworten auf meine Forschungsfragen zu liefern. Das Konzept der ‚Biographie‘ soll dabei kritisch reflexiv betrachtet werden, da narrative Erzählungen an der Konstituierung und performativen Hervorbringung von ‚mit sich selbst identischen‘ Subjekten und von ‚individuellen Wahrheiten‘ beteiligt sind. Auch die eigene Tätigkeit und Rolle als Forscherin bei der Hervorbringung von diesen ‚Wahrheiten‘ soll stets reflektiert werden.

In der vorliegenden Arbeit verstehe ich die narrativen Selbstdarstellungen meiner InterviewpartnerInnen als ‚Artikulationen‘, in welchen sie sich ‚narrative Identitäten‘ konstruieren und Verortungsarbeit leisten. Gerüstet mit diesen elaborierten theoretischen Werkzeugen, bin ich im empirischen Teil dieser Forschungsarbeit nun der Dekonstruktion der *modi operandi* der narrativen Selbstdarstellung von Menschen, die Stimmen hören, nachgegangen.

## **TEIL 3: METHODE**

### **6. Forschungsmethoden und Sampling**

In diesem Kapitel präsentiere ich die in dieser Diplomarbeit angewandten Methoden der Erhebung und Interpretation. Ich habe bereits im *Kapitel 1.3* meinen Entwicklungs- und Denkprozess hinsichtlich der methodischen Umsetzungsmöglichkeiten skizziert und herausgearbeitet, inwiefern das biographische narrative Interview als Erhebungsmethode für diese Arbeit geeignet ist (*Kapitel 1.3*). Es soll bedacht werden, dass es sich bei der ‚Erhebung‘ nicht um das Erfassen oder Messen ‚wahrer‘ Sachverhalte oder Erfahrungsgestalten handelt, sondern um eine Produktion von situierten Wissensobjekten. Dabei handelt es sich in der vorliegenden Arbeit um ‚Texte‘ narrativer Selbstdarstellungen, die interaktiv produziert wurden.

Zunächst werde ich das biographische narrative Interview vorstellen, welches die später zu analysierenden narrativen Selbstdarstellungen produziert (*Kapitel 6.1*). Im darauffolgenden Kapitel werde ich das für dieses Forschungsvorhaben elaborierte Methodeninventar zur Analyse narrativer Selbstdarstellung im Detail darstellen (*Kapitel 6.2*).

#### **6.1 Erhebungsmethode: Das narrative biographische Interview**

Das biographisch-narrative Interview wurde von Fritz Schütze (1983) entwickelt und zählt mittlerweile zu den innerhalb der qualitativen Sozialforschung grundlagentheoretisch fundiertesten Erhebungsvorhaben (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008, S. 92). Die methodologischen Grundlagen des narrativen autobiographischen Interviews von Schütze habe ich bereits im Kapitel 5.1 diskutiert und einer Kritik unterzogen. Nichtsdestotrotz ist das narrative biographische Interview für die Beantwortung der Forschungsfragen dieser Arbeit geeignet, da es narrative Selbstdarstellungen produziert, die (möglichst) nach den eigenen Relevanzsetzungen der InterviewpartnerInnen gestaltet sind. Deshalb lässt sich anhand dieser Texte auch das dominante Selbstdarstellungsinteresse der Interviewten und somit Subjektivierungsprozesse (re)konstruieren. Ich konzentriere mich bei der Analyse jedoch nicht nur auf die produzierten narrativen Texte (wie bereits im Kapitel zur kritisch-reflexiven Biographieforschung besprochen), sondern auch auf die Aspekte der Situativität und Interaktivität zwischen meinen InterviewpartnerInnen und mir.

Wie erfolgte nun die Produktion der biographischen narrativen Texte? Ich orientierte mich hinsichtlich der Prinzipien der Durchführung und des Ablaufs an Fritz Schützes entwickelten narrativen Interview (vgl. Schütze 1978, 1983, 1981; Fischer-Rosenthal & Rosenthal 1997; Przyborski

& Wohlrab-Sahr 2008). Bei narrativen Interviews geht es primär darum eine Stegreiferzählung zu provozieren. Ausgangspunkt und unmittelbare Voraussetzung für die Provozierung einer Stegreiferzählung ist eine erzählgenerierende Aufforderung zu Beginn des Interviews. Diese Erzählaufforderung kann sich auf bestimmte Phasen einer Lebensgeschichte konzentrieren oder die gesamte Lebensgeschichte betreffen. Zum Beispiel:

*So (3) also wie ich ihnen schon gesagt hab gehts mir darum, dass sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen. (.) und ich würde Sie jetzt einfach bitten, von Anfang an zu beginnen, (.) äh von ihrer Lebensgeschichte und mir davon zu erzählen.*

Die Interviewenden sind dazu angehalten sich während dieser Anfangserzählung zurückzuhalten, indem sie keine Fragen stellen, bis die Interviewten das Ende ihrer Erzählung mit einer eindeutigen Koda beenden. Ein Beispiel für eine Erzählkoda ist: „ja das war so grob mein Leben“.

Erst nach einer eindeutigen Koda geht das Wort wieder an die Interviewenden zurück, die nun mit Nachfragen an das Erzählte anknüpfen. In diesem Nachfrageteil sollten zunächst immanente Fragen gestellt werden, welche sich auf bereits in der Haupterzählung erwähnte Lebensphasen oder Thematiken, oder nicht detailliert ausgeführte Stellen, beziehen. Sobald alle immanenten Nachfragen ausgeschöpft sind, folgt sodann die Phase des exmanenten Nachfragens, in welcher der/die Interviewer/in mehrheitlich Fragen stellt, die im eigenen Forschungsinteresse liegen und welche oftmals zu abstrahierenden Beschreibungen und Argumentationen führen.

Narrative Interviews sind so konzipiert, dass nicht das primäre Forschungsinteresse der InterviewerInnen im Vordergrund steht, sondern die InterviewpartnerInnen die Erzählung nach ihren eigenen Relevanzstrukturen gestalten. Diese produzierten biographischen Texte sind jedoch – wie bereits im methodologischen Teil dieser Arbeit betont wurde – stets eingebettet in ein Interaktionsgeschehen und sind in Diskurse verwickelt, was die Art und Weise der Darstellung wesentlich beeinflusst<sup>88</sup>. Dies soll bei der Analyse reflektiert werden. Im Kontrast zu Schütze (1981, 1983) liegt für mich der Fokus für die spätere Feinanalyse des Interviews nicht nur primär auf der Haupterzählung und deren narrativen Passagen, sondern auf dem gesamten Interview, was den Interaktionskontext und seine Vorbedingungen miteinschließt. Denn gerade Positionierungsaktivitäten und Diskurse werden nicht nur in der Haupterzählung relevant, sondern betreffen auch die Herstellungs- und Kontextbedingungen des Interviews, wie z.B. die Einstiegsphase und Nachfragephase. Gerade die Dynamiken der Interaktion zwischen InterviewerInnen und InterviewpartnerInnen haben ein konstitutives Moment für die produzierten narrativen Selbstdarstellungen. Auch Reh (2003) kritisiert an biographieanalytischen Verfahren (Schütze 1983;

---

<sup>88</sup> Die Stegreiferzählung sollte Schütze zufolge am ehesten die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns reproduzieren. Wie bereits im methodologischen Teil dieser Arbeit konstatiert wurde, schließe ich mich dieser Homologietheorie zwischen Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution nicht an (siehe *Kapitel 5.1.1*).

Rosenthal 1995; Oevermann et al. 1979) die Vernachlässigung der situativen Kontextbedingungen, da sich diese primär auf das (transkribierte) Interview an sich konzentrieren. Vor allem Diskurse und Hierarchie- und Machtverhältnisse zwischen den InterviewerInnen und InterviewpartnerInnen haben aber einen entscheidenden Einfluss auf die Art und Weise der produzierten narrativen Selbstdarstellungen.

Aufgrund dieser Kritikpunkte habe ich das Interviewsetting und die Kontaktabahnung mittels Gedankenprotokoll im empirischen Teil so detailliert wie möglich re-konstruiert und bei der Analyse mit einbezogen.

## **6.2 Transkription und Anonymisierung**

Die produzierten Interviews wurden mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und daran anschließend transkribiert, d.h. aufgezeichnetes Gesprochenes wurde in eine textuelle Form gebracht. Bei der Transkription wurden verbale Aussagen (d.h. der genaue Wortlaut des Gesagten) und Paraverbales (z.B. Lachen, Seufzen etc., Intonationen, Tonstärke) berücksichtigt. An dieser Stelle ist es mir noch wichtig zu betonen, dass es sich bei der Transkription um einen ‚konstruktiven Prozess‘ handelt. Es handelt sich bei den produzierten Texten immer schon um eine Form der Interpretation. Da diese transkribierten Texte versprechen, möglichst ‚nah‘ an die Wirklichkeit zu kommen, besteht daher auch die Gefahr, dass ihre Konstruktivität, ihre diskursiven Herstellungsbedingungen verschleiert werden (vgl. Schuller 1994). Die Herstellungsbedingungen solcher ‚Texte‘ und ihre Konstruiertheit werden deshalb stets reflektiert.

Nach der Transkription der Aufzeichnungen habe ich die Texte noch einer Anonymisierung unterzogen. Die Namen der InterviewpartnerInnen habe ich anonymisiert, indem ich für sie einen fiktiven Namen also Pseudonyme, erfunden habe. Andere genannten Personen wurden ebenfalls anonymisiert. Ausnahmen bildeten hingegen lediglich Personen des öffentlichen Lebens oder historischen Personen, z.B. Personen des ‚Hearing Voices Movements‘, auf welche die InterviewpartnerInnen verwiesen haben. Ortsangaben und Zeitangaben, die Rückschlüsse auf die InterviewpartnerInnen zulassen würden, wurden ebenfalls anonymisiert. Zeitangaben, z.B. Geburtsdaten, wurden auf die Nennung des jeweiligen Jahres reduziert.

### **6.3 Methodeninventar: Dekonstruktion biographisch-narrativer Selbstdarstellungen**

Wie aus den Ausführungen zum methodologische-theoretischem Rahmen dieser Arbeit bereits ersichtlich geworden ist, verwende ich das theoretische Konzept der ‚Artikulation‘ als Analyseinstrument um Subjektivierungsprozesse in narrativen Selbstdarstellungen zu betrachten. In diesem Kapitel wird es darum gehen, das methodische Inventar vorzustellen, mit welchem sich Artikulationsprozesse und relevante Diskurse und Strukturverhältnisse am empirischen Material identifizieren und analysieren lassen können.

Bettina Dausien konstatiert, dass die Vielzahl an verschiedenen methodischen Umsetzungsarten in empirischen Forschungsberichten zur Biographieforschung verdeutlicht, dass „das methodische Design nicht schematisch angewandt, sondern für die jeweilige Fragestellung entwickelt werden muss“ (Dausien 2004, S. 320f.). Ich entwickelte also ein für die vorliegende Arbeit und ihr Erkenntnisinteresse zugeschnittenes Methodeninventar.

Artikulationen bzw. Identitätskonstruktionen in biographisch-narrativen Selbstdarstellungen erfasse ich mithilfe des empirischen Konzepts der „narrativen Identitätsarbeit im Interview“ von Gabriele Lucius-Hoene (vgl. Lucius-Hoene 2010). Lucius-Hoene entwickelte in Zusammenarbeit mit Arnulf Deppermann ein methodisches Inventur zur Analyse des empirischen Konzepts der ‚narrativer Identität‘ (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, 2004). Ihre Überlegungen basieren auf der Positionierungsanalyse von Michael Bamberg, der jedoch keine narrativen Selbstdarstellungen, sondern die Diskursorganisation von ‚natürlichen‘ Interaktionen analysierte (vgl. Bamberg 1999, 2003). Die AutorInnen fokussieren die Frage, inwiefern Individuen im Prozess des Erzählens im Interview ‚Identitätsarbeit‘ leisten, d.h. auf welche Art und Weise sie sich positionieren und eine ‚narrative Identität‘ herstellen. ‚Narrative Identität‘ wird hier wohlgermerkt nicht als eine ontologische Kategorie aufgefasst, sondern als ein empirisches Analysekonzept. Dabei liegt der Fokus auf den Herstellungsbedingungen der ‚narrativen Identität(en)‘ bzw. der narrativen Selbstdarstellungen. Das empirische Konzept der ‚narrativen Identitätsarbeit‘ stellt sich als anschlussfähig mit dem Konzept der ‚Artikulation‘ heraus. Ich werde die narrative Identitätsanalyse bzw. Positionierungsanalyse im Anschluss vorstellen.

Da sich die Auswertungsmethodik nach Lucius-Hoene und Deppermann (2002, 2004) primär der (Re)Konstruktion situativ hergestellter Identitäten zuwendet und dabei ein zentrales Moment dieser Forschungsarbeit, die Bedeutung von Diskursen und Strukturverhältnissen für Subjektivierungsprozesse, eher vernachlässigt wird, werde ich mein Methodeninventar noch

zusätzlich um Aspekte der Mehrebenen-Intersektionalitätsanalyse von Winker & Degele (2009) erweitern.

An dieser Stelle ist es mir wichtig noch einmal darauf hinzuweisen, dass ich unter ‚Interviewmaterial‘ nicht nur das aufgezeichnete Interview und den daraus transkribierten Text verstehe, sondern auch den Kontext des Interviewablaufs und die Kontaktabwicklung mit einbeziehe. Im empirischen Teil dieser Arbeit habe ich deshalb anhand eines Gedankenprotokolls die Rahmenbedingungen des Interviews und ihre jeweiligen ‚Vorgeschichten‘ (re)konstruiert und bei der Analyse inkludiert.

### **6.3.1 Grobstrukturelle Analyse**

Bevor ich in mit einer Feinanalyse die Positionierungsaktivitäten der InterviewpartnerInnen analysierte und die Relevanz von Diskursen und Strukturkategorie herausgearbeitete, führte ich zunächst noch eine grobstrukturelle Analyse und Segmentierung des Interviewmaterials durch. In diesem Analyseschritt habe ich eine erste Verdichtung des Interviewmaterials vorgenommen. Ich habe eine Segmentierung des ‚Texts‘ durchgeführt und mich dabei primär an den Analysekrterien der ‚formalen Analyse‘ von Fritz Schütze orientiert (vgl. Schütze 1983; Detka 2005; Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008).

Zunächst nahm ich eine Gliederung des Textes nach formalen und inhaltlichen Kriterien vor. Der Interviewtext wurde in eine Haupterzählung und einen Nachfrageteil unterteilt. Danach fand eine chronologische Sequenzierung statt. Der Beginn einer neuen Sequenz zeigt sich an zeitlich-inhaltlichen Markierungen (z.B. Geburt, Kindheit, Schulzeit etc.), Themenwechsel, Perspektivenwechsel (z.B. Wechsel zwischen vergangener und gegenwärtiger Positionierungen) und dem Wechsel der verwendeten Textsorten (Erzählung, Beschreibung, Argumentation). Ich identifizierte zwar die verschiedenen Textsorten der narrativen Selbstdarstellungen, ohne mich jedoch wie Schütze bei der Analyse zunächst nur auf die Textsorte der Erzählung zu konzentrieren. Wie schon angemerkt, betrachte ich alle Textsorten als aufschlussreich, um Positionierungsaktivitäten herauszuarbeiten. Zunächst habe ich die verschiedenen Textsorten der narrativen Selbstdarstellung identifiziert und ihre jeweilige Funktion innerhalb der einzelnen Segmente erfragt (z.B. können auch Erzählungen als Belege für eine verfolgte Argumentationslinie fungieren). Die verschiedenen Textsorten unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Dimension, die ich zusätzlich herausarbeitete (z.B. können Zeitwechsel von der Vergangenheitsform in die Gegenwartsform Aufschluss darüber geben, dass es sich um heute noch geteilte Sachverhalte handelt). Ich fragte nicht nur nach dem manifesten Gehalt der einzelnen Segmente, sondern

fokussierte die Art und Weise der Darstellung in denselben. Hierfür ist auch wichtig zu analysieren, wie sich die verschiedenen Segmente aufeinander beziehen.

Nach einer Sequenzierung und Segmentierung des Textes konnte ich mir hinsichtlich des dominanten Darstellungsinteresses der InterviewpartnerInnen einen guten Überblick verschaffen. Es stellt sich nämlich die Frage, was diese als erzählwürdig erachten, und was nicht. Wesentlich für die Rekonstruktion von Identitätskonstruktionen (auch im Hinblick auf die darauffolgende Feinanalyse) war es, die Haupterzähllinie, also den verfolgten roten Faden bei der narrativen Selbstdarstellung, zu eruieren. Die verfolgte Haupterzähllinie gibt nämlich Aufschluss darüber, welches dominante Selbstdarstellungsinteresse die InterviewpartnerInnen verfolgten. Natürlich ist die Auswahl von ‚Erzählenswerten‘ wiederum eingebettet in das aktuelle Interaktionsgeschehen des Interviews und ist abhängig von Diskursen (siehe *Kapitel 5.1*).

Nach einer Verdichtung, Segmentierung und Grobstrukturellen Analyse der narrativen Selbstdarstellungen führte ich Feinanalysen der einzelnen Segmente durch.

### **6.3.2 Feinanalyse**

Für Lucius-Hoene und Deppermann (2002) stellt ‚narrative Identität‘ ein empirisch zugängliches Phänomen dar. Sie präsentieren eine Auswertungsmethodik, die analysiert, wie Identitäten mit sprachlich-kommunikativen Leistungen in narrativen Interviews hergestellt werden. Hierzu kontextualisieren sie das Interviewmaterial hinsichtlich seiner situativen Herstellungsbedingungen. Als grundlegende heuristische Fragestellungen für die Feinanalyse nennen sie folgende: *Was* wird dargestellt? *Wie* oder auf Art und Weise wird etwas dargestellt? Und schließlich *wozu* wird *das jetzt* so dargestellt? (vgl. ebd., S. 177ff.). An diesen heuristischen Fragestellungen orientierte ich mich generell bei Analyse des Interviewmaterials im Hinblick auf Identitätskonstruktionen und Positionierungsaktivitäten.

#### **Positionierungsanalyse**

Für die empirische Analyse habe ich aus dem Interviewmaterial nun primär diejenigen Textstellen ausgewählt, in denen Positionierungen aktiv verhandelt oder eingenommen werden. Wie lassen sich nun am Interviewmaterial Positionierungsaktivitäten identifizieren?

Unter Positionierungen versteht man generell Praktiken, mit welchen sich Individuen auf sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen beziehen und sich präsentieren. Sie zeigen sich auf vielfältige Art und Weise: so können sie auf persönliche Attribute oder Motive abheben (z.B. „ich bin

ein sehr schüchter Mensch“) oder es können soziale (Subjekt-)Positionierungen direkt genannt werden (z.B. „StimmenhörerIn“, „Frau“ etc.). Des Weiteren ist zu unterscheiden zwischen direkten oder explizit gemachten Positionierungsaktivitäten (z.B. „ich würde mich nicht als schizophren bezeichnen“) und indirekt und impliziten Positionierungen. Letztere werden nicht explizit genannt, lassen sich aber anhand der Art und Weise der Darstellung identifizieren (z.B. die Distanzierung von einem vergangenen Selbst durch die Verwendung der Vergangenheitsform und der parasprachlichen Markierung der damaligen Handlungsorientierungen durch ironisches Lachen). Ich gehe davon aus, dass sich Positionierungsaktivitäten vor allem an der Art und Weise der Darstellungen herausarbeiten lassen. Überdies ist zu beachten, dass sich Positionierungen emergent in der Interaktionssituation des Interviews entfalten. Deshalb werden auch Fremdpositionierungen von InterviewerInnen gegenüber InterviewpartnerInnen relevant (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002).

Michael Bamberg differiert bei seiner Positionierungsanalyse zwischen drei Ebenen. Als erste Ebene nennt er Positionierungen, die AkteurInnen räumlich und zeitlich in der Erzählung bzw. des erzählten Ereignisses einnehmen. Auf einer zweiten Ebene konzentriert er sich auf die Positionierungsaktivitäten des gegenwärtigen Selbst der ErzählerInnen, welche das erzählte bzw. vergangene Ich und andere Personen der Geschichte positionieren (z.B. in der Art und Weise, wie man sich von einem vergangenen Selbst bzw. Handlungen distanziert). Schließlich nennt er als dritte Ebene noch die Fremdpositionierungen zwischen dem erzählenden Ich und den ZuhörerInnen bzw. InterviewerInnen (vgl. Bamberg 1997, 2003; Lucius-Hoene & Deppermann 2002, 2004).

Es resultierten folgende Fragen, an welchen ich mich bei der Analyse von Identitätskonstruktionen und Positionierungsaktivitäten orientierte:

- Wie konstruieren bzw. beschreiben sich die InterviewpartnerInnen? Welche (dichotomen) Differenzkategorien verwenden sie zur Selbstdarstellung (z.B. alt/jung, schüchtern/extravertiert, krank/gesund).
- Welche Subjektpositionen werden hinsichtlich des dominanten Darstellungsinteresses relevant (bzw. welche werden eingenommen oder abgelehnt)? Auf welche Art und Weise erfolgt eine Identifizierung mit, oder Distanzierung von Subjektpositionen?
- Wie positionieren sich InterviewpartnerInnen gegenüber vergangenen Ereignissen und den damals eingenommen Positionierungen, z.B. Einstellungen oder Meinungen? Wie positionieren sie sich innerhalb der erzählten Ereignisse? Wie positionieren andere Personen der Erzählung das erzählte Ich? Auf welche Art und Weise positionieren die InterviewpartnerInnen andere erwähnte Personen in der narrativen Selbstdarstellung?
- Inwiefern erfolgen von der Interviewerin Fremdpositionierungen gegenüber der InterviewpartnerInnen und umgekehrt?

Positionierungen werden also in einer interaktiven Situation von InterviewpartnerInnen und InterviewerInnen eingenommen und zugewiesen. Dabei sind diese jedoch auch immer abhängig von Diskursen. Bamberg (2003) unterscheidet zwischen dem ‚Positioniert-Werden‘ durch Diskursen und der handlungsorientierenden Perspektive des ‚sich selbst Positionierens‘ (vgl. Spies 2010, S. 144). Er hebt ähnlich wie Hall die AkteurInnenperspektive und die Möglichkeit der Handlungsmacht von Subjekten hervor. Die von ihm konzipierte Positionierungsanalyse definiert Bamberg daher als „empirically grounded analysis of how subjects construct themselves by analyzing the positions that are actively and agentively taken in their narratives vis-à-vis normative discourses“ (Bamberg 2003, S. 10). Wie schon im methodologischen Teil dieser Arbeit betont wurde, können Positionen nicht willkürlich eingenommen werden, sondern die Subjekte sind innerhalb intersektionaler Diskurse und Strukturverhältnissen positioniert, die ihren Handlungsspielraum einschränken und ermöglichen.

Für die Auswertung stellt sich nun folgende Frage: Auf welche Art und Weise lassen sich in narrativen Selbstdarstellungen relevante Diskurse und Strukturkategorien bzw. Herrschaftsverhältnisse für die Identitätskonstruktionen der InterviewpartnerInnen identifizieren?

### **Identifizieren von Diskursen und Strukturverhältnissen**

Ich habe schon an vielen Stellen herausgearbeitet, warum die Berücksichtigung von Diskursen und Strukturverhältnissen für das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit als wesentlich erachtet wird. Fokussiert man nämlich primär nur die Mikroebene der Identitätskonstruktionen, vernachlässigt man damit die Relevanz von Diskursen und Strukturkategorien. Winker und Degele (2009) entwickelten ausgehend von diesen Überlegungen ein methodologisch begründetes Methodeninventar. Diese Autorinnen verbinden Identitätskonstruktionen, welcher auf der Mikroebene angesiedelt sind, mit der Erfassung und Analyse von symbolischen Repräsentationen bzw. Diskursen und Strukturverhältnissen, auf einer sogenannten ‚Makroebene‘. Auch Stuart Hall betonte, dass Identitäten sich „innerhalb und nicht außerhalb von Repräsentationen“ (Hall 2004a, S. 171) konstituieren. Deshalb ist es wichtig nicht nur Identitätskonstruktionen oder narrative Selbstkonstruktionen herauszuarbeiten, sondern diese auch mit Diskursen, Normen, Deutungs- und Erklärungsmustern einer Gesellschaft in Verbindung zu bringen. Bei der Herausarbeitung von Diskursen werde ich mich auf die von InterviewpartnerInnen verwiesenen Deutungsmustern und auf den ‚latenten Gehalt‘ ihrer Darstellungen konzentrieren. Für Reiner Keller (2007) setzen sich Diskurse aus „mehreren, im gesellschaftlichen Wissensvorrat vorrätigen [...] miteinander *diskursspezifisch* verknüpften Deutungsmustern und ihren je konkreten Manifestationen in sprachlichen Äußerungen“ (ebd., S. 104) zusammen. Deshalb konzentriert sich Keller in seiner sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse mitunter auf die Herausarbeitung von Deutungsmustern.

Ferner kann man davon ausgehen, dass soziale Praxen und die damit verbundenden Identitätskonstruktionen auch stark von gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen abhängig sind. Mit Identitätskonstruktionen verweisen die AkteurInnen auch auf soziale Strukturen, innerhalb derer sie handeln, womit es auch zu einer (Re)Produktion dieser Verhältnisse kommen kann. Für Winker & Degele (2009) zeigt sich der Stellenwert bzw. die Relevanz von Identitätskonstruktionen vor allem daran, dass diese sich auch auf der Repräsentations- und Strukturebene identifizieren lassen (ebd., S. 86ff.).

Ich erweiterte mein Methodeninstrumentarium also um folgende heuristische Fragenkomplexe:

- Welche Erklärungs- und Deutungsansätze (nicht nur zum Stimmenhören) sind für die Selbstkonstruktionen der InterviewpartnerInnen entscheidend? Auf welche Deutungsmuster, Normen, Stereotypen, Werte oder Ideologien verweisen die InterviewpartnerInnen? Welche lehnen sie ab, welche nicht? Auf welche Art und Weise erfolgt eine Identifizierung mit ihnen? Inwiefern erfolgen Verweise auf sogenannte ‚public narratives‘, um die narrative Selbstdarstellung intelligibel zu machen? Auf welche Art und Weise orientieren sich die InterviewpartnerInnen bei ihrer narrativen Selbstdarstellung an ‚latenten Erwartungsstrukturen‘<sup>89</sup>?
- Welche Strukturverhältnisse beschränken oder erweitern, auf welche Art und Weise, den Handlungsspielraum der InterviewpartnerInnen<sup>90</sup>? Welche Strukturverhältnisse werden überhaupt angesprochen? Werden Unterdrückungs- oder Diskriminierungsverhältnisse genannt? Welche Institutionen werden angesprochen? Welche werden gewürdigt, welche abgelehnt? Auf welche Art und Weise werden Strukturverhältnisse für die Selbstdarstellungen der InterviewpartnerInnen relevant?

---

<sup>89</sup> Unter ‚latenten Erwartungsstrukturen‘ versteht man die im Rahmen eines narrativen Interviews unausgesprochenen Alternativen, Erwartungen und Gegenpositionen, welche die Bedeutung des Gesagten entscheiden bestimmen und welche über den manifesten Gehalt hinaus, die Auseinandersetzung der ErzählerInnen mit Erwartungen, die man normalerweise haben sollte oder Positionen, die andere einnehmen und die eine Vergleichsfolie für die Einschätzung des Faktischen bereit stellen, dokumentieren (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 223f.). Mit der Herausarbeitung latenter Erwartungsstrukturen erhält man Hinweise auf die Relevanz von (hegemonialen) Diskursen für die Art und Weise der narrativen Selbstdarstellungen.

<sup>90</sup> Zur Analyse des Handlungsspielraums von AkteurInnen ist es oftmals aufschlussreich das Interviewmaterial hinsichtlich der Verwendung von Passiv- oder Aktivkonstruktionen zu durchsuchen. Passivkonstruktionen (z.B. „dann wurde ich ins Krankenhaus gebracht“) weisen oft auf die Fremdbestimmtheit oder den Verlust der Handlungskontrolle in der jeweiligen erzählten Situation hin.

## 6.4 Forschungssetting und Sampling

Zunächst galt mein Forschungsinteresse noch ‚Menschen mit Schizophrenie‘, welches sich jedoch im Laufe des Forschungsprozesses änderte, und ich mich für die Subjektivierungsweisen von stimmenhörenden Menschen zu interessieren begann<sup>91</sup>. Um mit potentiellen InterviewpartnerInnen in Kontakt zu treten, wandte ich mich an psychosoziale Einrichtungen. Diese wiesen mich, auch als mein Erkenntnisinteresse noch dem Forschungsgegenstand ‚Menschen mit Schizophrenie‘ galt, an Selbsthilfegruppen zum ‚Stimmenhören‘ weiter. Mit dem Voranschreiten des Forschungsprozesses kontaktierte ich dann bewusst Selbsthilfegruppen zum ‚Stimmenhören‘.

Insgesamt führte ich im Zuge dieser Diplomarbeit fünf Interviews. Prinzipiell ging ich bei der InterviewpartnerInnen-Suche nach dem Prinzip des ‚Theoretical Samplings‘ vor (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008). Darunter versteht man, dass die zu untersuchenden ‚Fälle‘ nicht vorab festgelegt werden, sondern sukzessive im Zuge des Forschungsprozesses ausgewählt werden. Dabei wechseln sich die Erhebungsphase und Auswertungsphase ab.

In der ersten Phase meines Forschungsprozesses führte ich drei Interviews vor dem Hintergrund meines damaligen Interesse an ‚Menschen mit Schizophrenie‘ durch. Im Vorfeld der zwei letzten Interviews erwähnte ich hinsichtlich meines veränderten Erkenntnisinteresses jedoch lediglich, mich für das Phänomen des Stimmenhörens zu interessieren. Hierfür trug ich mein Forschungsinteresse auch im Anschluss an das Treffen einer Selbsthilfegruppe vor, zu welchem ich von den LeiterInnen der Selbsthilfegruppe eingeladen wurde. Des Weiteren besuchte ich eine zweitägige Konferenz zum Stimmenhören, bei welcher abseits von Vorträgen auch Workshops stattfanden. Ein besonderes Charakteristikum dieser Veranstaltung war das gemischte Publikum (Professionelle, Angehörige und Betroffene). Bei der Registrierung am Veranstaltungsort wurde ich mit der Frage ‚überrascht‘, ob ich selbst Professionelle oder Betroffene sei. Ich musste mich also dahingehend ‚outen‘. Ich traf fast alle meine InterviewpartnerInnen und auch die TeilnehmerInnen der von mir besuchten Selbsthilfegruppe im Zuge dieser Konferenz wieder. Viele der teilnehmenden Personen kannten sich auch untereinander und sprachen selbst von einer ‚Szene‘ das Stimmenhören betreffend, die sich aus Professionellen, Angehörigen sowie Betroffenen zusammensetzte. Die teilnehmenden und vortragenden Professionellen dieser Konferenz bezeichneten stimmenhörenden Menschen als ‚StimmenhörerInnen‘, und verwiesen in ihren theoretischen und praktischen Ausführungen auf den Diskurs des ‚Hearing Voices Movement‘. Stimmenhörende Menschen wählten die Bezeichnung ‚Stimmenhörer/in‘ auch zur Selbstcharakterisierung. Einige der teilnehmenden ‚StimmenhörerInnen‘

---

<sup>91</sup> Ich habe bereits im *Kapitel 1.2* die Entwicklung meines Erkenntnisinteresses im Detail skizziert.

waren auch selbst in der von ihnen so bezeichneten ‚Betroffenenszene‘ aktiv, indem sie Öffentlichkeitsarbeit leisteten.

Ich entschied mich dazu diejenigen Interviews für eine detaillierte Analyse auszuwählen, in welchen die InterviewpartnerInnen sich auch selbst als ‚StimmenhörerInnen‘ bezeichneten und Öffentlichkeitsarbeit leisten bzw. geleistet haben. Diese ‚StimmenhörerInnen‘ zeichneten sich gerade dadurch aus, dass sie selbst als ExpertInnen für das Stimmenhören auftraten und auf Professionalisten des ‚Hearing Voices Movements‘ verwiesen. Besonders spannend fand ich die in diesen Interviews angesprochene Distanzierung von hegemonialen Erklärungstheorien zum Stimmenhören. Da sich diese InterviewpartnerInnen einerseits als ‚ExpertInnen‘ positionierten und Öffentlichkeitsarbeit leisteten, und sie andererseits nach dem hegemonialen Erklärungsansatz zum Stimmenhören als ‚psychisch krank‘ oder ‚schizophren‘ gelten, betrachtete ich sie als involviert in vielerlei Normalitätsdiskursen. Sie positionierten sich innerhalb dieser Diskurse selbst als ‚ExpertInnen‘, um (vermeintlich) ‚gehört‘ zu werden. Dieses Spannungsfeld, dieses ‚diskursiven Stimmenwirrwarr‘, in welches diese ‚StimmenhörerInnen‘ verwickelt waren, wollte ich einer genaueren Analyse unterziehen.

Ich beschränkte mich im Rahmen dieser Diplomarbeit auf die Analyse von zwei Interviews. Natürlich entspricht dies dem Prinzip der ‚theoretischen Sättigung‘<sup>92</sup> noch nicht genügend, sodass hierfür noch weitere Analysen nötig wären.

---

<sup>92</sup> Unter dem Prinzip der ‚theoretischen Sättigung‘ in der qualitativen Sozialforschung versteht man das Nicht-Fortsetzen der empirischen Analyse eines Forschungsprojektes, da schon genügend empirisches Material untersucht wurde. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich keine neuen ‚Erkenntnisse‘ aus weiteren Analysen ergeben werden (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2008, S. 178).

## **TEIL 4: EMPIRIE – DIE DEKONSTRUKTION VON ZWEI NARRATIVEN SELBSTDARSTELLUNGEN**

Im vierten und letzten Teil dieser Arbeit stelle ich zwei analysierte bzw. dekonstruierte Selbstdarstellungen im Detail vor. Wie im *Kapitel 6.4* schon erwähnt und begründet wurde, wählte ich von insgesamt fünf durchgeführten Interviews zwei für eine Feinanalyse aus. Zunächst erfolgt die Ergebnisdarstellung der Analyse der Selbstdarstellung Helene Venus', einer zum Zeitpunkt des Interviews 66-jährigen Frau (*Kapitel 7*). Danach stelle ich die zentralen Analyseergebnisse der Selbstdarstellung des 55-jährigen Fabianus Stars dar (*Kapitel 8*). Beide InterviewpartnerInnen positionieren sich als ‚StimmenhörerInnen‘ und leisten bzw. leisteten im Verweis auf das ‚Hearing Voices Movement‘ Öffentlichkeitsarbeit. Abschließend fasse ich die Ergebnisse beider Interviewanalysen im *Kapitel 9* zusammen.

### **7. HELENE VENUS – „und bin dann eben auf meine Geschichte drauf gekommen, dadurch. (.) weil ich hab ja nie a Diagnose an sich gehabt“**

Das Interview mit Helene Venus<sup>93</sup> fand noch in einer frühen Phase des Forschungsprozesses dieser Diplomarbeit statt, als ich mein Forschungsinteresse noch auf den Forschungsgegenstand ‚Menschen mit Schizophrenie‘ fokussierte. Wie schon im *Kapitel 1* ausgeführt, änderte sich im Laufe der Annäherung und Auseinandersetzung mit stimmenhörenden Menschen meine Forschungsperspektive, was zur Folge hatte, dass ich mich von der Bezeichnung ‚Menschen mit Schizophrenie‘ distanzierte. Stimmenhörende Menschen werden in westlichen Dominanzgesellschaften ohnehin ständig mit Kategorisierungen wie ‚krank‘, ‚pathologisch‘, ‚schizophren‘, ‚nicht normal‘ oder ‚verrückt‘ konfrontiert, da diese performativ durch hegemoniale Diskurse reproduziert werden. Mit der Anrufung ‚Menschen mit Schizophrenie‘ trug ich selbst zur Reproduktion des hegemonialen Diskurses bei. Mit dem Voranschreiten des Forschungsprozesses und den beginnenden Reflexionsprozessen wollte ich es von nun an meinen InterviewpartnerInnen selbst überlassen, inwiefern sie die Subjektpositionen dieser Diskurse einnehmen<sup>94</sup>. Deshalb näherte

---

<sup>93</sup> Ich werde in dieser Ergebnisdarstellung das Pseudonym ‚Helene Venus‘ immer vollständig ausschreiben. Ich habe mich dagegen entschieden die Bezeichnung ‚Frau Venus‘ zu verwenden, da ich Helene Venus somit vergeschlechtliche und ihr die Subjektposition ‚Frau‘ zuweise.

<sup>94</sup> In *Kapitel 2* findet sich die Skizzierung der (wissenschaftlichen) Spezialdiskurse zum Stimmenhören. Ich arbeitete an diesen Diskursen die von ihnen bereitgestellten Subjektpositionen heraus und die Bedeutung dieser innerhalb der Diskurse, z.B. bietet der hegemoniale Diskurs primär die Subjektpositionen ‚Schizophrene/r‘, ‚schizophren-sein‘, ‚psychotisch-sein‘

ich mich nach der sukzessiven Reifung meiner Forschungsperspektive dem Forschungsfeld, indem ich mein vages Interesse am Phänomen des Stimmenhörens bekundete, ohne Kategorisierungen wie ‚Menschen mit Schizophrenie‘ oder die identitätsunterstellende Bezeichnung ‚StimmenhörerInnen‘ vorzunehmen. Natürlich kann trotzdem nicht ausgeschlossen werden, dass die Begegnung einer Psychologiestudentin und Betreuerin einer psychosozialen Einrichtung mit Menschen, welche von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden, auf beiden Seiten Erwartungen und Diskurse evoziert, welche die Interaktionssituation von vornherein prägen.

Die Besonderheit an dem Interview mit Helene Venus ist nun, dass ich mit der Bekundung meines Forschungsinteresses an der Lebensgeschichte von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ an sie eine identitätsunterstellende Kategorie herantrug. Ich rief sie also *sensu* Althusser als ‚schizophren‘ an, wovon sie sich vor und während des Interviews immerzu distanzierte. Dies wurde zu einem zentralen Moment des Interviews. Die narrative Selbstdarstellung soll deshalb auch in diesem kontextualen Licht betrachtet werden. Denn die Kontaktanbahnung und die Interviewsituation sind aufgrund des Fragen- und Erkenntnishorizonts und dem situierten Wissens der InterviewerInnen auch maßgeblich an der Art und Weise der produzierten biographischen Texte der Interviewten beteiligt. Ich werde an einer späteren Stelle, anhand der Beschreibung des Kontaktaufbaus, der Interaktionssituation und dem Interviewmaterial, dieses strukturelle Merkmal des Interviews noch explizieren.

Die Ergebnisdarstellung ist folgendermaßen aufgebaut: Zunächst beschreibe ich die Kontaktanbahnung und den Ablauf des Interviews. Danach erfolgt die formale und grobstrukturelle Beschreibung des Interviews. Und schließlich werde ich am Interviewmaterial in der Feinanalyse die Positionierungsaktivitäten, und relevanten Diskurse und Strukturverhältnisse für die narrative Selbstdarstellung Helene Venus‘ herausarbeiten und analysieren.

## **7.1 Beschreibung des Kontaktaufbaus**

Im Rahmen eines Forschungspraktikums im Sommersemester 2008 erkundigte ich mich bei einer psychosozialen Einrichtung in Wien nach möglichen Vermittlungen von Kontaktadressen zu potentiellen InterviewpartnerInnen. Ich teilte damals mit, mich für die Lebensgeschichten von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ zu interessieren. Nach einigen Telefonaten wurde ich an den Leiter der Selbsthilfegruppe ‚Stimmenhören‘ weitergeleitet. Dieser wies mich auf eine interessierte Interviewpartnerin hin, die aber nach einer Terminvereinbarung aus persönlichen Gründen von

---

oder ‚PatientIn‘ an. Der alternative Diskurs zum Stimmenhörens des ‚Hearing Voices Movements‘ stellt hingegen die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ bereit.

einem Interview Abstand nahm. Dabei handelte es sich um das ‚nie stattgefunden Interview‘, welches ich bereits im *Kapitel 1* thematisierte. Diese Gleichsetzung der psychosozialen Einrichtung von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ und Menschen, die an der Selbsthilfegruppe ‚Stimmenhören‘ partizipieren, hatte – wie wir bereits gesehen haben – einen entscheidenden Einfluss auf den weiteren Forschungsprozess.

Nach einer weiteren Anfrage bei dem Leiter der Selbsthilfegruppe gab mir dieser die Kontaktdaten von Helene Venus, welche sich für ein Interview bereit erklärt hatte. Ich erhielt die Telefonnummer und Email-Adresse von Helene Venus, konnte sie telefonisch aber nicht erreichen und wurde auf den Anrufbeantworter weitergeleitet. Deshalb entschied ich mich dazu, sie per Email zu kontaktieren. In der Sprachnachricht ihres Anrufbeantworters stellte sie sich als ‚StimmenhörerIn‘ vor, deren Aufgabe es sei, Betroffene und Angehörige zu unterstützen. Ich war von ihrem Engagement überrascht, anderen Betroffenen zu helfen, was aus meiner damaligen Perspektive doch vermeintlich ‚Professionellen‘ vorbehalten war. Ich kontaktierte sie daraufhin also per Email, stellte mich als Psychologiestudentin vor und teilte ihr mit, dass ich mich im Rahmen eines Forschungspraktikums für die Lebensgeschichten von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ interessiere, und es mich sehr freuen würde, wenn sie sich zu einem Interview bereit erkläre. Helene Venus antwortete mir daraufhin per Email, dass sie meiner Anfrage gerne nachkomme.

#### **Email-Nachricht – Helene Venus Juni 2008:**

*Ich selber bin jetzt schon seit fast 10 Jahren ständig mit Stimmen im Gespräch und versuche in der Selbsthilfegruppe für Stimmenhörer, die ich auch 2 Jahre geleitet habe, bei Therapeuten und in der Psychiatrie, die Ansätze mit Stimmen umzugehen, das "Maastricht Interview" und den "Voice Dialogue" als neue Umgangsmöglichkeit mit diesem Symptom weiterzugeben! Da das Hören von unsichtbaren Stimmen auch die anderen Symptome der Schizophrenie zusätzlich belasten oder auch auslösen kann, erhoffe ich Ihr Interesse an meiner "Stimmenhörlebensgeschichte", auch wenn ich Ihnen keine verbrieft Diagnose Schizophrenie vorlegen kann! Ich selber habe inzwischen herausgefunden, dass ich zu Psychosen neige und bin auch auf Grund einer angeblichen "Geisteskrankheit" vor gut 20 Jahren in Berufsunfähigkeit gerutscht, würde mich aber nicht als schizophr diagnostizieren! Wie Sie ja sicher wissen wird diese Diagnose oft sehr voreilig wegen der Stimmen ausgesprochen!*

Meine Email-Anfrage nannte explizit das Forschungsinteresse an der Lebensgeschichte von ‚Menschen mit Schizophrenie‘. Von dieser Anrufung distanzierte Helene Venus sich in ihrer Email nicht nur auf einer manifesten Ebene, mit der Formulierung, dass sie sich „*nicht als schizophr*“<sup>95</sup> bezeichnen würde. Die Ablehnung des hegemonialen Diskurses über ‚Schizophrenie‘ dokumentiert sich auch latent in der deskriptiven Ausdrucksweise mit „*unsichtbaren Stimmen*“ ständig im „*Gespräch*“ zu sein. Dies lässt Stimmen als KommunikationspartnerInnen erscheinen, anstatt sie - wie im hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs - als Halluzinationen bzw. Fehlwahrnehmungen zu bezeichnen. Darüber hinaus ist der Ausdruck „*im Gespräch sein*“ positiv konnotiert, und evoziert

---

<sup>95</sup> Ich verwende für in der Ergebnisdarstellung für die Zitate von meinen InterviewpartnerInnen Anführungszeichen und stelle den Inhalt kursiv dar, z.B. „*nicht als schizophr*“.

Bilder wie das eines jahrelangen Kommunikationsaustausches mit anderen Menschen, wie FreundInnen oder nahestehenden Bekannten. Durch diese Formulierung kommt zudem ein aktives Handlungsmoment zu tragen, denn gegensätzlich hierzu wäre die Formulierung lediglich Stimmen *zu hören*, was mit Passivität bzw. einer passiven Haltung assoziiert werden könnte.

Helene Venus distanziert sich nicht nur von der pathologisierenden Bezeichnung ‚Schizophrenie‘, sondern zudem von der ihr zugeschriebenen Kategorisierung ‚geisteskrank‘ zu sein, indem sie von einer „*angeblichen ‚Geisteskrankheit‘*“ schreibt und diesen Terminus unter Anführungszeichen setzt. Sie reagiert auf mein explizit gemachtes Forschungsinteresse an ‚Menschen mit Schizophrenie‘, dahingehend, indem sie argumentiert, dass sie zwar keine „*verbriefte Diagnose*“ hätte, und sich selbst auch „*nicht als schizophren diagnostizieren*“ würde. Trotzdem erhoffe sie sich mein Interesse an ihrer „*Stimmenhörlebensgeschichte*“, was sie damit begründet, dass Stimmenhören die anderen Symptome der Schizophrenie zusätzlich belasten oder auch auslösen könne. Sie stellt also argumentativ einen Zusammenhang zwischen Stimmenhören und ‚Schizophrenie‘ her, wobei das Stimmenhören singulär betrachtet, „*andere Symptome*“ der Schizophrenie beeinflussen oder auslösen könne. Hier rezipiert sie den Diskurs des ‚Hearing Voices Movement‘, der auch konstatiert, dass Stimmenhören sekundär sogenannte ‚Symptome‘ der ‚Schizophrenie‘ bedingen könne (siehe *Kapitel 2.2*).

Helene Venus grenzt sich also von den hegemonialen Diagnosekriterien der ‚Schizophrenie‘ ab, welche Stimmenhören als nahezu hinreichendes Symptom für die ‚Schizophrenie‘-Diagnose anführen. Die Distanzierung von der ‚Schizophrenie‘-Diagnose dokumentiert sich auch in der Hinzufügung, dass ich selber „*ja sicher*“ wisse, dass die Diagnose Schizophrenie „*oft sehr voreilig wegen der Stimmen ausgesprochen*“ werde. Mit der Formulierung „*wie sie ja sicher wissen*“ wird mir ein stillschweigend vorausgesetztes Common-Sense-Wissen zugesprochen, welches ich mit Helene Venus vermeintlich teile. Die Zusprechung von geteilten Wissensbeständen könnte die Funktion erfüllen, Voraussetzungen für die Akzeptanz ihrer Aussagen zu schaffen. Antizipierte Intersubjektivität wird hergestellt, was eine geteilte Weltsicht und ein wechselseitiges Verständnis unterstellt und die eigene Darstellung „als vernünftig und einleuchtende Darstellung gerahmt [wird], die die Interviewerin ebenso formuliert hätte, hätte sie das gleiche erlebt“ (Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 259). Die Aussage, dass die Schizophrenie-Diagnose also „*oft sehr voreilig wegen der Stimmen ausgesprochen wird*“ wird hier von Helene Venus als geteilter Wissensbestand konstruiert. Die Verwendung der Adverbien „*oft*“ und „*sehr*“ markiert in diesem Zusammenhang zusätzlich die Faktizität dieser Aussage. Ambivalent erscheint, dass Helene Venus zwar einerseits Stimmenhören als isoliertes Phänomen betrachtet, welches Symptome einer Schizophrenie auslösen könne, andererseits jedoch mit der Behauptung, Stimmenhören könne die „*anderen Symptome*“

auslösen, (vielleicht gar nicht bewusst intendierend) Stimmenhören als Symptom der Schizophrenie subsumiert.

Helene Venus verwendete die Pronomina „*ich selber*“, um daraufhin für sie gültige Aussagen anzuführen, so schreibt sie beispielsweise, sie „*selber*“ habe „*inzwischen herausgefunden*“, dass sie zu Psychosen neigen. Dies dokumentiert sich auch an der Aussage, dass sie sich „*nicht als schizophren diagnostizieren*“ würde. Anstatt dieser Aussage hätte sie auch schreiben können, dass ihr dies von anderen Personen (z.B. PsychiaterInnen oder PsychologInnen) diagnostiziert worden wäre, so wie dies auch die hegemoniale Praxis ist. In der schlussfolgernden Argumentation des Satzes („*Ich selber habe inzwischen herausgefunden, dass ich zu Psychosen neige und bin auch auf Grund einer angeblichen ‚Geisteskrankheit‘ vor gut 20 Jahren in Berufsunfähigkeit gerutscht, würde mich aber nicht als schizophren diagnostizieren*“) verknüpft sie konjunktiv zwei Prämissen: erstens, selbst herausgefunden zu haben, dass sie zu Psychosen neige und zweitens, die von außen ihr zugesprochene „*angebliche*“ Geisteskrankheit. Als Antithese führt sie mit der Verwendung der Konjunktion „*aber*“ an, dass sie sich – der Logik dieses argumentativen Satzes folgend - „*aber nicht als schizophren diagnostizieren*“ würde. Durch diese explizite Erwähnung bzw. Abgrenzung von der ‚Schizophrenie‘-Diagnose imaginiert sie unausgesprochene hypothetische ‚generalisierte Andere‘, welche sie aufgrund des Stimmenhörens, der hegemonialen Bezeichnungspraxis folgend, als schizophren diagnostizieren könnten. Unausgesprochen bleibt hier die Orientierung an der nach kulturellen Deutungsmustern bzw. hegemonialen Diskursen geltende Schlussfolgerung, dass sie aufgrund dieser Prämissen (zu Psychosen zu neigen und als ‚geisteskrank‘ bezeichnet zu werden) als schizophren gelten würde.

Helene Venus orientiert sich mit der Abgrenzung von der ‚Schizophrenie‘-Diagnose an ‚latenten Erwartungsstrukturen‘. Darunter versteht man, die im Rahmen eines narrativen Interviews unausgesprochenen Alternativen, Erwartungen und Gegenpositionen, welche über den manifesten Gehalt hinaus die Auseinandersetzung der ErzählerInnen mit Erwartungen oder Positionierungen, die man normalerweise haben sollte, und die eine Vergleichsfolie für die Einschätzung des Faktischen bereit stellen, dokumentieren (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 223)<sup>96</sup>. Diese Positionierungsaktivitäten hinsichtlich der Abgrenzung von der ‚Schizophrenie‘-Diagnose, werden

---

<sup>96</sup> Die Verwendung von Negationen, Oppositionen und Konzessionen (z.B. aber, obwohl, wobei) in narrativen Selbstdarstellungen kann Aufschluss darüber geben, anhand welcher latenten Erwartungsstrukturen die ErzählerInnen sich orientieren oder gegen welche Deutungsmuster und Normalitätsannahmen sie ihre Darstellung richten (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 225). In der Email-Nachricht von Helene Venus verwendet sie die Opposition ‚aber‘, um eine Gegenpositionierung zur Schizophrenie-Diagnose einzunehmen. Schon in dieser textuellen Nachricht dokumentiert sich die Orientierung an diesen latenten Erwartungsstrukturen, mit welchen die Interviewpartnerin womöglich öfters konfrontiert ist.

sich im Laufe des Interviews noch an anderen Stellen reproduzieren. Diese Abgrenzungspraxis resultiert aus der persistenten Orientierung Helene Venus' an den latenten Erwartungsstrukturen des hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurses, von welchem sich sie sich aufgrund seiner Hartnäckigkeit wiederholt widersetzen muss. Ich werde an einer späteren Stelle dieser Ergebnisdarstellung diesen Interpretationsfaden wieder aufnehmen.

Interessant an der Email-Nachricht ist im Zusammenhang mit dem später stattgefunden Interview, dass sie auf meine Anfrage hin, an ihrer Lebensgeschichte interessiert zu sein, ihre „*Stimmenhörlebensgeschichte*“ entgegensetzt. Obwohl ich in der Erzählaufforderung dezidiert nach der *Lebensgeschichte* gefragt habe, wird anhand ihrer Haupterzählung ersichtlich, dass es sich bei dieser vornehmlich um die von ihr so titulierte „*Stimmenhörlebensgeschichte*“ handelt. Es lässt sich auch an der latenten Art und Weise der Darstellung die Orientierung an Erlebnissen und Erfahrungen, die für sie mit dem Stimmenhören in Verbindung stehen, als zentrale Erzähllinie identifizieren. Mit der Erwähnung Leiterin einer Selbsthilfegruppe gewesen zu sein, positioniert sie sich selbst als Expertin, die Infos zu „*neuen Umgangsmöglichkeiten*“ mit den Stimmen weitergebe. Als Expertin könne sie auch „*selbst*“ darüber eine Einschätzung abgeben, ob sie zu Psychosen neige oder sich selbst als schizophren diagnostizieren würde. Die Abgrenzung von der ‚Schizophrenie‘-Diagnose wird auch in ihrer Erzählung zentral. Erste Interpretationen dieser Email-Nachricht, welche mir Helene Venus vor dem eigentlichen Interview zukommen ließ, werden sich strukturell in ihrer biographischen Selbstdarstellung reproduzieren.

Mir war es an dieser Stelle wichtig darauf aufmerksam zu machen, wie bereits im Vorfeld eines Interviews Kommunikations- und Aushandlungsprozesse zwischen ForscherInnen und InterviewpartnerInnen relevant werden und wie diese die Art und Weise der Produktion von biographischen Texten beeinflussen können. Als wesentlich erachte ich dabei, welchen Diskurs ich mit meiner Interessensbekundung an ‚Menschen mit Schizophrenie‘ eröffnet habe. Pierre Bourdieu schreibt in seinem Aufsatz *Die biographische Illusion* (1986):

Die Gesetze, die die Produktion der Diskurse in der Beziehung zwischen dem Habitus und einem Markt regieren, drücken auch dieser speziellen Form des Ausdrucks, die der Diskurs über sich selbst darstellt, ihren Stempel auf; und die Lebenserzählung wird sich in Form und Inhalt unterscheiden, auf dem sie angeboten wird – wobei die Befragungssituation unvermeidlich dazu beiträgt, den notierten Diskurs zu bestimmen. (Bourdieu 1986, S.79).

Nicht nur die Befragungssituation an sich, auch der Markt, der soziale Raum oder das diskursive Umfeld aus dem sich das Interview ergibt, sind konstitutiv für die Form und Inhalt der Erzählung. Es ist zu bedenken, dass auch die Anfrage an Helene Venus vom Leiter der Selbsthilfegruppe und meine

persönliche Anfrage und Interessensbekundung an ‚Menschen mit Schizophrenie‘ einen speziellen Diskurs – genau genommen einen Abgrenzungsdiskurs hinsichtlich einer verschärften Gegenpositionierung ihrerseits – provozierten. Deshalb sind auch die Vorgaben und Fragen der InterviewerInnen daraufhin zu analysieren, welche Folgeerwartungen und Antwortmöglichkeiten durch sie provoziert werden, da nur unter dieser Perspektive und diesen Vorzeichen die Art und Weise der narrativen Selbstdarstellungen der InterviewpartnerInnen angemessen zu de- und re-konstruieren ist (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2002, S. 265).

Um nun auf den weiteren Verlauf der Kontaktabwicklung zurückzukommen: Nach einer Antwort meinerseits und auf die Frage hin, an welchem Ort sie mir das Interview geben möchte, war Helene Venus damit einverstanden, das Interview in ihrer Wohnung abzuhalten. Sie schlug hierfür einen Termin vor. Sie lud mich zugleich auch ein bei den Aufnahmen zu dem Dreh einer Dokumentation zum Thema ‚Stimmenhören‘ dabei zu sein, welche damals im Rahmen einer Diplomarbeit von vier Studenten in ihrer Wohnung gedreht wurde. Ich bestätigte den Termin und bekundete auch mein Interesse am nächsten Tag beim Dreh zur Dokumentation teilzunehmen, und wir fixierten den Interviewtermin im Juli 2008 in ihrer Wohnung. Ich hatte auch am Tag des stattgefundenen Interviews den Eindruck, dass es Helene Venus ein großes Anliegen war, dass ich auch am nächsten Tag bei dem Dreh der Dokumentation dabei sein sollte. Ein vierköpfiges Filmteam interviewte am nächsten Tag Helene Venus und ihren jüngeren Sohn; es war auch eine Psychiaterin vom städtischen Universitätskrankenhaus da, welche Helene Venus vom ‚Triolog‘<sup>97</sup> kannte, und auch diese wurde von dem Filmteam befragt.

## 7.2 Beschreibung des Interviewablaufs

Helene Venus empfing mich im Juli 2008 sehr freundlich in ihrer Wohnung. Sie bot mir in ihrem Wohnzimmer einen Polstersessel an und setzte sich in den Polstersessel daneben. Sie wirkte auf mich gut gelaunt und sympathisch. In dem Zimmer, in welchem das Interview stattfand, gab es auch einen Tisch, auf dem Informationsmaterial auflag und einige Bücher zur Thematik des Stimmenhörens. Diese Broschüren und Bücher zeigte mir Helene Venus auch während des Interviews. Bevor ich das Aufnahmegerät einschaltete und die Erzählaufforderung fürs Band wiederholte, wies ich nochmals darauf hin, dass ich Interesse an ihrer *gesamten* Lebensgeschichte

---

<sup>97</sup> Beim ‚Triolog‘ handelt es sich um sogenannte ‚Psychose-Seminare‘, die regelmäßig in Deutschland, Österreich und der Schweiz stattfinden. Daran nehmen hauptsächlich Professionelle (PsychiatrierInnen, SozialarbeiterInnen, PsychologInnen), Betroffene als ‚ExpertInnen‘ (für ‚an Psychosen leidende Menschen‘) und Angehörige teil. Es werden ein respektvolles Miteinander und der gegenseitige Austausch angestrebt, um sich für die unterschiedlichen Perspektiven der jeweiligen Anderen zu sensibilisieren.

habe. Ich erwähnte absichtlich nicht, dass mich die Lebensgeschichten von ‚Menschen mit Schizophrenie‘ interessierte, da sie sich schon in der Email von dieser Diagnose distanzierte. Vor dem Einschalten des Aufnahmegeräts erklärte ich ihr den Interviewablauf; ich teilte ihr mit, dass ich sie nicht unterbrechen werde, mir während ihrer Erzählungen einige Notizen machen werden und ich ihr, wenn dann erst gegen Ende des Interviews, Fragen stellen würde.

Nach dem Einschalten des Aufnahmegeräts wiederholte ich die Erzählaufforderung für das Band:

*So (3) also wie ich ihnen schon gesagt hab, gehts mir darum, dass sie mir Ihre Lebensgeschichte erzählen (.) //A: mhm/// und ich würde Sie jetzt einfach bitten, von Anfang an zu beginnen (.) äh von ihrer Lebensgeschichte und mir davon zu erzählen. (0/5-0/20)<sup>98</sup>*

Helene Venus ratifizierte die Erzählaufforderung und erzählte nach dieser Aufforderung circa eineinhalb Stunden durchgängig. Unterbrochen wurde die Erzählung nur von einer Toilettenpause meinerseits und Zwischenfragen ihrerseits. Gegen Ende der Haupterzählung häuften sich die Zwischenfragen Helene Venus‘ an mich, sodass ich mit der Nachfrage, ob es noch etwas zu ihrer Lebensgeschichte zu erzählen gäbe, die Koda selbst einleitete. Wie es dazu kam, dass die Koda von mir als Interviewerin initiiert wurde, werde ich noch thematisieren (*Kapitel 7.4.8*). Nach der Haupterzählung schloss noch eine ca. dreistündige Nachfragephase an.

### **7.3 Formale und grobstrukturelle Analyse**

Der Interpretationsschritt der formalen und grobstrukturellen Analyse dient einer ersten Sichtung und Verdichtung des Materials. Ich ging der Frage nach, welche Haupterzähllinie von Helene Venus verfolgt wurde. Des Weiteren sichtete ich das Material danach, welche Themen oder Ereignisse von Helene Venus im Hinblick auf die Erzählaufforderung als erzählwürdig erachtet wurden.

In dieser Ergebnisdarstellung geht es nicht darum, einen möglichst vollständigen ‚Lebenslauf‘ oder objektive Daten anhand der Kontrastfolie einer Normalbiographie zu rekonstruieren, so wie dies in einigen narrationsanalytischen Verfahren der Fall ist<sup>99</sup>. Die hier präsentierte formale und grobstrukturelle Analyse des Interviews soll den LeserInnen einen Einblick in die chronologische und thematische Gliederung der narrativen Selbstdarstellung im Hinblick auf die Relevanzstrukturen der

---

<sup>98</sup> Diese Angaben beziehen sich auf die Dauer des jeweiligen Segments von der Audioaufnahme des Interviews. Es werden Stunden, Minuten und Sekunden angegeben (z.B. 1/40/03 steht für 1 Stunde, 40 Minuten und 3 Sekunden). Zu den angewandten Transkriptionsregeln in dieser Arbeit siehe *Anhang*.

<sup>99</sup> Z.B. die Berücksichtigung der ‚objektiven Daten‘ oder dem ‚äußeren Lebenslauf‘ vor der Interpretation des Interviewmaterials in der Objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979), oder die Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte bei Rosenthal (1995).

InterviewpartnerInnen geben. Denn gerade zur Beantwortung der Fragestellung, welches gegenwärtige narrative Selbst in der Interviewsituation konstruiert wird, ist es wichtig danach zu fragen, an welcher Haupterzähllinie sich die InterviewpartnerInnen orientieren. Anhand der Feinanalyse wird dann erst *en detail* herausgearbeitet, welches narrative Selbst in der jeweiligen Interaktionssituation von den InterviewpartnerInnen konstruiert wird.

Zunächst skizziere ich, nach welchen Themenbereichen Helene Venus ihre Erzählung strukturierte und nehme eine Segmentierung vor.

### **7.3.1 Formale Analyse: Segmentierung**

- Segment 1: 1942 – Geburt und Verbindungsherstellung zwischen der außersinnlichen Wahrnehmung ihres Vaters und dem Stimmenhören (0/21-1/29)
- Segment 2: Großwerden bei Großmutter in Deutschland und Wechsel nach Österreich (1/30-2/09)
- Segment 3: Klosterschule, „schlechte Schülerin“, Belastung durch Wechsel (2/10-3/09)
- Segment 4: französische Schule, Gymnasium, Durchkämpfen durch Schule und Abgang (3/10-4/0)
- Segment 5: Privat-Handelsschule (4/1-4/20)
- Segment 6: Banklaufbahn mit Protektion, unsicher während Berufszeit (4/21-4/45)
- Segment 7: Kennenlernen ihres Mannes, Heirat und Ausstieg aus dem Berufstrott (4/45-5/18)
- Segment 8: 1982 – Scheidung, Zurückgezogen zur Mutter, Midlife-Crisis mit 40 Jahren, Tischerlrücken, Stimmenhören und theoretisch-argumentative Kommentare und Belegerzählungen zur Midlife-Crisis (5/19-11/39)
- Segment 9: Fremdbestimmt in Universitätsklinik (11/40-12/34)
- Segment 10: zweijährige Behandlung mit Medikament Haldol (12/35-13/30)
- Segment 11: Vergessen der Medikamente, anderer Arzt & Befreiung vom Haldol (13/30-19/22)
- Segment 12: Ergebnissicherung zu (8) und theoretisch-evaluativer Kommentar zum Stimmenhören (19/23-20/56)

- Segment 13: Berufsunfähigkeitspension und Belegerzählungen von kurzen weiteren ‚psychotischen‘ Phasen (20/57-31/02)
- Segment 14: 1999 – Krebstherapie, aufkeimender Frühling und manisches Kaufverhalten mit szenischer Darstellung (31/03-40/39)
- Segment 15: Sachwalterverfahren und Recherche, Beschreibung der Stimme Adonis als Unterstützung (40/40-53/06)
- Segment 16: Muttertag und Selbstmorddrohung (53/07-56/53)
- Segment 17: Psychiatrie (56/54-1/02/02)
- Segment 18: Konflikt mit Polizei wegen dem Besitz von Waffen (Antiquitäten) (1/02/03-1/07/40)
- Segment 19: Öffentlichkeitsarbeit und Beginn Laufbahn als StimmenhörerIn (1/07/41-1/11/40)
- Segment 20: Beschreibung zum Stimmenhören (1/11/41-1/18/15)
- Segment 21: 2006 – Abschluss mit der Stimme Adonis und Beschreibung der Beziehung zu ihm (1/18/16-1/20/26)
- Segment 22: Frage an Interviewerin, ob sie das Stimmenhören von vielen Bereichen her betrachtet oder von der Krankheitsseite (1/20/26-1/20/50)
- Segment 23: Annahme der Fremdpositionierung ‚Forscherin‘ und Rückgabe des Rederechts an Helene Venus (1/20/50-1/20/53)
- Segment 23: theoretische Argumentationen zum Stimmenhören, Fremdpositionierung der Interviewerin als dem ‚Bereich der Schizophrenie‘ zugehörig (1/20/54-1/26/30)
- Segment 24: Erzählkoda – eingeleitet durch Interviewerin (1/26/31-1/26/38)
- Segment 25: Stimmenhöreresümee (1/26/39-1/27/10)

### **7.3.2 Grobstrukturelle Analyse: Erzähllinie, Textsorten und der Zeitaspekt**

Die oben aufgelistete Segmentierung konnte nun Aufschluss darüber geben, nach welchen Gesichtspunkten Helene Venus ihre narrative Selbstdarstellung gliederte, und welchen Erfahrungskomplexen der Status als erzählwürdig verliehen wurde. Helene Venus kündigte schon vor dem Interview an, dass sie mir trotz meiner Interessensbekundung an ihrer ‚ganzen

Lebensgeschichte' gerne ihre „*Stimmenhörlebensgeschichte*“ erzählen möchte. Die Orientierung an Erlebnissen, welche für sie unmittelbar mit dem Stimmenhören zusammenhängen, zeigt sich auch daran, dass sie bestimmte Erlebnisse gar nicht ausführt, wie zum Beispiel die Geburt ihrer Söhne, deren Existenz sie erst im Zuge eines Narratives erwähnt, als diese sich altersmäßig schon im jungen Erwachsenenalter befanden. Darüber hinaus kommt es beispielsweise auch zu keiner detaillierten Schilderung oder Erzählungen über ihre Erwerbstätigkeit. Zeitspannen von ca. 20 Jahren werden ausgelassen und nicht näher thematisiert. Helene Venus orientiert sich an Erlebnissen, welche sie mit dem Stimmenhören assoziiert und die dadurch ihre Relevanz erhalten. Schon in der Anfangssequenz, kommt sie auf die gegenwärtige Bedeutung der Tatsache zu sprechen, dass sie in eine bestimmte Familie „*hinein geboren*“ sei. Sie stellt einen Zusammenhang zwischen dieser Tatsache und dem Stimmenhören her.<sup>100</sup>

HV: A:Iso (.) i:ch heiÙe, Helene (.) *Venus*, bin aber in die Familie *Kall:misch* hinein geboren worden in Q-Stadt in Deutschland im Juli 1942. (.) und ich erzähle das deshalb, weil mein Vater (.) im Krieg (.) scheinbar außersinnliche Wahrnehmungen gehabt hat.

I: |  
| °Aha°  
|

HV: | an die ich mich dann auch erinnert hab; dass mir meine Mutter davon erzählt hat; er hat über den äh über Soldaten=freunden, die gefallen sind (.) vorher, eine Zeit lang vorher, ein Kreuz, gesehen. //!°mhm°// Und ich hab mir, als ich da dran gedacht hab, gedacht, das muss eigentlich sehr belastend gewesen sein. (.)wenn man da im Krieg steht und dann weiß, im nächsten Moment kann das sein, dass der tatsächlich fällt. (.) U:nd (.) als bei mir das Stimmenhören aufgetreten ist, hab ich eben gedacht, möglicherweise ist diese Sensibilität, von damals, auf mich (.) übergegangen. (.) äh an sich (.) ha=bin ich großgeworden bei meiner Großmutter im damaligen, in der damaligen russischen Zone (0/21-1/38)

In der Anfangssequenz erwähnt Helene Venus zunächst ihren Namen, bevor sie darauf zu sprechen kommt, dass sie „*aber in die Familie Kallmisch hinein geboren worden*“ sei. Mit der Aussage „*und ich erzähle das deshalb*“ wird dieser Tatsache Bedeutsamkeit zugesprochen. Der Vater habe im Krieg „*scheinbar außersinnliche Wahrnehmungen gehabt*“, was ihr von ihrer Mutter später erzählt wurde. Sie begründet die Erwähnung ihrer Geburt damit, dass sie später, als bei ihr das Stimmenhören aufgetreten sei, daran gedacht habe, dass „*diese Sensibilität*“ des Vaters möglicherweise auf sie übergegangen sei. Sie bedient sich dabei der Metapher der ‚Übertragung‘. Aufgrund der Verwendung des Adverbs „*möglicherweise*“ dokumentiert sich eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich dieser eigentheoretischen Aussage. Vorausgegriffen sei erwähnt, dass sich auch noch an anderen Stellen der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus vermehrt Unsicherheiten bei der Formulierung von eigentheoretischen Kommentaren bezüglich des Stimmenhörens finden lassen werden. Erst nach dieser eigentheoretischen Aussage nimmt Helene Venus den Erzählfaden wieder auf und beginnt von ihrem Großwerden bei der Großmutter zu erzählen. Als Haupterzähllinie und thematischer Kreis lässt sich also die Orientierung an Ereignissen und Erfahrungen erkennen, die aus der heutigen Perspektive mit dem Stimmenhören und ihrer gegenwärtigen Positionierung als ‚StimmenhörerIn‘

<sup>100</sup> Aussagen von Helene Venus werden mit im Transkript mit ‚HV‘ abgekürzt und meine Aussagen als Interviewerin mit ‚I‘.

zusammenhängen. Des Weiteren orientiert sich Helene Venus an problematischen Erfahrungen, wie z.B. Midlife-Crisis, ‚psychotische‘ Phasen, ihrem Psychriaufenthalt oder das eingeleitete Sachwalterverfahren. Unproblematische Lebensphasen, in welchen sie „*sehr schön gelebt*“ hätte oder die „*ganz gut weitergegangen*“ sind, werden nicht näher ausgeführt.

Die Analyse der verwendeten Textsorten ergab: Bezüglich der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus‘ lässt sich primär eine kategorisch-retrospektive Darstellungsform identifizieren. Dies äußert sich darin, dass Helene Venus Vergangenes anhand einer gegenwärtigen Kontrastfolie kommentiert und sich teilweise auch von ihrem vergangenen erzählten Selbst abgrenzt. Sie wählt einen reflexiven Zugang zu ihrer Lebensgeschichte, was sich daran zeigt, dass Ereignis- und Handlungsdarstellungen zum Erzählzeitpunkt von interpretierenden, kategorisierenden und evaluierenden Kommentaren begleitet sind. Diese argumentativ-theoretischen Kommentare liefern Hinweise auf Wissensstrukturen, Diskurse, interpretative Schemata und relevante Beschreibungskategorien von Helene Venus in der gegenwärtigen Interviewsituation. Die narrative Selbstdarstellung Helene Venus zeichnet sich also dadurch aus, dass sie Erlebnisse und Handlungsabläufe aus der Vergangenheit mit Kategorien, Theorien und Re-Organisationen aus der Jetzt-Perspektive re-konstruiert.

Es lassen sich hinsichtlich der Textsortenanalyse auch einige Erlebnisdarstellungen mit hoher narrativer Dichte und re-inszenierenden Charakter finden, was sich anhand der Verwendung des szenischen Präsens und direkten Dialogwiedergaben dokumentiert. Diese Textstellen lassen sich als bedeutsame Schlüsselerlebnisse in der Lebensgeschichte von Helene Venus identifizieren. Jene narrativen Episoden sind eingelagert in eine thematisch orientierende und evaluierende Erzähllinie, welche sich an Erlebnissen orientiert, die für die Helene Venus mit dem Stimmenhören zusammenhängen.

Bezüglich des Zeitaspekts ist für den strukturellen Aufbau und den stilistischen Darstellungsduktus ihrer narrativen Selbstdarstellung charakteristisch, dass sie zwischen der erzählten Zeit (z.B. die Schilderung ihrer Geburt und Schulzeit) und der gegenwärtigen Zeit ständig wechselt. Dies zeigt sich zum einen daran, dass sie mit evaluativ-theoretischen Kommentaren die heutige Relevanz der vergangenen Erlebnisse markiert oder zum anderen sich von der damaligen Situation und dem konstruierten damaligen Selbst, sich zum Beispiel dem Topos der Ironie bedienend, distanziert (z.B. indem sie lachend über ihr damaliges von ihr so bezeichnetes naives Verhalten erzählt). Ausgehend von der gegenwärtigen Selbstpositionierung Helene Venus‘ werden vergangene Episoden oder Ereignissen aus ihrem Leben kommentiert, evaluiert und eine Bilanzierung vorgenommen.

Im Kontrast zu ihrem vergangenen Selbst konstruiert sich Helene Venus zum Zeitpunkt des Interviews als nun transformiertes, emanzipiertes Selbst, welches über mehr Wissen und

Selbstbewusstsein verfügt. Dies werde ich anhand der unten folgenden Feinanalysen noch im Detail herausarbeiten und exemplifizieren. Die Erzählung von Helene Venus liegt zudem in kanonischer Form vor, was sich auch an der Art und Weise ihrer Darstellung dokumentiert, z.B. indem von ihr bestimmte als relevant bewertete Jahreszahlen ohne Nachzudenken rekonstruiert und geschilderte Schlüsselereignisse ohne Selbstkorrekturen erzählt werden können. Dies impliziert, dass Helene Venus ihre Lebensgeschichte schon öfters erzählt haben muss, was sie auch affirmiert durch die Erwähnung ihrer Öffentlichkeitsarbeit (z.B. hielt sie einen Vortrag zu ihrer Lebensgeschichte auf einem ‚Stimmenhören‘-Kongress, und es lassen sich autobiographische Texte auf ihrer Homepage finden).

Mit der grobstrukturellen und formalen Analyse sollte den LeserInnen eine Übersicht zu den thematischen Inhalten der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus', der strukturellen Beschaffenheit des Textes (Textsorten, Zeitaspekt) und der verfolgten Haupterzähllinie verschafft werden. In der anschließenden Feinanalyse habe ich mich nun insbesondere auf Positionierungsaktivitäten und relevante Diskurse und Strukturverhältnisse konzentriert. Viele Aspekte, die in diesem Kapitel schon erwähnt wurden, werde ich detaillierter in der Darstellung der Feinanalyse verdeutlichen.

#### **7.4 Feinanalyse: Positionierungen, Diskurse und Strukturverhältnisse**

Für die Feinanalyse habe ich einzelne Teile des Interviews ausgewählt, in welchen von Helene Venus Selbst- oder Fremdpositionierungen ausverhandelt werden. Mein Fokus liegt auf den *modus operandi* der narrativen Selbstdarstellung. Ich ging hinsichtlich der Selektion der einzelnen Passagen möglichst chronologisch vor. Es gestaltete sich als Balanceakt, in Anbetracht der Länge des Interviews (4,5 Stunden), einerseits das Wesentlichste von Helene Venus narrativer Selbstdarstellung in ihrer Gesamtdramaturgie darzustellen und andererseits die wichtigsten Kategorien und Selbstpositionierungen herauszuarbeiten. Ich habe die verfolgte Erzähllinie von Helene Venus bei der Darstellung der zentralen Kategorien hinsichtlich der Positionierungsaktivitäten weitgehend chronologisch mit eingebunden, weil die Art und Weise der Bezogenheit der einzelnen Segmente aufeinander, wesentlich für die Konstitution des narrativen Selbst von Helene Venus ist.

### 7.4.1 Schlechte, protektierte Schülerin und Berufstätige: Ehe, Hausfrau-sein als Ausstieg

Nachdem Helene Venus zu Beginn ihrer narrativen Selbstdarstellung von ihrer Geburt und der Bedeutsamkeit des Hineingeboren-Seins in eine bestimmte Familie erzählt, kommt es von ihr zu einer zeittraffenden Schilderung ihrer schwierigen Schul- und Berufszeit. Diese als problematisch bewertete Zeit endet für sie schließlich, als sie im Alter von ca. 25 Jahren heiratet und Hausfrau „sein konnte“. Wie oben schon erwähnt wurde, handelt es sich bei der Lebensgeschichte Helene Venus' um die Darstellung eines transformierten und emanzipierten Selbst. Die folgenden Ausführungen, welche sich auf die schwierige und fremdbestimmte Ausbildungszeit von Helene Venus beziehen, betrachte ich als Kontrastfolie und konstitutives Abgrenzungsmoment für ihr gegenwärtig konstruiertes ‚emanzipiertes Selbst‘. An mehreren Stellen grenzt sie sich Helene Venus dann explizit von ihrem vergangenen fremdbestimmten Selbst ab (siehe *Kapitel 7.4.3*).

*HV: äh an sich (.) ha=bin ich großgeworden bei meiner Großmutter im damaligen, in der damaligen russischen Zone, dann später Ostdeutschland; (.) und jetzt und dann DDR; u:nd äh bin dann mit sechs Jahren von meiner Mutter geholt worden. (.) die inzwischen nach Österreich geheiratet hatte, weil mein Vater ist im Krieg gefallen, (.) und sie hat noch während des Krieges, hat sie, einen Österreicher kennengelernt; und hat mich dann mit knapp sechs, also ich war noch nicht ganz sechs(.) hat sie mich geholt. (.) und ich bin dann hier in eine Klosterschule gegangen; bin also da zum ersten Mal mit dem Glauben in Berührung gekommen; (.) u:nd war an sich eine sehr schlechte Schülerin, eine ein verträumtes Mädchen, //l:mhm// (.) ä:h u:nd auch irgendwie belastet durch den Wechsel vom vom vom Land (.) in die Stadt, und dann hab ich einen sehr lieben Stiefvater bekommen (.) aber trotzdem, es war eben, ein Wechsel, denn bei meiner Omi, da hab ich die Macht gehabt und jetzt mit dem Stiefvater, hab ich mich dann doch ein bisschen @anpassen müssen@.*

I: |  
| °@hm@°

*HV: |  
| Na? (.) U:nd die Schulzeit war sehr schwierig; (.) also (.) äh meine Mutter hat dann befürchtet, dass ich nicht in die Mittelschule gehen kann; sie wollten mich also in die Mittelschule schicken, (.) damals hieß das so (.) äh a:ber (.) äh sie haben mich dann in die französische Schule geschickt. weil ich also, die Aufnahmeprüfung (.) wahrscheinlich nicht geschafft hätte; haben sie geglaubt. //l: mhm// (.) und die französische Schule war aber leider, ist gut gemeint, aber es war noch schwieriger, als es wahrscheinlich an der normalen Mittelschule gewesen wäre. Äh: die gibts noch heute (.) in in der A-Straße da unten (.) //l:mhm// (.) weil es ist alles französisch, nicht? (.) Na auf jeden Fall; (.) äh nach etlichem Hin und Her, bin ich dann übersiedelt, hier in die L-Gasse im Xten Bezirk in eine (.) äh ins äh Gymnasium (.) u:nd also es war a Katastrophe; ich bin also bis zur sechsten Klasse hab ich mich durchgekämpft, durch die Schule; (.) u:nd, bin da:nn abgegangen; meine Mutter hat mich dann gegeben in ein (.) ein äh (.) äh, (.) na? Handelsschule (.) die hab ich dann (.) mit Erfolg absolviert, aber auch nur weil es eine Privathandelsschule war nicht? nicht weil ich so blendend dann Stenographieren und Schreib@maschinenschreiben konnte@.(.)*

I: |  
| °@hm@°

*HV: |  
| na? äh(2) Ich bin dann mit Protektion, hab ich dann eine Banklaufbahn ergriffen, in einer Maschinenbuchhaltung hat das damals geheißen, in der X-Bank. (.) u:nd, war immer sehr unsicher die ganze Berufszeit, weil ich auch in der Schule keine großen Erfolgserlebnisse gehabt hab. (.) ä:h ich war dann auch sehr froh, ich hab dann einen meinen Mann kennengelernt. wir haben dann auch ziemlich bald geheiratet. (.) u:nd sobald wie möglich hab ich dann geschaut, dass ich (.) äh aus dem, Berufstrott aussteige; (.) weil äh an sich (.) wär ich immer lieber Hausfrau @gewesen (.)@. //l:mhm// (.) und das konnt ich ja dann auch sein; (.) bis ungefähr, im Alter von, vierzig Jahren; 1982 war das. (1/30-5/20)*

In Bezug auf ihre Kindheit und Schulzeit konstruiert sich Helene Venus als „schlechte Schülerin“ und „verträumtes Mädchen“. Sie beschreibt diese Zeit als „sehr schwierig“, in Verbindung mit dem evaluativen Kommentar, dass sie damals „irgendwie belastet“ gewesen sei. Die Gründe hierfür sieht sie in dem Wechsel vom Land in die Stadt. Zusätzlich macht sie die Bemerkung, dass sie einen „sehr

*lieben Stiefvater bekommen*“ habe. Diese Bemerkung ist insofern ambivalent, als der Stiefvater an sich ja ein sehr lieber gewesen sei, sie aber im nächsten Satz anmerkt, *„aber trotzdem es war eben, ein Wechsel“*. Man gewinnt als LeserIn den Eindruck, es sei gar nicht um den Wechsel vom Land in die Stadt gegangen, sondern um die veränderte familiäre Situation. Im Anschluss liefert sie auch eine Erklärung, welche diese Hypothese unterstreicht: *„denn bei meiner Omi, da hab ich die Macht gehabt und jetzt mit dem Stiefvater, hab ich mich dann doch ein bisschen @anpassen müssen@“*. Die angesprochene Ambivalenz dieses Wechsels zeigt sich auch in der Art und Weise, wie sie die Belastung begründet, da sie zwar den Machtverlust anspricht, diesen aber wiederum lachend relativiert (*„doch ein @bisschen anpassen müssen@“*). Es fällt auf, dass es zu keiner Schilderung oder Exemplifizierung dieser Anpassung kommt. Auch das Verhältnis zum Stiefvater oder der Mutter wird hier nicht näher beschrieben; beide bleiben während der gesamten narrativen Selbstdarstellung der Haupterzählung weitgehend unkonkret.

Helene Venus' Schulzeit im Gymnasium bezeichnet sie metaphorisch als ‚Kampf‘. Ausdrücke, wie sie habe sich *„durchgekämpft durch die Schule“* und *„es war a Katastrophe“*, markieren die Erleidensproblematik für Helene Venus. Die Konsequenz dieses Kampfes war, dass sie vom Gymnasium *„abgegangen“* sei und ihre Mutter sie in eine Handelsschule gegeben habe. Sie relativiert ihre erfolgreiche Absolvierung dieser Schule mit der Begründung, dass sie es *„nur“* geschafft habe, weil es sich um eine Privathandelsschule gehandelt habe. Es habe folglich also nicht an ihren Leistungen gelegen. Um diese erfolgreiche Absolvierung zu relativieren, verwendet sie zusätzlich noch den Abtönungspartikel *„nur“*. Die Beendigung des Kampfes zur Schulzeit wird durch *„den Ausstieg“* (aus der Schule) möglich, der fremdbestimmt durch die Mutter und den Stiefvater erfolgt.

Diese Art der Darstellung wiederholt sich auch in Bezug auf ihre Berufszeit bzw. *„Banklaufbahn“*. Helene Venus beschreibt sich als *„sehr unsicher“* während ihrer Berufszeit und fügt als eigentheoretischen Kommentar an, dass es daran lag, dass sie auch in der Schule keine Erfolgserlebnisse gehabt habe. Es kommt jedoch zu keiner näheren Exemplifizierung worin diese Schwierigkeiten genau lagen. Die Beibehaltung des Kurses in der ‚Laufbahn‘, dieses institutionellen Ablaufmuster einer beruflichen ‚Normalbiographie‘ wurde für Helene Venus nur durch die Protektion ihrer Mutter und ihres Stiefvaters möglich. Der *„Ausstieg“* aus diesem institutionellen Ablaufmuster wird für sie dann durch das Kennenlernen ihres Mannes möglich, welches sie als sehr positiv bewertet (*„war dann auch sehr froh“*). An dieser Stelle kommt es das erste Mal zu der Erwähnung eines biographischen Handlungsschemas. Die hegemonialen Identitätspositionierungen ‚Hausfrau‘ und ‚Ehefrau‘ erscheinen als positiver Horizont und als Möglichkeit ‚auszusteigen‘ aus dem *„Berufstrott“*. Damit orientiert sich Helene Venus an dem traditionellen Geschlechterrollenbild

Hausfrau und Ehefrau zu sein. Die Identitätspositionierung ‚Hausfrau‘ erscheint in der Selbstdarstellung Helene Venus‘ als positiv konnotiert; allein, indem sie diesen Wunsch „*an sich*“ schon immer lieber Hausfrau gewesen zu sein lächelnd ausdrückt, kommt eine gegenwärtige Distanzierung zum Ausdruck.

Charakteristisch für den Darstellungsduktus der obigen Textpassage ist die häufige Verwendung von Passivkonstruktionen, worin sich die Fremdbestimmtheit Helene Venus während ihrer Schul- und Berufszeit dokumentiert. Im Nachfrageteil beschreibt Helene Venus ihr Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem Stiefvater dann als „*überbehütet*“ und erwähnt Schwierigkeiten, sich von der Mutter loszulösen. Zudem ging die Initiative, einen Mann kennenzulernen, von ihrer Mutter aus, was Helene Venus ermöglichte aus der elterlichen Wohnung und der Überbehütung (teilweise) auszusteigen. Ich werde unten noch einmal darauf zu sprechen kommen. Für Helene Venus eröffnet das Lebensarrangement Ehe den positiv konnotierten Bedeutungshorizont Hausfrau und Mutter zu sein, was einem traditionellen normativen Geschlechterrollenbild entspricht. Sie selbst konstruiert den Wunsch an sich lieber Hausfrau gewesen zu sein, hier als intuitiven Wunsch. Die gesellschaftlichen Erwartungen, die primär an Helene Venus gestellt wurden, können in Anlehnung an Regina Becker-Schmidt (1987) im Kontext der ‚doppelten Vergesellschaftung‘ von Frauen verstanden werden. ‚Doppelte Vergesellschaftung‘ meint die ambivalente Sozialisation in zwei Strukturzusammenhängen: einerseits der öffentlichen Sphäre der Produktion (Erwerbsarbeit) und andererseits der privaten Sphäre der Reproduktion bzw. Familie (vgl. ebd. S. 23f.; Villa 2006, S. 46ff.). Dadurch, dass Helene Venus die Anrufung als ‚Hausfrau‘, ‚Ehefrau‘ und später auch ‚Mutter‘ annahm und in diese Subjektpositionen investierte, konnte sie zunächst den normativen Erwartungen hinsichtlich der Sphäre der Reproduktion entsprechen.

Helene Venus überspringt mit der Erwähnung der Heirat und dem Nachgehen des biographischen Handlungsschemas ‚Hausfrau zu sein‘ die nächsten 15 Jahre. Sie erwähnt lediglich, dass sie in die Identitätspositionierung ‚Hausfrau‘ bis circa im Alter von 40 Jahren investieren konnte. Die Jahre dazwischen werden ausgelassen, sie sind in Bezug auf das Darstellungsinteresse und die Erzählwürdigkeit für Helene Venus nicht relevant. An einer späteren Stelle dieser Ergebnisdarstellung, wenn ich den von Helene Venus elaborierten Transformationsprozess zu einem emanzipierten Selbst thematisiere, werde ich auf die in diesem Kapitel angesprochene Selbstkonstruktionen ihres vergangenen Selbst wieder rekurrieren, weil diese dann als Abgrenzungsfolie fungieren.

## 7.4.2 Expertin der eigenen Lebensgeschichte: Vergangenes nichtwissendes Selbst versus gegenwärtiges wissendes Selbst

In diesem Kapitel arbeite ich an einigen Textstellen heraus, auf welche Art und Weise Helene Venus sich als Expertin ihrer Lebensgeschichte konstituiert. Dies zeigt sich folgendermaßen: Helene Venus distanziert sich primär von ihrem vergangenen nicht-wissenden Selbst, indem sie ausgehend von ihrer heutigen Positionierung Interpretationen und kategorisch-theoretische Überformungen ihrer Erlebnisse und Handlungsweisen vornimmt. Des Weiteren ist für die folgenden diskutierten Transkript-Ausschnitte bezeichnend, dass Helene Venus lediglich problematische Lebensphasen näher thematisiert und zur Beschreibung dieser Termini eines medizinisch-psychologischen Bezeichnungssystems verwendet.

### Midlife-Crisis: „kein Wunder, dass ich damals psychotisch geworden bin“

Gleich im Anschluss an das zuvor analysierte Segment kommt Helene Venus darauf zu sprechen, dass sie bis 1982 Hausfrau sein konnte, bis sie beschloss sich scheiden zu lassen und eine „Midlife-Crisis“ bekam.

*weil äh an sich (.) wär ich immer lieber Hausfrau @gewesen (.)@. //l:mhm// (.) und das konnt ich ja dann auch sein; (.) bis ungefähr, im Alter von, vierzig Jahren; 1982 war das. (.) ä:h (.) hab ich mich entschlossen mich scheiden zu lassen (3) und bin hier zu meiner Mutter zurückgezogen (3) u:nd (.) ja (.) und das war sozusagen eine Art Midlife-Crisis, weil ich war damals ungefähr vierzig (.) und in diesen, Räumlichkeiten hier (.) hat mein Mann, bin dem ich aber immer nach wie vor in Kontakt war, hat eines Tages ein Tischerl gebracht. (.) äh weiß nicht ob sie diese Praxis kennen? In der Parapsychologie (.) äh oder im Spiritismus von der Religion her gesehen, äh macht man dieses Tischerlrücken; es gab auch einmal eine Hochblüte dafür (.) in (.) viele Jahrzehnte vor uns. (.) u:nd (.) also wir haben da in dem Zimmer ((zeigt ins Nebenzimmer)) Tischerl gerückt, und es hat sich auch ein Geistwesen gemeldet, und und uns mit meinem damals schon verstorbenen Stiefvater in Verbindung gebracht. (.) u:nd (.) ich hab mich, ich wusste gar nicht dass ich in in riesigen Existenzängsten war damals; (.) weil ich hab vorher im Beruf im im Betrieb meines Mannes, die Buchhaltung gemacht (.) so soweit ich das konnte, also (.) es war eine ~vorbereitende Buchhaltung für den Steuerberater°. (.) u:nd auf jeden Fall bin ich ohne Beruf zu meiner Mutter zurückgezogen, hab also kein finanzielles Einkommen gehabt. (3) u:nd wir haben also, Tischerl gerückt. (.) u:nd (.) ich vermute, dass damals, weil ich mich dann sehr in diese ganze Materie hinein äh gearbeitet hab (.) das damals da:nn das, automatische Schreiben wie man das nennt, (.) das geht auch allein, also man kann auch (.) äh die Hand geführt bekommen von, diesen geistigen Kräften (.) was es ist, weiß ich nicht (.) ist dann übergegangen ins Hören. (5/05-7/33)*

Im Jahre 1982, welche Jahreszahl von Helene Venus problemlos erinnert wird (was auch auf die Bedeutsamkeit dieses Jahres für ihre Lebensgeschichte hindeutet), habe sie beschlossen sich scheiden zu lassen. Aus welchen Gründen sie sich scheiden lassen wollte, erwähnt oder begründet sie im Zuge der Haupterzählung nicht (erst im Nachfrageteil), was für die Problematik und Schwierigkeit dieses Ereignisses sprechen könnte und/oder wessen Explikation nicht der primären Darstellungsintention Helene Venus' entspricht. Im Zuge der Scheidung sei Helene Venus zu ihrer Mutter zurückgezogen und bezeichnet diese Lebensphase als „eine Art Midlife-Crisis“. Sie habe dann in der Wohnung ihrer Mutter mit ihrem Mann, mit welchem sie, trotz des Beschlusses sich von diesem scheiden zu lassen, noch in Kontakt war, „Tischerl gerückt“. Diese spirituelle oder parapsychologische Praxis beschreibt mir Helene Venus im Anschluss, da sie sich unsicher darüber

sei, ob ich diese Praxis kenne. Ein Geistwesen, welches sich im Zuge dieses ‚Tischerl-rücken‘ gemeldet habe, habe sie dann mit dem schon verstorbenen Stiefvater in Verbindung gebracht. An dieser Stelle verlässt sie die Textsorte der Erzählung und kategorisiert metanarrativ aus einer gegenwärtigen Perspektive: *„ich wusste gar nicht, dass ich in riesigen Existenzängsten war damals“*. Als Legitimierung dieser Existenzängste führt sie an, dass sie zuvor die Buchhaltung in der Firma ihres Mannes gemacht habe und nun ohne finanzielles Einkommen und ohne Beruf zu ihrer Mutter zurückgezogen sei, bevor sie nach einer 3-sekündigen Pause wieder zur Erzähllinie zurückfindet: *„und wir haben also Tischerl gerückt“*. Danach folgt ein eigentheoretischer Kommentar, dass sie *„vermute“*, aufgrund des Hineinarbeitens in *„diese Materie“* des automatischen Schreibens, dieses bei ihr *„ins Hören“* übergegangen sei. Im Anschluss berichtet sie davon, dass sie unter der Dusche die Stimme eines Herrn gehört habe, der ihr Waschanweisungen gegeben habe. Durch die Praxis des ‚Tischerl-rückens‘ und durch die Geisterbefragung sei also bei ihr das Stimmenhören das erste Mal aufgetreten. Mit der Verwendung des Verbs *„vermuten“* drückt sie ihre Unsicherheit ob des Wahrheitsgehalts und der Adäquatheit dieser Eigentheorie aus. Denn worum es sich bei diesen *„geistigen Kräften“* handele, wisse sie nicht: *„was es ist weiß ich nicht“*.

Was am Darstellungsduktus des obigen Segments symptomatisch ist, ist die retrospektiv-kategorische und theoretische Überformung der damaligen Ereignisse. Helene Venus kategorisiert aus gegenwärtiger Perspektive, dass es sich damals um eine *„Art Midlife-Crisis“* gehandelt habe, da sie ungefähr 40 Jahre alt gewesen sei. Sie bezeichnet die damalige Zeit als geprägt von Existenzängsten, was ihr jedoch damals gar nicht bewusst gewesen sei (*„ich wusste gar nicht dass ich in riesigen Existenzängsten war damals“*). Es dokumentiert sich ein wiederholtes Verlassen der Erzähllinie, woraufhin sie die damaligen Ereignisse aus einer gegenwärtigen Positionierung retrospektiv kategorisiert und legitimiert. Erst danach findet sie wieder zum roten Faden der verlassenen Erzähllinie zurück.

Im Anschluss nimmt sie eine weitere retrospektiv-kategorische legitimierende Bilanzierung der damaligen Ereignisse vor:

*na, auf jeden Fall hab ich zu, in diesem Herbst angefangen gehabt (.) eine Abend-Matura zu machen, weil ich (.) äh da das Geschäft meines Mannes dann, (.) in Ausgleich gegangen ist, (.) äh hab ich einen, mir einen Beruf aufbauen wollen. (.) u:nd ä:h das hat mich belastet, weil die die die mangelnden Schulerfolge vorher, die haben also scheinbar alte Ängste, auferstehen lassen in diesem Abend-Matura-Kurs; (.) u:nd da hab ich so einmal die Vorstellung gehabt in einer Pause, dass ich wie ein (.) ein ein (.) ä:h Haserl in an Käfig sitz , also ich hab da, fast die @Gitterstäbe@ //l:mhm// gesehen; kann ich mich noch erinnern und in Geographie, hab ich irgendwas von Sphärenklängen erzählt, also ich war äh war irgendwie in anderen Welten (.) und heute weiß ich und vermute ich, dass ich damals in meine erste, äh psychotische (.) Phase sozusagen hinein geglitten bin. (.) hier zu Hause hab ich heimlich, wenn niemand da war, das das weitergemacht diese Geisterbefragung; (.) ähm nur mit dem Bleistift und immer wenn der alte Bauernkasten da, den sie da sehen, geknackt hat, hab ich mir gedacht, aha die Geister wollen mich rufen, die rufen mich, die teilen mir irgendwas mit. //l:mhm/// also sie können sich vorstellen (.) wie ich seelisch belastet war, damals; (.) zurückgezogen zur Mutter, in Scheidung, Abend-Matura, Schulängste und noch die Geisterbefragung dazu; (.) also es ist kein Wunder, dass ich dass ich damals (.) also (.) psychotisch geworden bin (9/50-11/39)*

In diesem Ausschnitt präzisiert Helene Venus die damaligen (Existenz) „Ängste“, mit der Begründung, eine Abend-Matura begonnen zu haben, was in ihr „*scheinbar alte Ängste, auferstehen*“ hat lassen, welche sie mit den „*mangelnden Schulerfolgen*“ in Verbindung bringt. Diese Ängste illustriert sie anhand einer metaphorisch-szenischen Darstellung, als sie sich damals im Matura-Kurs vorkam, wie ein „*Haserl in an Käfig*“ und „*irgendwie in anderen Welten*“ war. In diesen Ausdruckweisen dokumentieren sich die Ausweglosigkeit, die Fremdheit dieser „*anderen Welt*“ und der Verlust der Handlungskontrolle. Zudem drückt sich der Verlust der Handlungskontrolle in der metaphorischen Formulierung ‚hinein gleiten‘ aus („*damals in meine erste, äh psychotische (.) Phase sozusagen hineingeglitten bin*“). Nach dieser Kategorisierung oder ‚Diagnostizierung‘ der damaligen Ereignisse als ‚psychotische Phase‘ spricht sie davon, dass sie mit der Geisterbefragung weitergemacht habe.

Helene Venus nimmt aus ihrer gegenwärtigen Positionierung retrospektiv die Kategorisierung ihrer ersten ‚psychotischen Phase‘ vor, wobei sie zunächst davon spricht dies zu ‚wissen‘ und sich anschließend korrigiert, indem sie dieses Wissen mit dem Verb ‚vermuten‘ relativiert. Was für sie nun explizit als ‚psychotisch‘ gilt, wird von ihr weniger direkt expliziert. Am Ende des Segments adressiert Helene Venus mich als Interviewerin direkt („*also sie können es sich vorstellen*“), als wollte sie sich mit dieser Rückversicherungsaktivität meine Zustimmung holen in Bezug auf die Aussage, wie „*seelisch belastet*“ sie damals gewesen sei. Diese seelische Belastung legitimiert sie mit der Anführung folgender Bedingungskonstellation: „*zurückgezogen zur Mutter, in Scheidung, Abend-Matura, Schulängste und noch die Geisterbefragung dazu*“. Weshalb es Helene Venus zufolge also kein Wunder sei, dass sie damals „*psychotisch geworden*“ sei. Sie verweist hier implizit auf den hegemonialen medizinisch-psychologischen Diskurs zu ‚Psychosen‘ oder ‚Schizophrenie‘, wonach sogenannte Life-Events und Belastungen Psychosen begünstigen können. Sie nimmt implizit auch eine Fremdpositionierung vor, weil sie davon ausgeht, dass ich als Interviewerin über das ExpertInnenwissen dieses hegemonialen Diskurses verfüge. In der Formulierung ‚es war „*kein Wunder*“‘ wird wiederum die passive Haltung Helene Venus‘ zur damaligen Zeit sichtbar und die Ausweglosigkeit ins dieser Situation, da sie aufgrund dieser Bedingungskonstellation gar nicht anders konnte, als ‚psychotisch‘ zu werden.

Für die narrative Selbstdarstellung von Helene Venus ist also bezeichnend, wie sie das damalige Erleben aus der Retrospektive kategorisiert oder diagnostiziert und sich dabei von ihrem vergangenen Selbst distanziert. Zum Zeitpunkt der erzählten Ereignisse fehlte ihr das jetzige vorhandene Klassifizierungswissen. Helene Venus verlässt die Erzähllinie immer wieder und wechselt von der Vergangenheitsform ins Präsens, z.B. mit der Formulierung „*heute weiß ich*“, um mit theoretische-evaluative Kommentaren aus ihrer jetzigen Positionierung ‚Erklärungen‘ darzubieten. Diese Selbstpositionierung als wissendes oder aufgeklärtes gegenwärtiges Selbst im Vergleich zu

einem vergangenen nicht-wissenden Selbst reproduziert Helene Venus an noch weiteren Stellen des Interviews, wie sich folgend noch aufzeigen lassen wird.

### „außer Gefecht gesetzt“

Helene Venus konstituiert sich über weite Strecken als ‚unwissend‘ und fremdbestimmt durch ‚signifikante Andere‘. Der Verlust der Handlungskontrolle zeigt sich insbesondere an der Erzählung ihrer zweijährigen Behandlung mit dem Medikament Haldol, welches sie „*außer Gefecht*“ gesetzt habe. Es dokumentiert sich wiederum eine retrospektiv-kategorische Rahmung dieser Erzählsegmente. Um den Erzählfaden Helene Venus‘ für die Interpretation aufzugreifen: nachdem Helene Venus während ihrer ‚ersten psychotischen Phase‘ ihre Mutter beschuldigte, dass diese ihre Stimmen übertrage, wird sie ins Krankenhaus gebracht. Sie bekommt dort von einer Ärztin Medikamente verschrieben und kann danach das Krankenhaus wieder verlassen.

*Na? Wie gings dann weiter? Meine Mutter hat dann auch meinen Mann verständigt (.) und sie haben beide ((räuspert sich)) dann nach einem; Arzt gesucht, der mich weiter behandeln (.) sollte. (.) den haben sie auch gefunden; (.) in der A-Straße, einen Dr. X-Arzt, der inzwischen schon gestorben ist. (.) u:nd das hab ich dann später recherchiert alles. (.) u:nd äh, der hat mich also mit Haldol (.) ((schlägt mit beiden Händen auf Oberschenkel)) außer Gefecht gesetzt, so dass ich also (.) mit allen Störungen, die man davon haben kann (.) belastet @war@((leichtes Anklingen eines ironischen Untertons)), kann man sagen. ((räuspert sich)) (.) also ich bin so so bewegungsgestört herumgegangen, hab Angst gehabt vor jedem Telefonat, vor jedem Tür=läuten, weil ich gewusst hab, ich kann das alles nicht mehr meistern. (2) das hat ungefähr zwei Jahre gedauert. (.) bei einem Ausflug in unseren zweiten Wohnsitz, hat meine Mutter festgestellt, dass ich meine Medikamente (.) vergessen hatte. (.) ich bin sogar Autogefahren dabei; also was ich niemanden empfehlen würde mit derartigen Medikamenten; aber meine Mutter hat ja damals auch nicht gewusst, (.) was das alles ist Also es war sehr fahrlässig, dass ich da Autogefahren bin. (12/32-14/00)*

Für die narrative Selbstdarstellung in diesem Transkript-Ausschnitt ist die Fremdbestimmtheit durch ihre Mutter und ihren damaligen Ehemann<sup>101</sup> charakteristisch. Diese erscheinen an dieser Stelle der narrativen Selbstdarstellung als AkteurInnen ihrer Geschichte, da sie aktiv nach einem Arzt für sie gesucht haben. Der behandelnde Arzt verschreibt Helene Venus das Medikament Haldol<sup>102</sup>, welches sie dann „*außer Gefecht*“ gesetzt habe. Parasprachlich unterstreicht sie die Plötzlichkeit oder Schlagartigkeit des „*außer Gefecht setzen*“, indem sie mit beiden Händen auf ihre Oberschenkel schlägt. Die Erleidensproblematik der damaligen Zeit drückt sich in der Aussage aus, dass sie gewusst habe: „*ich kann das alles nicht mehr meistern*“. Zusätzlich bedient sich Helene Venus mit der metaphorischen Ausdrucksweise „*außer Gefecht gesetzt*“ wiederum einer Kampfmetaphorik, welche (von ihr) gehäuft im Laufe ihrer narrativen Selbstdarstellung zur Kennzeichnung schwieriger Lebensphasen verwendet wird, z.B. zur Beschreibung ihrer Schulzeit. In den bisherigen schwierigen Phasen in der Schulzeit habe sie die Unterstützung von ihrer Mutter und ihrem Stiefvater erhalten. In

---

<sup>101</sup> Helene Venus war damals in der von ihr so kategorisierten „Midlife-Crisis“ aber schon in Scheidung begriffen und war zu ihrer Mutter zurückgezogen.

<sup>102</sup> Bei Haldol handelt es sich um ein Antipsychotikum bzw. Neuroleptikum der ersten Generation, welches primär für die Behandlung von ‚Schizophrenie‘ bzw. ‚psychotischen Symptomen‘ eingesetzt wird.

der Nachfragephase evaluiert sie dann auch, dass ihre Mutter für sie „immer“ die „Kämpfe“ ausgetragen habe. An dieser Stelle ihre erzählten Lebensgeschichte ist Helene Venus „außer Gefecht gesetzt“ und ihre Mutter wird als diejenige konstruiert, welche die Verantwortung für sie über hatte. Ihre Mutter wird darüber hinaus als ‚nicht-wissend‘ konstruiert, da sie nicht wusste, was mit ihrer Tochter vor sich ging: „*aber meine Mutter hat ja damals, auch nicht gewusst, (.) was das alles ist*“. Sie legitimiert die Positionierung der Mutter als Nicht-Wissende, indem sie diese generalisierend kommentiert: „*also die Angehörigen kennen sich ja dann nicht aus, was da (.) so im Körper vor sich geht*“ (15/00-15/05). Die Verantwortung dafür, dass Helene Venus damals mit den Medikamenten Auto gefahren ist, wird auch der Mutter übergeben, da diese über jenes Wissen, welches Helene Venus zum gegenwärtigen Zeitpunkt des Interviews hat, nicht verfügte. Das „außer Gefecht gesetzt“-sein reproduziert sich also auch in der Art und Weise der Darstellung, da sich Helene Venus als Passiv-Erleidende der damaligen Ereignisse konstruiert. Denn eine andere Formulierung hätte lauten können, dass Helene Venus evaluiert, „sie selbst“ habe über dieses Wissen damals nicht verfügt. Sie nimmt jedoch stattdessen in Bezug auf ihr damaliges Selbst die Perspektive ihrer Mutter ein. Sie selbst konstituiert sich in diesem Teil ihrer narrativen Selbstdarstellung wieder als nun zum Zeitpunkt des Interviews aufgeklärtes, wissendes Selbst, im Kontrast zu ihrem damaligen nicht wissenden Selbst und gegenüber ihrer Mutter. Dies dokumentiert sich latent auch daran, dass sie einer potentiellen HörerInnenschaft Ratschläge aufgrund ihres heutigen Wissensstands erteilt: „*also was ich niemanden empfehlen würde bei derartigen Medikamenten*“.

#### „weitere psychotische Phasen“

Helene Venus verlässt also immer wieder die Erzähllinie und überformt die Darstellung ihres damaliges nicht-wissendes Selbst mit ihrem gegenwärtigen Wissensstand. Sie orientiert sich dabei primär an der Schilderung von problematischen Phasen, wie z.B. die Midlife-Crisis, die Behandlung mit Haldol oder weiteren ‚psychotischen Phasen‘. Nicht problematische Phasen werden hingegen sehr zeitraffend dargestellt. Diese strukturelle Besonderheit zeigt sich besonders gut an folgendem Transkript-Ausschnitt:

*Mein Leben (.) um jetzt die Jahre dazwischen (.) nicht auszulassen (.) ist an sich (.) ganz gut weitergegangen (.) mit meiner, ich hab aufgrund da da des zwei Jahre fast zwei Jahre Krankenstandes, wegen dem Haldol, (.) hab ich dann eine Berufsunfähigkeitspension bekommen. (.) u:nd damit hat sich nicht nur erfüllt, was die Geister mir @zugesagt hatten@; die hab ich nämlich gefragt, unter anderem, äh wie es mit mir finanziell weitergehen wird; und da habens gesagt, "Du wirst immer Geld haben." ((andere Stimmlage, langsam gesprochen)) (.) Na? war eine sehr beruhigende und nette Antwort; also, ich hatte keinen Grund (.) äh irgendwie Angst zu haben (.) vor vor dieser geistigen Welt. (.) Na und als als ich dann die Pension gekriegt hab, damals, hab ich gesagt, (.) Naja das hat sich erfüllt was die Geister gesagt haben, nicht?. (.) Heute würde ich mit ein bisschen mehr Verstand, würd ich sagen, naja wahrscheinlich wars unser gutes Sozial@system (.)@, was mir das ermöglicht hat, nicht? (.) und möglicherweise kommt man heuer auch schwerer, in eine Pension hinein, also damals vor 25 Jahren. (.) Na? auf jeden Fall, ist das Leben weitergelaufen, die Kinder sind größer geworden, wir haben hier mit meiner Mutter, sehr schön gelebt. (.) u:nd ich habe zwischendurch (.) ä:h immer Pha= Phas=, also nicht immer, ein paar Mal Phasen gehabt, (.) die ich heute als kurze, psychotische Phasen bezeichnen würde. (.) die aber nie: so waren. (.) ä:h die sind immer wieder vergangen (.) also ich könnte vielleicht (.) äh also vielleicht waren es 3 Pha:sen, die dann noch gekommen sind. (20/56-22/59)*

Zur besseren Nachvollziehbarkeit fasse ich kurz zusammen, was Helene Venus vor diesem Erzählabschnitt noch erwähnt. Sie erzählte ausführlich davon, wie das Medikament ‚Haldol‘ abgesetzt wurde und sie durch die Einnahme eines Nahrungsergänzungsmittels auch keine Nebenwirkungen mehr hatte. Danach kommt sie kurz auf das Jahr 1999 zu sprechen, bevor sie wieder zur Erzähllinie zurückfindet: *„Mein Leben (.) um jetzt die Jahre dazwischen (.) nicht auszulassen“*. Was ist für Helene Venus nun erzählenswert aus der Zeitspanne zwischen dem Absetzen des Medikaments Haldol, was man ca. mit dem Jahr 1984 datieren könnte, und dem Jahr 1999? Zunächst beschreibt sie, dass das Leben *„an sich (.) ganz gut weitergegangen“* sei, was sie mit ihrer finanziellen Absicherung durch die Berufsunfähigkeitspension begründet. Sonst kommt es jedoch zu keiner näheren narrativen Darstellung oder Beschreibung dieser Zeit. Sie konstruiert sich abermals als damaliges nicht-wissendes, naives Selbst mit der Aussage, dass sie glaubte aufgrund *„der Geister“* eine Berufsunfähigkeitspension zu bekommen, weil diese ihr im Zuge ihrer Geisterbefragung zugesagt hätten, dass sie immer Geld haben würde. Sie distanziert sich auch parasprachlich von ihrem damaligen Selbst, indem sie lachend davon spricht. *„Heute“* würde sie *„mit mehr Verstand“* die finanzielle Absicherung mit der Berufsunfähigkeitspension auf *„unser gutes Sozialsystem“* zurückführen und konstituiert sich wiederum als heutiges aufgeklärtes und vernünftiges Selbst im Vergleich zu ihrer damaligen Positionierung. Sie evaluiert ohne nähere Präzisierung, dass das Leben *„weitergelaufen“* sei. Sie beschreibt oberflächlich und ohne Detaillierung, dass ihre Kinder größer geworden seien und sie mit ihrer Mutter *„sehr schön gelebt“* hätten. Insgesamt zeigt sich hier eine extrem zeitraffende Beschreibung, die sich auf eine Zeitspanne von ca. 15 Jahren bezieht. Was erscheint Helene Venus in Bezug auf diese Zeitspanne als erzählenswert und relevant?

Erwähnenswert ist für Helene Venus jedoch, dass sie *„zwischendurch“* ein paar Mal psychotische Phasen gehabt habe, welche sie aber dahingehend relativiert, das *„die aber nie: so waren“* und wieder weggegangen seien. Interessant ist außerdem, dass sie im obigen Segment eine Reformulierung und Relativierung vornimmt: zunächst habe sie *„immer Pha= Phas=“* gehabt, sie korrigiert sich selbst jedoch, da sie nicht *immer* sondern *„ein paar Mal Phasen gehabt“* habe, welche sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt (*„heute“*) als *„kurze, psychotische Phasen bezeichnen würde“*. Es stellt sich nun aber die Frage, warum Helene Venus gerade diese Erwähnung und die darauffolgende beleghafte narrative Ausführung dieser ‚psychotischen Phasen‘ als erzählwürdig erachtet? Antizipiert sie, dass mich dies interessieren könnte, da ich sie schon im Vorfeld als einen ‚Menschen mit Schizophrenie‘ angerufen habe? Oder ist die Erwähnung dieser ‚kurzen, psychotischen Phasen‘ auch im Hinblick auf andere generalisierte Andere relevant, denen Helene Venus üblicherweise Einblick in ihrer Lebensgeschichte gibt? Schon in der grobstrukturellen und formalen Analyse dieser narrativen Selbstdarstellung konnte die Orientierung an Ereignissen identifiziert werden, die für Helene Venus

im Zusammenhang mit dem Stimmenhören oder dem institutionellen psychiatrischen Wissenssystem stehen (z.B. die Behandlung mit Haldol, Midlife-Crisis, später der Psychiatrie-Aufenthalt oder das Sachwalterverfahren).

Jedenfalls gibt Helene Venus im Anschluss drei Belegerzählungen für die von ihr so kategorisierten ‚kurzen, psychotischen Phasen‘, welche sich bezüglich ihres Darstellungsdukus durch eine höhere narrative Dichte auszeichnen, und mitunter durch die Verwendung von direkter Rede. Ich habe zur Illustration eine dieser drei argumentativen Belegerzählungen analysiert.

*Einmal hab ich mir eingebildet, ich muss (.) äh ich möchte also, alle alle Farben an mir haben. (.) also und Sie sehen, also mein Symbol das ich heute habe (.) ist der Regenbogen. ((zeigt auf den Regenbogen ihrer Uhr)) //l:mhm// @ (.) @ und das hat nicht nur seinen Grund aus der Bibel, weil er Himmel und Erde verbindet; //l:mhm// (.) und möglicherweise verbinden die Stimmen ja auch Himmel und Erde. (.) aber (.) ja und da stand ich vor meinem Kasten; (.) und da hab ich mir überlegt, (.) so und wie zieh ich mich jetzt an? (.) das das ich alle Farben an mir hab? (.) ich würde sagen wenn der Alltag a bisserl grau wird, (.) dann schafft sich das Denken, (.) oder das Gefühl, irgendeine Möglichkeit; (.) ä:h um aus diesem, um aus dieser Grauzone herauszukommen. (.) also so erklär ich mir das heute. (.) u:nd dann hab ich eine Uhr gehabt, die wollt ich einmal meinem Sohn schenken. //l:mhm// Und da ist drauf (.) äh Rot, Gelb und Blau. (.) und dann hab ich mir gedacht, (.) sehr gut ich hab diese Uhr um, ich brauch mir //l°:hm°// nicht mehr überlegen was ich anzieh. (.) weil damit hab ich alle Farben. (.) also (.) irgendwie vermute ich, dass dass so ein Denken, (.) äh in einen Zwang übergehen könnte. (.) Nicht? Wenn ich jetzt stundenlang, da herumtöffle, wie wie kann ich alle Farben auf mir haben. //l:mhm// (.) red ich erstens wie ein Kasperl @herum @ (.) vermutlich; und und dann (.) ä:h und dann wirds schwierig werden mitm Anziehen, ne? (20/59-24/24)*

Helene Venus liefert eine Belegerzählung zu einer von ihr so kategorisierten ‚kurzen, psychotischen Phase‘. Diese habe sich folgendermaßen geäußert: sie habe sich „eingebildet“, sie müsse „alle Farben“ an sich haben. In dieses Segment sind wiederum eigentheoretische Kommentare Helene Venus eingelagert, mit welchen sie sich diese damalige Erfahrung intelligibel macht: „wenn der Alltag a bisserl grau wird“ schafft sich das Denken oder das Gefühl „irgendeine Möglichkeit“ um aus dieser „Grauzone“ wieder herauszukommen. Diese Theorien beziehen sich auf ihre eigenes ‚lokales Wissen‘ ohne auf (hegemoniale) Diskurse zu rekurrieren. Sie erscheinen aber auch relativ vage, was sich an der von ihr in diesem Zusammenhang gewählten Formulierung „irgendeine Möglichkeit“ zeigt. Sie nennt den Regenbogen als ihr heutiges Symbol, weil sich in ihm viele Farben wiederfinden. Mit dem Verweis auf die Bibel, in der stehe, dass der Regenbogen Himmel und Erde verbinde, fügt sie hinzu: „und möglicherweise verbinden die Stimmen ja auch Himmel und Erde“, womit sie wiederum unspezifisch („möglicherweise“) ihr eigentheoretisches Wissen anbringt. Helene Venus wechselt wiederum die Erzählzeit und kommt auf ihre heutige Positionierung zu sprechen, mit der Aussage, dass sie sich „heute“ das so erkläre: „irgendwie vermute ich, dass so ein Denken in einen Zwang übergehen könnte (.) Nicht?“. Mit dem Rückversicherungspartikel „Nicht?“ drückt sie jedoch auch Unsicherheit ob des Wahrheitsgehalts dieser Aussage aus und adressiert mich als Interviewerin und fordert meine Zustimmung. Was an diesem Transkript-Ausschnitt und auch den darauffolgenden Belegerzählungen zu den ‚psychotischen Phasen‘ bezeichnend ist, ist wiederum die Praxis des ‚Diagnostizierens‘ damaliger Ereignisse mit Hilfe eines medizinisch-psychiatrischen Vokabulars aus einer retrospektiven-kategorischen heutigen Positionierung, um ihre Geschichte intelligibel zu

machen. So wird diese Phase als ‚psychotisch‘ charakterisiert und die Gefahr benannt, dass ihr Verhalten in einen ‚Zwang‘ übergehen könne.

#### „auf die eigene Geschichte draufkommen“

Wie kam es dazu, dass Helene Venus über dieses medizinisch-psychologische Kategorisierungswissen verfügt, welches sie anwendet um ihre Geschichte zu ‚erklären‘? Im folgenden Segment erwähnt sie, wie es dazu kam, dass ihr „auf ihre eigene Geschichte“ draufgekommen sei.

*Naja (.) Also das ich zu Psychosen neige hab ich dann also (.) in diesen letzten neun Jahren erfahren (.) bei der Gesellschaft für Angehörige. (.) also Hilfe für Angehöriger psychisch kranker Menschen; da hab ich Seminare gemacht, über Psychosen, über Zwänge, (.) über sonstige Persönlichkeitsstörungen. (.) und bin dann eben auf meine eigene Geschichte drauf gekommen, dadurch. (.) weil ich hab ja nie: äh a Diagnose an sich gehabt. (.) //l:mhm// außer (.) ä:h ich hab dann bei der Pensionsversicherung erfahren; da hab ich gefragt (.) weswegen ich eigentlich diese Berufsunfähigkeitspension damals bekommen hab. (.) und da hat man mir einen Zettel aus=aufgehoben und da stand nur drauf, Geisteskrankheit (.) "hab ma gedacht, aha, sehr interessant" (.) @(. )@ ne? ich war nicht erschrocken oder sonst etwas, sondern ich hab mir nur gedacht, (.) naja (.) für das was ich damals gehabt hab; also ich hab noch heute noch das Formular fürs Einreichen, da ist also gestanden, dass ich (.) äh depressiv bin, also wie auch immer. und das ist ein starker Ausdruck Geisteskrankheit, nicht? //l:mhm// Heute würde man das wahrscheinlich irgendwie umschreiben, ne? (.) Na schön. (29/34-31/00)*

Helene Venus erwähnt, dass sie bei der Gesellschaft für Angehörige „in diesen letzten neun Jahren erfahren“ habe, dass sie zu „Psychosen neige“. Durch Seminare über psychische Störungen sei sie dann auf ihre „eigene Geschichte drauf gekommen“. Durch die reflexive Beschäftigung mit ihrer Lebensgeschichte mit psychiatrisch-psychologischem Wissen konnte sie sich ihre Geschichte intelligibel machen. An einer anderen Stelle führte sie auch an, dass sie sich durch das Stimmenhören mit ihrer Geschichte auseinandergesetzt habe: in den letzten 9 Jahren sei ihr nämlich „klar geworden“ sei, was „damals passiert ist“ (sie bezieht sich auf das Jahr 1999), da sie sich mit dem Stimmenhören mit ihrer „ganzen Geschichte“ auseinandergesetzt habe, diese „recherchiert“ habe (15/50-16/04). Im Zuge dieser Auseinandersetzung sei sie also auf ihre „Geschichte“ draufgekommen. Sie begründet die Verwendung des Terminus „draufkommen“ damit, dass sie „nie [...] a Diagnose an sich gehabt“ habe. Dadurch, dass sie von außen keine (zu ihr durchdringende) diagnostisch-kategorische Anrufung *sensu* Althusser von ProfessionalistInnen erhalten habe, konstruiert sie sich selbst als nicht-wissendes Subjekt in Bezug auf die Ereignisse ihres Lebens. Helene Venus nimmt also eine retrospektive ‚Diagnostizierung‘ und Kategorisierung von vergangenen Verhaltensweisen und Erlebnissen vor, was für sie die Funktion übernehmen könnte, ihre Geschichte intelligibel zu machen. Die Bedeutsamkeit dieser retrospektiv-kategorischen Betrachtung der eigenen Lebensgeschichte wird auch sichtbar in der Art und Weise der narrativen Rekapitulation Helene Venus‘, in welcher nur Erlebnisse interessant erscheinen, welche sie aus ihrer gegenwärtigen Positionierung als problematisch oder ‚psychotisch‘ kategorisiert oder auf mit dem Phänomen des Stimmenhörens in Verbindung bringen kann. Sie nimmt in der narrativen Selbstdarstellung dezidiert eine Positionierung als ‚StimmenhörerIn‘ ein, von welcher ausgehend sie ihre „Stimmenhörlebensgeschichte“ erzählt (siehe Kapitel 7.4.5).

Durch die retrospektiv-kategorische Darstellungsweise nimmt Helene Venus eine expertenhafte Haltung zur eigenen Lebensgeschichte ein (vgl. Riemann 1986). Dies zeigt sich an den vielen eingeschobenen und die narrative Darstellung überformenden Kategorisierungen von Ereignissen und Verhaltensweisen. Wie schon mehrfach aufgezeigt werden konnte, ist die gesamte narrative Selbstdarstellung Helene Venus' überladen mit kategorischen, argumentativen und eigentheoretischen Rahmungen ihres Erlebten aus der Jetzt-Zeitperspektive. Gerhard Riemann (1986) beschreibt Fälle, in denen das Kommunikationsschema der Argumentation in Interviews mit der Erzählaufforderung zur Lebensgeschichte dominant werden kann. Bei einer expertenhaften Haltung gegenüber der eigenen Lebensgeschichte überwiegen theoretisch-argumentative Textpassagen, in welchen in sehr abstrakter Weise über einzelne Erfahrungen oder Lebensphasen theoretisiert wird. Man gewinnt dabei den Eindruck die narrativen Sequenzen (Sequenzen mit szenischem Charakter beispielsweise) stellen Belegerzählungen für ihre argumentativen Kommentare dar: „Diese Textpassagen – man könnte im Unterschied zu einer Erzähllinie von einer theoretisch-themenbezogenen Linie sprechen – konkurrieren immer wieder mit narrativen Sequenzen und setzen sich ihnen gegenüber häufig durch“ (ebd., S. 140). Auch Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008) verweisen in Bezug auf die Möglichkeiten der Einschränkung des Stehgreifcharakters bei narrativen Interviews auf sogenannte ‚professionelle ErzählerInnen‘, deren Lebensgeschichte zunehmend systematisch generiert werden durch mehrfaches Sprechen über das eigene Leben in Psychotherapien oder Selbsthilfegruppen<sup>103</sup>, sodass die Lebensgeschichte durch diese Selbstthematisierungspraktiken und Interpretationen eine theoretische Überformung erhalten habe.

Helene Venus hat mich selbst auch auf ihre Homepage verwiesen, wo es mehrere autobiographische Texte ihrerseits gibt. Sie repräsentiert sich als ‚professionelle Erzählerin‘ ihrer Lebensgeschichte. Diese Selbstpraktiken des Erzählens in Selbsthilfegruppen oder der Niederschrift ihrer Lebens- oder Recoverygeschichte stellen Investitionen in ihre Identität als ‚StimmenhörerIn‘ dar, wie ich unten noch exemplifizieren werde. Durch die Aneignung und die expertenhafte und reflexive Haltung zur eigenen Geschichte kam Helene Venus der ‚Wahrheit‘ ihrer Geschichte auf die Spur, sie spricht ja auch davon, dass sie auf diese ‚draufgekommen‘ sei. Vergangene Erlebnisse und Verhaltensweisen können mit der Verwendung eines professionellen Termini- und Kategoriensystems erklärt werden. Man kann hier Parallelen erkennen zu dem bereits im Theorieteil ausgeführten autobiographischen Beispiels Stuart Halls, als dieser anfang sich mit der Identität als ‚Immigrant‘ zu identifizieren und ab diesem Zeitpunkt in diese Subjektposition investierte, indem er sich die Geschichte seiner

---

<sup>103</sup> Gerade bei der Kontaktaufnahme zu Menschen, die Stimmen hören ist mir aufgefallen, dass der Kontakt primär über Selbsthilfegruppen gegeben ist. Ausgehend vom ‚Hearing Voices Movement‘ wurden viele Selbsthilfegruppen für sogenannte ‚StimmenhörerInnen‘ gegründet.

„Immigration“ erzählte<sup>104</sup>. So erzählt auch Helene Venus nun ihre Geschichte als „StimmenhörerIn“, auf welche sie im Zuge ihrer „Recherche“ und Wissensaneignung „draufgekommen“ sei.

An Helene Venus wurde also von außen keine diagnostische Anrufung getätigt, welche zumindest zu ihr „durchdrang“, sodass sie erst später mit der Teilnahme an Seminaren und der Wissensaneignung auf ihre Geschichte „draufkam“ und sie sich nun aus heutiger Perspektive als „aufgeklärtes“ und wissendes Selbst im Hinblick auf ihre Lebensgeschichte positionieren kann. Als einzige Ausnahme in Bezug auf Anrufungen von außen nennt sie, dass sie später herausfand, dass sie aufgrund einer „Geisteskrankheit“ eine Berufsunfähigkeitspension bekam. Von dieser Anrufung als „geisteskrank“ distanziert sie sich jedoch in der Haupterzählung, wie auch schon in ihrer vorangegangenen E-Mail-Nachricht an mich. An einer späteren Stelle des Interviews erwähnt sie dann, dass sie sich erst im Zuge des Sachwalterverfahrens über den Grund der Berufsunfähigkeitspension erkundigt habe und daraufhin begann ihr Leben zu „recherchieren“. Im nächsten Abschnitt werde ich deshalb auf das Sachwalterverfahren zu sprechen kommen, weil dieses letztendlich von Helene Venus als auslösendes Ereignis konstruiert wird, warum sie anfangs sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen.

### **7.4.3 Das transformierte „therapierte“ Selbst**

Im Zuge des Sachwalterverfahrens habe Helene Venus zum ersten Mal in ihrem Leben einen „Kampf“ ohne fremdbestimmte Hilfe austragen müssen. Sie konstituiert sich zur Zeit des Sachwalterverfahrens als ein in Transformation befindendes Subjekt. Dies markiert einen Wendepunkt in der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus“. Aus dem Sachwalterverfahren geht sie als ein transformiertes und emanzipiertes Subjekt hervor und investiert zunehmend in die Identität als „StimmenhörerIn“. Sie eignet sich Wissen medizinisch-psychologischer Diskurse an und nutzt dieses, um ihre Geschichte intelligibel zu machen.

Zunächst werde ich jedoch thematisieren, wie es dazu kam, dass von Helene Venus“ Söhnen ein Sachwalterverfahren eingeleitet wurde, bevor ich auf den von ihr konstruierten Selbst-Wandlungsprozess eingehen werde.

#### „Manisches Kaufverhalten“ und das Sachwalterverfahren

Das Jahr 1999 ist für Helene Venus von großer Bedeutsamkeit, was sich auch an der häufigen Erwähnung dieses Datums (bzw. der letzten 9 Jahre<sup>105</sup>) dokumentiert:

---

<sup>104</sup> Siehe Kapitel 4.6

Ja u:nd dann 1999, meine Mutter ist 1998 gestorben. (.) ich hab danach selber eine Krebstherapie machen müssen, meine Mutter ist also auch an Krebs gestorben. (.) u:nd (.) Anfang 1999, hab ich die, erste Nachuntersuchung nach den Bestrahlungen; u:nd das heißt, also es ist alles in Ordnung, (.) u:nd der aufkeimende Frühling, (.) und jetzt möglicherweise die Belastung, (.) nach dem Krebs weg; (.) äh (.) war ich in einer Phase von großer Lebensfreude. (.) meine Mutter war zwar gestorben, (.) aber sie hat mich in guten Verhältnissen kann man sagen hinterlassen. Ich hab also plötzlich eine eigene Wohnung, für mich gehabt, der ältere Sohn hat noch hier gewohnt, (.) u:nd (.) finanziell war ich auch abgesichert durch die Berufsunfähigkeitspension; dann hat meine Mutter was hinterlassen. (.) das hab ich mit den Söhnen geteilt, aber ich war finanziell also auch gut abgesichert, hatte ein neues Auto, (.) u:nd ja (.) und ein neues Leben vor mir sozusagen. (.) und Frühling ist auch gerade geworden. (.) und ich vermute das alles zusammen (.) war wieder ein Auslöser dafür, dass ich angefangen hab, mir alle möglichen Wünsche zu erfüllen. (.) u:nd nicht nur mir, sondern wenn jemand freundlich und nett war (.) dann hab ich vielleicht einem Zeitungsverkäufer für seine Zeitung 500 Schilling gegeben, wie nix. (.) //l:mhm// na? weil der der einfach nett war; wie auch immer, nicht? also, äh. man könnte sagen @manisches@ Kaufverhalten, oder wie auch immer. (.) Ich hab dann in in Universitätsklinik-Vorträgen (.) äh herausgehört (.) äh, dass (.) also ich hab mir das dann so so, mit dem Dopaminausschüttungen und diese ganze Sachen, die da biologisch in unserem Gehirn passieren; (.) ich hab dann auch eine Ärztin gefragt, ob das möglich ist, dass nach der Krebstherapie (.) diese ganzen äh, Medikamente die da (.) durch die Chemo //l:mhm// in einen hineingepumpt werden, (.) und überhaupt wahrscheinlich ist man in dieser Zeit depressiv und weiß es gar nicht //l:mhm// da:nn plötzlich das manische Moment zum Tragen kommt, wenn das alles vorbei ist und das Gehirn eben dann, (.) ä:h Glücks=geschichten produziert, nicht? //l:mhm// also, kann man sich vorstellen, nicht? (31/05-34/01)

Im Jahr 1999 war Helene Venus' Krebstherapie zu Ende und insgesamt sei sie in einer „Phase von großer Lebensfreude“ gewesen, was sie damit begründet, dass „zwar“ ihre Mutter gestorben war, diese sie jedoch „in guten Verhältnissen“ hinterlassen habe. Sie sei „finanziell also auch gut abgesichert“ gewesen. Als Bedingungskonstellation („das alles zusammen“) oder Auslöser dafür, dass sie anfang sich „alle möglichen Wünsche zu erfüllen“, was sie auch als „manisches Kaufverhalten“ klassifiziert, zählt sie auf: das Ende ihrer eigenen Krebstherapie, der Tod der Mutter im Hinblick auf die finanzielle Absicherung, ein neues Auto, der Frühling und dass sie „ein neues Leben“ vor sich hatte „sozusagen“. Mit dem Zusatz „oder wie auch immer“ gleich nach der Erwähnung „man könnte sagen manisches Kaufverhalten“ und da sie das Adjektiv „manisch“ lachend hervorbringt, kommt es zu einer Relativierung dieser ‚Diagnostizierung‘. Die Verwendung des Pronomens „man“ in der Formulierung „man könnte sagen manisches Kaufverhalten“ bezieht sich zudem auf etwas allgemein Gültiges. Wiederum verlässt Helene Venus den Erzählfaden und theoretisiert, legitimiert und plausibilisiert mit Hilfe von Kategorisierungen bzw. Diagnostizierungen ihr damaliges Verhalten. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang, in Vorträgen herausgehört zu haben, dass es nach der Beendigung von Chemotherapien zu Dopaminausschüttungen kommen kann. Dies habe für Helene Venus dazu geführt, dass ein „manisches Moment zum Tragen“ gekommen sei. Sie führt also wieder eine Theorie zur Legitimierung ihres Verhaltens an, wobei sie sich als Deutungs- und Erklärungsrahmen wieder eines hegemonialen medizinisch-psychologischen Vokabulars bedient. Versucht Helene Venus an dieser Stelle ihr damaliges Verhalten in ein Wissenssystem zu übersetzen, welches von mir als Interviewerin verstanden werden kann? Helene Venus adressiert mich auch wieder als ZuhörerIn, indem sie abschließend anmerkt „also, kann man sich vorstellen, nicht?“; mit

<sup>105</sup> Das Interview fand im Jahr 2008 statt.

dieser Rückversicherungsaktivität könnte sie auch ein gewisse Unsicherheit über die Angemessenheit ihrer eigentheoretischen Überformung ausdrücken.

Was an diesem Transkript-Ausschnitt auffällt, ist der Aspekt der Erzählwürdigkeit bestimmter Lebensereignisse: so wird die Beendigung der Krebstherapie lediglich als Begründung für das spätere manische Kaufverhalten angeführt. Der Tod der Mutter wird lediglich in dieser Bedingungskonstellation erwähnt, ohne dessen Umstände und Folgen explizit auszuführen<sup>106</sup>. Im Hinblick auf das dominante Selbstdarstellungsinteresse während der Hauptidee orientiert sich Helene Venus an der theoretisch-themenbezogenen Erzähllinie, indem sie nahezu nur Ereignisse nennt, welche für sie mit dem Stimmenhören zusammenhängen. Denn der Einkauf, welchen sie im Zuge dieses „manischen Kaufverhaltens“ tätigte, wurde bei ihr durch das Hören einer Stimme motiviert:

*u:nd (.) ich betrete das Geschäft, um für meinen Sohn äh Klarsicht=hüllen, eine Klarsichthülle zu kaufen; er hat gsagt die kriegt man schon schwer, um um die Hefte, kennen sie? //l: mhm// gibt man die bunten, Hüllen drum, damit sie nicht schmutzig werden (.) um die Schulhefte; und er wollte es aber für digitale Arbeiten haben (.) und ich geh da hinein, also mit diesem Vorsatz solche Hüllen zu kaufen; (.) wie man schon so ist als Mutter, na wenn er sagt, er will a Lederkrawatte, dann renn ich natürlich sofort, und @schau@, ob //l:mhm//ich a Lederkrawatte find. (2) und ich geh hinein und auf einmal ist da der Satz: "Kauf dir was du willst, du musst nur ein Motiv ha:ben"((langsam gesprochen) (3) °Ganz ein vernünftiger Satz, nicht?° (2) u:nd das dürfte noch dazu wieder, (.) mich angeregt haben, auf jeden Fall hat ich nicht ein Motiv, sondern ich hatte Motive, zu guter Letzt um 53000 Schilling. @(2) @ //l:mhm// also das war dann schon a bisserl viel Motive (.)und der und und dieses, was ich da gehört hab, (.) der zweite Satz denn ich dann vernommen hab war, "Der Himmel will wohl die beiden Damen belohnen". ((lauter, langsam und andere Stimmlage)) (.) Diesen Satz hab ich aber nicht, als (.) heute würde ich sagen er war vielleicht a bissl ironisch, und a bissl erstaunt. (.) damals hab ich ihn aufgefasst, als ich kann dem Himmel einen Dienst erweisen (.) in dieser, (.) in diesem äh Moment. //l:mhm// und hab noch mehr eingekauft. (.) und dann stand ich (.) ä:h vor einem Regal mit bunten Büroordnern; (.) und da hör ich, jetzt kannst du schon langsam aufhören. (3) und da hab ich dann auch aufgehört. (.) vielleicht weniger wegen dem Satz, aber (.) weil weil das war einfach zu viel, da konnt*

I:

!°Ja°

A:

*mich einfach nicht entscheidn@, na? und außerdem hab ich mir vielleicht überlegt, Büroordner @kann ich mir jederzeit kaufen@*

I: !@ (.) @

A: !vielleicht war da der Moment der Vernunft wieder da; na? (34/26-36/42)

Für diesen Transkript-Ausschnitt ist die Verwendung des szenischen Präsens („ich betrete das Geschäft“, „ich geh hinein“, „auf einmal ist da der Satz“) und die Wiedergabe von direkter Rede charakteristisch. Die direkten Redewiedergaben betont Helene Venus, indem sie die Lautstärke anhebt, eine andere Stimmlage verwendet und langsamer spricht, was auf die Bedeutsamkeit dieses Ereignisses hindeutet. Es stellt ein Schlüsselerlebnis in der Lebensgeschichte von Helene Venus dar. Sie distanziert sich wiederum von ihrem damaligen Selbst („damals hab ich ihn aufgefasst, als ich kann dem Himmel einen Dienst erweisen“). Dies dokumentiert sich auch latent an der

<sup>106</sup> Erst in der Nachfragephase kommt Helene Venus dann auf die Schwierigkeit und den Leidensdruck dieses Ereignisses für sie zu sprechen.

Darstellungsweise des damaligen Einkaufs, von welchem sie lachend erzählt. In dieses Lachen stimme auch ich als Interviewerin affirmierend ein. Mit der Aussage zur Beendigung ihres Einkaufes („vielleicht war da der Moment der Vernunft wieder da; na?“) konstruiert sie ihr erzähltes, damaliges Selbst als ‚unvernünftig‘. In diesem Moment verlor sie die Handlungskontrolle, ihr Handeln wird für sie nicht nachvollziehbar, auch im Nachhinein nicht. Auch später, als sie ihren Söhnen erklären möchte, warum sie diesen Einkauf getätigt hat, findet sie keine Begründung: „ich habs ja selber nicht genau gewusst, weil ich dann schon ziemlich wahllos (.) auf das und das und das gedeutet hab“ (39/43-51). Dieses Verhalten und der Verlust der Handlungskontrolle wird von Helene Venus durch die Kategorisierung „manisches Kaufverhalten“ legitimiert. Ich werde später noch einmal auf jenen Aspekt der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus‘ zu sprechen kommen, dass sie vor allem für Ereignisse und Verhaltensweisen ihres Lebens, die vom Verlust der Handlungskontrolle begleitet waren, sich eines medizinisch-diagnostischen Vokabulars bedient, um diese im Nachhinein intelligibel zu machen (Kapitel 7.4.6).

Als Folge des Einkaufes wird von ihren Söhnen ein Sachwalterverfahren eingeleitet:

*naja auf jeden Fall hab ich dann die Sachen da gehabt, u:nd äh meine Söhne haben sich gedacht, Na serwas (.) wenn das mit der Mama so @weitergeht@ (.) ne? dann sehen sie sie ihr ererbtes Pölsterchen da so so mit vollen Händen ausgibt; (.) äh (.) kann sein, dass dass sie die Miete dann nicht mehr zahlt und so weiter, also sie haben sich sicher Sorgen gemacht. (.) ja was haben sie getan? (.) sie sind überall fragen gegangen, bei bei unserer Hausärztin, bei der Polizei, beim psychosozialen Dienst (.) also sie haben sich überall erkundigt, was man tun kann; beim Sachwalterverein; (.) u:nd (.) haben schließlich zu dem Mittel gegriffen, dass sie mich besach- also das sie den Fall (.) äh untersuchen lassen wollten durch ein Sachwalterverfahren. (.) Naja ich hab dann, am ersten April hab ich dieses Papiergeschäft betreten, und diesen tollen Einkauf getätigt. (.) u:nd circa Mitte April äh krieg ich auf einmal eine Verständigung vom Gericht, dass ich dort vorstellig werden soll. (.) ich hab dort sofort Rekurs eingereicht. (.) u:nd dem Rekurs ist auch stattgegeben worden. (.) und dann hat der, (.) bin ich zum Richter gegangen und hab gsagt, so, und? wie krieg ich jetzt mein Geld wieder? (.) weil die Söhne haben äh auf der Bank äh die Hand drauf gelegt gehabt. (3) und der Richter hat gesagt, na fragen sie ihre Söhne, wir habens nicht. (.) und das hab ich dann doch a bisserl komisch gefunden, (.) und mit dem Söhnen war ich bö:se in dem Moment. (.) und von den Söhnen wollt ich das Geld nicht zurück haben, sondern ich wollts von der, vom Gericht zurückhaben. (.) u:nd in dieser Zeit ä:h, hat der jüngere Sohn ein zweites Verfahren eingereicht. (.) weil er gsagt hat der Richter hat zu schnell entschieden, (.) mit der Mama ist was nicht in Ordnung. (.) u:nd im Grunde genommen hat er ja Recht gehabt, ne? (.) und ich hab ein zweites Verfahren am Hals gehabt@ (.) @ ((ironisch)) (.) u:nd gegen das hab ich mich dann gewehrt (.) durch drei Instanzen, hab dann von unten noch einmal angefangen, und bins auch wieder losgeworden. (.) aber es war ein hartes Stück Arbeit.(.) und der Richter hat dann Seinerzeit einmal die lustige Bemerkung gemacht, (.) sie haben @eine Arbeitstherapie gemacht@. (.) also in dieser Zeit (.) hab ich das alles re=cherchiert (.) mein mein Verfahren, bin dann auf diese (.) äh Sachen zurückgegangen (.) von äh im Alter von 40 Jahren; (.) was mir da passiert ist (.) u:nd hab dann einen Bogen schließen können von von damals vom Tischerlrücken, zu der Stimme, die ich dann circa ab Mai (.) dauernd gehört hab. (40/38-43/35)*

Dieser Abschnitt ist gekennzeichnet von einem Perspektivenwechsel. Helene Venus erzählt, die Perspektive der Söhne einnehmend, warum diese damals ein Sachwalterverfahren eingeleitet haben und legitimiert deren Verhalten aus heutige Perspektive („u:nd im Grunde genommen hat er ja Recht gehabt, ne?“). Das Sachwalterverfahren beschreibt sie entlang der Signifikantenkette: „am Hals gehabt“, „eine Arbeitstherapie“ und „ein hartes Stück Arbeit“. Um das Verfahren wieder „loszuwerden“ habe sie, die Bemerkung eines Richters aufgreifend, eine „Arbeitstherapie“ gemacht. Das Sachwalterverfahren wurde auch zum Anlass „das alles“ zu recherchieren: sie spricht unkonkret von den „Sachen“ im Alter von 40 Jahren, welche sie an einer anderen Stelle als „Art Midlife-Crisis“

und ihre ‚erste psychotische Phase‘ kategorisierte. Metaphorisch spricht sie davon „einen Bogen schließen“ zu können vom Tischerrücken bis zu der Stimme, die sie daraufhin gehört habe. An einer Stelle im Nachfrageteil spricht sie auch davon, dass dies der erste Kampf war, denn sie nun alleine austragen musste, nachdem ihre Mutter immer ihre Kämpfe für sie ausgetragen habe:

*ich bin sicher aus dem (.) Überbehütetsein äh (.) herausge=fallen, oder oder durch dieses Sachwalterverfahren auch, weil ich da zum ersten Mal in meinem Leben (.) wirklich kämpfen musste. (.) weil vorher hat schon meine Mutter (.) viele Kämpfe für mich erledigt. (.) die ganzen Schulwechsel (.) und beruflich, mit Protektion in die Bank und so. Also ich hab nie, nie wirklich kämpfen müssen. (1/30/39-1/31/04)*

Durch den Tod der Mutter fällt Helene Venus aus dem „Überbehütetsein“ heraus und mit dem Sachwalterverfahren muss sie nun das erste Mal in ihren Leben kämpfen, wobei sie mit dem Adverb „wirklich“ die Faktizität dieser Handlung unterstreicht, welche sie zwei Mal in diesem Textausschnitt verwendet. Metaphorisch spricht Helene Venus vom ‚Herausfallen‘ aus der behüteten, sicheren Sphäre des ‚Innen‘, welche primär durch ihre Mutter protektiert worden war. Später in der narrativen Selbstdarstellung dokumentiert sich dann ein Wechsel in die Sphäre des ‚Außen‘ mit dem „nach außen gehen“ durch das Sachwalterverfahren und unter dem Einfluss einer Stimme. Ich werde später noch einmal auf diesen Aspekt zurückkommen. Zuvor werde ich jedoch noch auf die Bedeutung ‚der Stimme‘ für Helene Venus (während des Sachwalterverfahrens) eingehen.

### Die Stimme Adonis als Unterstützung

Als Helene Venus in ihrer narrativen Selbstdarstellung das erste Mal „die Stimme“ erwähnt, welche sie ab Beginn des Sachwalterverfahrens dauernd gehört habe, kommt es zu einer szenischen Darstellung:

*also ich hab damals da (.) geschlafen im Winterzimmer, im Sommer schlaf ich dort drinnen ((zeigt vermutlich ins Nebenzimmer)) //l:mhm// äh (.) eines Morgens mach ich die Augen auf; (.) und höre, (.) guten Morgen. (.) Da war wieder diese (.) männliche Stimme, (.) die ich nicht sofort mit den Ereignissen (.) vom Tischerrücken in Verbindung gebracht hab. (.) und hab mich also auch wie damals unter der Dusche (.) mit der Stimme unterhalten. (.) und die Stimme hat gemeint, sie ist Gott und ich bin Jesus im Außendienst; (.) und ich hab drauf gesagt, ja (.) das du Gott bist das nehm ich nicht an (.) und ich bin Helene, derzeit (.) @(. ) @ (.) @denn was immer @ ich vielleicht vorher einmal gewesen sein mag. (.) //l:mhm// falls es @Wiedergeburt gibt@. (.) also das waren so unsere ersten Gespräche. //l:mhm// ((räuspert sich)) auf jeden Fall war die Stimme immer da; und ist auch heute noch da. (.) ((räuspert sich)) u:nd (.) damals in dieser Zeit, des Kampfes wegen dem Sachwalterverfahren (.) war es für mich also eine eine (.) ganz tolle Unterstützung, diese Stimme. (.) weil ich gewusst hab, (.) das was ich da erlebe ist Wirklichkeit (43/36-44/56)*

Helene Venus erwähnt eine Stimme, welche seit des Sachwalterverfahrens „immer da“ sei und welche ihr während der Zeit des Sachwalterverfahrens eine „ganz tolle Unterstützung“ gewesen sei. Auch dieser Abschnitt ist geprägt von einer dichten narrativen Darstellung mit szenischen Präsens und direkten Redewiedergaben („eines Morgens mach ich die Augen auf; (.) und höre, (.) guten Morgen“), was wiederum für die Bedeutsamkeit dieses Ereignisses spricht, welches man auch als Schlüsselereignis bezeichnen kann. Helene Venus verlässt wieder kurz den Erzählfaden, um anzumerken, dass sie die Stimme „nicht sofort mit den Ereignissen (.) vom Tischerrücken in

Verbindung gebracht“ habe. Erst im Zuge der Recherche aufgrund des Sachwalterverfahrens konnte sie „einen Bogen schließen“ vom Tischerlrücken und der Stimme, die sie seit 1999 „immer“ gehört habe. Helene Venus rekapituliert die anfängliche Konversation mit der Stimme und evaluiert: „das waren so unsere ersten Gespräche“. Sie bringt die Stimme auch mit jener in Verbindung „dem Herrn“ mit welchem sie sich 1982 unter der Dusche „unterhalten“ habe. Auch in der dem Interview vorausgegangenen Email-Nachricht bezeichnet Helene Venus den Kontakt mit den Stimmen als „ständig im Gespräch sein“. Im obigen Segment wählt sie Ausdrücke wie „Gespräche“ und „unterhalten“, worin sich wiederum ein aktives Handlungsmoment, gegensätzlich zur Formulierung Stimmen lediglich zu hören, identifizieren lässt. Eine gegensätzliche Beschreibung hierzu wäre, die Stimme lediglich zu hören, oder wenn sie die Stimme als Halluzination bezeichnete. Wie schon in der Email-Nachricht zeigt sich auf einer latenten Ebene somit eine Distanzierung vom hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs, welcher Stimmenhören als Wahrnehmungsstörung klassifiziert. Helene Venus beschreibt die Begegnung mit dieser Stimme auf ähnlicher Weise wie das plötzliche Kennenlernen eines ‚anderen Menschen‘. Diese Stimme wird in einen positiven Bedeutungszusammenhang gestellt. Die Stimme sei Helene Venus eine „ganz tolle Unterstützung“ gewesen, die sie damit begründet, dass sie gewusst habe, dass sie „Wirklichkeit“ erlebe. Mit dem Insistieren darauf, dass die Stimme ihr eine „ganz tolle Unterstützung“ gewesen sei, weil sie diese als „Wirklichkeit“ erlebe, widersetzt sie sich dem hegemonialen Diskurs. Sie orientiert sich hinsichtlich der *modi operandi* ihrer narrativen Selbstdarstellungen wiederum an latenten Erwartungsstrukturen eines hegemonialen Diskurses, von welchem sie sich abgrenzt. Ich werde im Kapitel 7.4.6 noch einmal auf diese Textstelle zu sprechen kommen.

Im Anschluss beschreibt Helene Venus die Beziehung zu der Stimme detaillierter:

*und der der, ich hab gsagt, wie soll ich dich nennen? (.) und da hat er gsagt Adonis (.) nenn mich Adonis. //l:mhm// \*hab ich gsagt, schön, gut\*. (.) u:nd (.) äh (.) an sich war es also (.) in dieser Situation, wo ich niemanden mehr auf der Welt gehabt hab. (.) die Familie, von der hab ich mich ja auch selber (.) äh sozusagen selber distanziert (.) weil mich das also in in meiner äh Ehre und und in meinem meinem Mütterlich-Sein und so weiter, (.) hat hat mich das also so tief getroffen; (.) äh das kann man sich überhaupt nicht vorstellen. (.) //l:mhm// also ich finde dass man bei Gericht, (.) viel viel sensibler umgehen müsste, mit Menschen die man besachwaltet. (.) äh das ist ein psychischer Einschnitt. (.) //l:mhm// der ist also, (.) finde ich eine Katastrophe; wenn wenn das nicht mit den Menschen abgesprochen ist, und wenn das nicht, (.) äh wirklich im Einklang ist. man kann, ich hab dann später erfahren man kann das ja auch selber machen, wenn man das Gefühl hat, naja jetzt bin ich schon a bisserl (.) äh vergeßlich //l:mhm// und ich kann meine Sachen nicht mehr so regeln; na dann kann man sich selber einen Sachwalter bestellen nicht, aber? aber auf die Weise und so plötzlich also das (.) ist ein Schock (2) ja? und der Adonis war also bei mir. (.) und wir haben alles zusammen gemacht; ich bin damals auch noch Autogefahren. (.) wir sind da hinausgefahren in den zweiten Wohnsitz, (.) den ich dann später aufgegeben hatte. (.) u:nd haben Schwammerl gesucht, zusammen. (45/44-47/24)*

Helene Venus erwähnt, dass ihr die Stimme mitteilte, sie solle ihn „Adonis“ nennen. In den folgenden Ausführungen beschreibt sie die Funktion, welche Adonis für sie in einer Situation einnahm, in welcher sie „niemanden mehr auf der Welt gehabt“ habe. Sie begründet die Distanzierung von ihrer Familie: Sie wäre in ihrer „Ehre“ und ihrem „Mütterlich-Sein und so weiter“ „so tief getroffen“

gewesen, was „man sich überhaupt nicht vorstellen“ könne. Diese Ausdrücke demonstrieren den großen Leidensdruck für Helene Venus zur damaligen Zeit. Ferner nennt sie in diesem Bedeutungszusammenhang, dass das Sachwalterverfahren ein „psychischer Einschnitt“ gewesen, der unsensible Umgang bei Gericht eine „Katastrophe“ und die die Art und Weise und Plötzlichkeit des Sachwalterverfahrens in „Schock“ gewesen sei. Als Kontrastbeispiel führt sie die Möglichkeit an, selbst darüber zu entscheiden, ob man einen Sachwalter benötige, wenn man seine „Sachen nicht mehr so regeln“ kann. Einen positiven Gegenhorizont zum Sachwalterverfahren stellt die Stimme Adonis dar: „und der Adonis war also bei mir“ versus „niemanden mehr auf der Welt“ haben. Anschließend beschreibt Helene Venus das positiv konnotierte Zusammensein mit Adonis, indem sie das Pronomen „wir“ verwendet: denn sie haben „alles zusammen gemacht“, „wir sind da hinausgefahren in den zweiten Wohnsitz“ und „haben Schwammerl gesucht, zusammen“.

Die Stimme Adonis wird als wichtige Unterstützung während des Sachwalterverfahrens konstruiert. Infolgedessen forderte sie Adonis dazu auf ‚nach außen‘ zu gehen, woraufhin Helene Venus sich auch veränderte. Im nächsten Abschnitt gehe ich näher auf diesen Transformationsprozess ein.

#### Das transformierende Selbst: die Sphäre des Innen und Außen

In ihrer narrativen Selbstdarstellung konstruiert sich Helene Venus zur Zeit des Sachwalterverfahrens als ein in Transformation befindendes Subjekt. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang auch eine „Gesellschaftstherapie“ gemacht zu haben:

*ja und der Adonis hat gsagt, (.) ja wenn du ausm Sachwalterverfahren raus kommst, dann geh ich. (.) dann war ich aus dem Sachwalterverfahren herraußen, (.) hat er gsagt (.) na wenn du mit deiner Familie wieder in Ordnung bist, dann geh ich. (.) ich hab nämlich den Kontakt zu meiner Familie nicht einschlafen lassen; (.) ich hab ihn natürlich gehalten. (.) u:nd bin im Zuge (.) äh äh der der (.) also meines nach außen gehens, äh bin ich dann auch (.) äh irgendwie äh drauf aufmerksam geworden, (.) ich würde sagen ich hab eine Gesellschaftstherapie gemacht. (.) ich hab das nämlich frank und frei überall erzählt, was was vom Adonis und und (.) u:nd vom Sachwalterverfahren, (.) also ich hab (2) es es hat mich äh ich war eh allein auf der Welt; ich hab mich nicht gefürchtet davor irgendwie diskriminiert oder äh oder so zu werden. (.) u:nd wenn ich dann jemanden erzählt hab (.) ich hab in einem Papiergeschäft um 53000 Schilling einge@kauft@, (.) dann haben manche gsagt, jaja natürlich. Die Söhne die wollen nur erben, nicht? (.) Sie können ja mit ihrem Geld machen was sie wollen. (.) und dann hats andere gegeben, die habn gsagt (.) liebe Frau Venus, 53000 Schilling? In einem Papiergeschäft? @(. )@*

I: |  
| @(. )@

A: |  
| @ist  
*schon@ ein bisserl viel? nicht? (.) und da (.) ist also dann auch auch meine weiße Weste (.) also weil ich hab mich ja völlig unschuldig geglaubt an all den Geschehnissen, (.) ist sozusagen äh äh schon ein bisschen @angegraut@ worden. (.) und ich hab mir dann überlegt, dass also die Söhne schon (.) äh Berechtigung gehabt haben; außerdem hab ich bei einer Beratung bei Gericht dann einmal erfahren, dass (.) Söhne auch irgendwo zuständig sind, wens der Mutter schlecht geht, sind die auch irgendwie (.) äh zuständig (.) äh sie zu unterstützen, nicht? (.) und mein Mann wäre also auch Alimentationspflichtig geworden, (.) wenn ich mich verausgabt hätte, nicht? (.) und und der hätte natürlich mit gutem Recht gesagt: "Na Na was soll ich ihr Alimente zahlen? Nur weil sie mit ihrem Geld nicht umgehen kann?" Nicht? Äh also es ist alles zu verstehen (.) dass die drei das gemacht haben, nicht? (.) aber es ist natürlich auch sehr kränkend, wenn einem abgesprochen wird, dass man (.) äh sein Leben meistern kann. (.) äh das ist ja ganz klar (2) Ja (2) ja und dann (.) begann eigentlich ein ganz normales, Leben (.) mit mit dem Adonis. (50/42-53/17)*

Im Zuge ihres „nach außen gehens“ sei Helene Venus darauf aufmerksam geworden, dass ihre „Söhne schon [...] Berechtigung ghabt haben“ das Sachwalterverfahren einzuleiten. In Verbindung mit dem „nach außen gehen“ verwendet sie auch den Ausdruck „eine Gesellschaftstherapie“ gemacht zu haben, womit sie sich wiederum eines psychologisch-medizinischen Terminus (,Therapie‘) bedient, um Lebensphasen zu charakterisieren. Zuvor habe sie die ‚Recherche‘ zu ihrer Lebensgeschichte im Zuge des Sachwalterverfahrens zudem auch schon als ‚Arbeitstherapie‘ charakterisiert. Unter „Gesellschaftstherapie“ versteht sie nun, dass sie „frank und frei überall“ vom Adonis und dem Sachwalterverfahren erzählt habe. Als Gründe für dieses „nach außen gehen“ und des damit verbundenen offenen Erzählens über die Stimme Adonis und dem Sachwalterverfahren führt Helene Venus an: „ich hab (2) es es hat mich äh ich war eh allein auf der Welt“. Zusätzlich habe sie sich nicht „gefürchtet davor irgendwie diskriminiert oder äh oder so zu werden“. Aufgrund der Rückmeldungen ihrer GesprächspartnerInnen sei dann auch ihre „weiße Weste“ „schon ein bisschen angegraut worden“ und sie habe sich im Anschluss schon überlegt, dass die Söhne eine Berechtigung für das Sachwalterverfahren hatten. Zusätzlich untermauert sie das Verständnis für die Handlungen ihrer Söhne mit der Aussage, dass „Söhne (.) auch irgendwo zuständig sind“, wenn es ihrer Mutter schlecht ginge. Des Weiteren wäre ihr Mann (sie spricht noch von ihrem Mann, obwohl sie zu dieser Zeit schon geschieden waren) alimentationspflichtig geworden, weshalb dieser schon „mit gutem Recht“ nicht einsehen hätte können, warum er Alimente zahlen sollte, nur weil Helene Venus nicht mit ihrem Geld umgehen könne. Helene Venus evaluiert: „Äh also es ist alles zu verstehen (.) dass die drei das gemacht haben“, womit sie auf ihre beiden Söhne und auch ihren Mann rekurriert. Es fällt auch, dass sie bisher noch nicht von ihrem Mann im Zusammenhang mit dem Sachwalterverfahren sprach.

Konträr zu diesem Verständnis für die damaligen Handlungen ihrer Familie ist die Aussage: „aber es ist natürlich auch sehr kränkend, wenn einem abgesprochen wird (.) äh dass man sein Leben meistern kann“. Diese Aussage verstärkt sie zusätzlich mit „das ist ja ganz klar“. In dieser Aussage zeigt sich die Ambivalenz zwischen der Erleidensproblematik Helene Venus‘ zur damaligen Zeit und ihrem heutigen Wissensstand, dass die Handlungen ihrer Familie auch berechtigt gewesen wären. Sie wählt für ihre eigene Verschuldung die Metapher der ‚angegrauten weißen Weste‘, da sie sich selbst – wie oben angemerkt – bis heute nicht erklären konnte, warum sie in einem Papiergeschäft so viel Geld ausgegeben habe. Nur durch die Kategorisierung ihres Verhaltens als ‚manisches Kaufverhalten‘, welches durch hormonelle Veränderungen nach der Krebstherapie bedingt wurde, wird dieses für sie intelligibel (siehe oben).

Im Hinblick auf Helene Venus‘ narrativer Selbstdarstellung wird ein Spannungsverhältnis zwischen den Bedeutungsfeldern ‚außen‘ und ‚innen‘ sichtbar. Ihre Kindheit, Schulzeit, Berufszeit, die Midlife-

Crisis, die Behandlung mit Haldol und die restliche Zeit bis zum Sachwalterverfahren beschreibt sie als „überbehütet“ und fremdbestimmt. Im Nachfrageteil konstruiert sich Helene Venus als „ein [durch ihre Eltern, vor allem durch die Mutter] *sehr überbehütetes Mädchen*“. Bezeichnend ist auch die Verwendung des Begriffs „überbehütetes Mädchen“ zur Selbstcharakterisierung, als Helene Venus schon erwachsen war. Dieses familiären Sphäre kann dem Bedeutungsfeld ‚innen‘ zugeordnet werden. Helene Venus evaluiert: „*das war ich damals. Also meine Eltern haben sehr auf mich aufgepasst*“ (1/37/44-46). Darüber hinaus konstituiert sie sich auch als „unsicher“ („*ich hab mich immer eher unsicher gefühlt im Leben*“), „*eher Ruhigere*“ und als „*ein wirklich ein stilles (.) äh (.) eher schüchternes Kin-Mädchen(.)*“, welches ihre Mutter „*immer bewundert*“ habe, „*dass sie sehr kommunikativ war*“ (1/53/05-35).

Sie benennt allerdings einen Transformationsprozess in Bezug auf ihr damaliges Selbst („*Naja das kann sich alles wandeln, ne?*“ (1/53/35-43)), denn durch das Sachwalterverfahren sei sie „*ausgesprochen ko@mmunikativ@ geworden. (.) zwangsläufig. Nicht?*“. Dieser Wandlungsprozess wird von Helene Venus auch als ein überraschendes Moment konstruiert: „*wenn ich ihnen gesagt hab, ich war vorher (.) ein schüchternes Mädchen. (.) u:nd u:nd auf einmal renn ich herum und trag die Post aus?*“ (2/51/30-42). Es fällt wieder auf, dass Helene Venus sich zu dieser Zeit des Wandels als sie ca. 57 Jahre alt war noch als „*schüchternes Mädchen*“ bezeichnet.

Um auf das oben angesprochene Spannungsverhältnis zwischen ‚Außen‘ und ‚Innen‘ zurückzukommen: Als Spannungspol taucht nun mit dem Sachwalterverfahren die Sphäre des ‚Außen‘ auf, welche mit folgenden Bedeutungsfeldern konnotiert ist: „*nach außen gehen*“, „*frank und frei*“ vom Sachwalterverfahren und Adonis erzählen und „*ich hab mich nicht gefürchtet davor irgendwie diskriminiert oder äh oder so zu werden*“. In der Nachfragephase erwähnt Helene Venus, andere Menschen auf Fehler aufmerksam gemacht zu haben (*wenn ihnen mit einem Sachwalterverfahren quasi vor die Nase gehalten wird, du hast etwas falsch gemacht, (.) dann versucht man natürlich (.) im außen (2) zu sagen, naja was machts ihr alle falsch?*“ (2/49/06-17). Darüber hinaus sei sie aber im Zuge dessen „*auch mit den Menschen ins Gespräch gekommen*“ (2/51/31). Sie kommentiert, dass Adonis damit „*eigentlich durchgesetzt*“ habe, was er ihr versprochen habe: „*Er hat gesagt (.) er will mit mir eine mediale Ausbildung machen*“ (2/51/20-26), was Helene Venus „*im Grunde*“ „*irgendwie äh (.) auf die Öffentlichkeitsarbeit vorbereitet*“ (2/51/29-33) habe. Mit Öffentlichkeitsarbeit meint Helene Venus an dieser Stelle ihre ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘, auf welche ich unten noch näher eingehen werde (Kapitel 7.4.5). Das „*nach außen gehen*“ als positiver Bedeutungshorizont sei für Helene Venus teilweise durch Adonis initiiert worden. Dieser habe ihr Anweisungen gegeben, sie solle beispielsweise falsch zugestellte Post austragen, oder mit „*Straßenfegern*“ in Kontakt treten oder sich ins Kondolenzbuch eines

verstorbenen Präsidenten einzutragen. Helene Venus beschreibt diese Zeit des „nach außen gehen“ mit Adonis als eine „aufregende Zeit“ und „heute“ denke die Stimme manchmal noch mit ihr „an diese aufregenden Zeiten zurück“, in welchen sie „oft mitten in der Nacht aufgebrochen sind, und herumspaziert“ (2/51/13-20) sind.

Am Anfang des Nachfrageteils beschreibt Helene Venus sehr anschaulich diesen Transformationsprozess:

*also (.) von der vom vom Selbstwert her, der war damals als als kleines Kind recht recht, @recht gut@. (.) //l:mhm// würd ich sagen. (.) in der Schule ist er mir wahrscheinlich ein wenig @abgekauft@ worden dann. (.) u: nd jetzt muss ich sagen nach den Ereignissen mit, Sachwalterverfahren, also (.) ganz unten in der Rangliste (.) des Selbstbewussten zu sein; (.) und heute Öffentlichkeitsarbeit zu machen fürs Stimmenhören, (.) hat mir also einen ungeheuren Zuwachs an Selbstbewusstsein gebracht; das muss ich sagen. ja (.) u:nd ich werde den Stimmen was was immer das Motiv der Stimmen ist dankbar sein dafür, dass ich das erleben darf. (1/28/0-1/28/50)*

Während der Schulzeit konstituiert sich Helene Venus mit wenig Selbstwert ausgestattet, welcher ihr „abgekauft“ worden sei. Als absoluten Tiefpunkt markiert sie das Sachwalterverfahren, zu welcher Zeit sie „ganz unten in der Rangliste des Selbstbewussten“ gewesen sei. Als positiven Kontrasthorizont benennt sie den „ungeheuren Zuwachs an Selbstbewusstsein“, welcher für sie mit ihrer Öffentlichkeitsarbeit zum Stimmenhören zusammenhänge. Helene Venus sei den Stimmen dafür dankbar, nun mit mehr Selbstbewusstsein ausgestattet zu sein. Zu meiner Frage am Ende der Haupterzählung, ob es noch etwas gäbe, was Helene Venus zu ihrer Lebensgeschichte erzählen möchte, evaluiert sie, dass sie „sehr froh“ sei, dem Stimmenhören begegnet zu sein, und begründet diese Bewertung mit der Aussage: „weil es äh eben mir eine Aufgabe gibt“. Während des Interviews berichtet Helene Venus davon, dass die Stimme sie gefragt habe, warum sie heutzutage eigentlich nicht mehr solche aufregende Aktionen unternehmen (in Bezug auf das ‚nach außen gehen‘ während des Sachwalterverfahrens). Sie antwortet daraufhin (der Stimme), dass sie „jetzt sozusagen, eine Arbeit habe“. Bei der Arbeit bezieht sie sich damit auf ihre Öffentlichkeitsarbeit als Stimmenhörerin. Helene Venus Handlungen im Zuge ihrer ‚Gesellschaftstherapie‘ (die Spaziergänge mit Adonis, die Kontaktaufnahme mit PassantInnen, das Aufmerksam-machen anderer Menschen auf Fehler) wären „irgendwie spontan“ gewesen, wohingegen es „jetzt“ durch ihre (Öffentlichkeits)Arbeit „wieder in in eine bestimmte Richtung“ ginge. Durch die „Aufgabe“ und Möglichkeit mit der Öffentlichkeitsarbeit als Stimmenhörerin einer „Arbeit“ nachzugehen, konstruiert sich Helene Venus als Subjekt ‚at work‘ um normativen Ansprüchen einer Leistungsgesellschaft gerecht zu werden. Denn das Erhalten der Berufsunfähigkeitspension sei für Helene Venus von Schuldgefühlen begleitet gewesen:

*und ich hab damals sogar a bisschen Schuldgefühle gehabt, (.) weil ich mir gesagt hab, naja (.) wenn man nichts mehr arbeitet. (.) ne? Und im Beruf war ich ja. (.) U:nd (.) dann hab ich mir gesagt, gut (.) ich gehör jetzt also zu den Frauen, die das erste Hausfrauen-Gehalt kriegen //l:mhm// fürs Kindergroß@ziehen(.)@ (.) hab ich mich dann beruhigt. (3/43/22-3/43/43)*

Mit dem Erwachsenwerden ihrer Kinder und dem Kontaktabbruch mit ihrer Familie im Zuge des Sachwalterverfahrens fällt jedoch auch die Legitimierung ein ‚Hausfrauen-Gehalt‘ zu bekommen „fürs Kindergroßziehen“ weg, und Helene Venus hat nun keine gesellschaftlich anerkannte ‚Aufgabe‘ mehr. Sie kommt nun keinen der geschlechtsspezifischen Ansprüchen der ‚doppelten Vergesellschaftung‘ für Frauen (Becker-Schmidt 1987) nach. Das ändert sich jedoch für sie durch das Investieren in die Identitätspositionierung als Stimmenhörerin und die damit für sie verbindende Öffentlichkeitsarbeit, durch welche sie nun eine „Aufgabe“ habe.

### Sachwalterverfahren: Ankämpfen gegen das Patriachat?

Als weitere „Persönlichkeitsveränderung“ nennt Helene Venus die Umstellung ihrer gesamten Garderobe auf Herrenkleidung während des Sachwalterverfahrens:

*Und dann hab ich natür= noch eine Persönlichkeitsveränderung vollzogen (.) äh (.) rein instinktiv, ich wor immer schon burschikos (.). Und habe 1999 (.) äh dann meine ganze Garderobe auf Herr umgestellt. (1/53/39-1/53/55)*

Diese Veränderung habe ihr „Kraft gegeben“ und sie bezeichnet sie als „irgendwo eine instinktive Strategie“.

*Am am Anfang musste ich mich also wirklich (.) äh auf die Hinterfüße stellen, und meinen Mann stehen.((betont)) (.) als Frau, um mich sozusagen zu behaupten gegen das gesamte Patriachat. (.) so ist es mir vorgekommen. (.) gegen Richter, Gutachter, (.) zwei Söhne, den Ehemann, (.) na es waren überall Männer @(.). //l:mhm// Und im Ohr auch noch, oder im Kopf oder wo auch immer, um mich herum. ((belustigt)) (2/55/15-2/55/42)*

Die äußerliche Veränderung sei für Helene Venus eine ‚instinktive‘ Strategie im Kampf gegen das „gesamte Patriachat“ gewesen und habe ihr dazu gedient, sich zu „behaupten“ gegen ihre Söhne, den Ehemann, den Richter und auch gegenüber der männlichen Stimme im Kopf. Sie versuchte also äußerlich einem ‚männlichen Typus‘ zu entsprechen, um sich Gehör zu verschaffen und sich zu behaupten, als ihr abgesprochen wurde ihr Leben selbstständig meistern zu können. Anschaulich und metaphorisch spricht sie davon, dass sie „meinen Mann stehen“ und sich „auf die Hinterfüße stellen“ musste. Als sie diesen „Kampf“ gewann und das Sachwalterverfahren los wurde, habe sie dann auch wieder „ein bisschen mehr zu meiner fraulichen Richtung gefunden“ (2/55/10-13). Der Widerstand gegen ‚das Patriachat‘, welches synonym für die Aberkennung ihres Subjektstatus („wenn einem abgesprochen wird (.) äh dass man sein Leben meistern kann“) steht, wird für sie nur durch eine ‚instinktive Strategie‘ möglich. Diese gewählte Strategie begründet sie damit immer schon eher „burschikos“ gewesen zu sein. Diese Strategie kann nur auf einer emotionalen Ebene erklärt werden, als instinktiver und intuitiver Widerstand. Mit dieser Erklärung trägt sie jedoch paradoxerweise insofern zu einer Reproduktion der asymmetrischen Geschlechterverhältnisse bei, als sie ihre Widerstandsstrategie als ‚instinktiv‘ markiert, passend zu dem typisch hegemonialen weiblichen ‚intuitiven‘ Schema und im Kontrast zur androzentrischen *ratio*. Diese Strategie entwickelte sich nicht aus einer kritischen Reflexion hinsichtlich der asymmetrischen Geschlechterverhältnisse, sondern aus

einer leiblichen Leidenserfahrung und instinktiven Reaktion heraus, um sich in diesen Verhältnissen zu behaupten. Die Transformation und Strategie der Übernahme männlicher Kleidungsattribute konstruiert Helene Venus als Möglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, um den ‚Kampf‘ hinsichtlich des Sachwalterverfahrens zu gewinnen.

Helene Venus erklärt explizit den Kampf gegen das Patriachat als Ziel, wobei sie im Zuge des Sachwalterverfahrens nicht primär aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert wurde, sondern ihr Subjektstatus bzw. ihre ‚Zurechnungsfähigkeit‘ in Frage stand aufgrund ihrer Pathologisierung. Sie begegnet also diesen Diskriminierungsverhältnissen mit der Strategie, die Geschlechterverhältnisse zu überwinden zu versuchen. Es kommt zu einer Verschränkung von strukturellen Ungleichverhältnissen bezüglich des Geschlechts und Benachteiligungen und Stigmatisierungen aufgrund ‚psychischer‘ Erkrankungen, möglicherweise deshalb, weil es für Helene Venus in dieser Situation, in welcher ihr der Subjektstatus abgesprochen wurde bzw. dieser zur Diskussion stand, es noch eher möglich wurde im Namen der ‚unterdrückten Frau‘ zu sprechen, als im Namen einer ‚psychisch kranken‘ und ‚unzurechnungsfähigen‘ Frau<sup>107</sup>.

#### **7.4.4 Die inszenatorische-therapeutische Erzählung und Empowermentprozesse**

Helene Venus präsentiert also in ihrer narrativen Selbstdarstellung den Transformationsprozess eines ‚schüchternen, ruhigen und nicht selbstbewussten Mädchen‘ in eine ‚selbstbewusste, kommunikative und emanzipierte Frau‘. Helene Venus bedient sich des Zeichens der ‚Therapie‘, um diesen Veränderungsprozess benennen zu können (Arbeitstherapie, Gesellschaftstherapie). An der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus‘ lässt sich generell das biographische Masternarrativ der ‚therapeutischen Erzählung‘ identifizieren, welches laut Eva Illouz in unserer westlich-demokratischen Gesellschaft sehr weit verbreitet ist (vgl. Illouz 2009)<sup>108</sup>. Die therapeutische

---

<sup>107</sup> Man darf an dieser Stelle nicht vergessen, dass Frauen in der Geschichte oftmals mitunter aufgrund ihres Geschlechts pathologisiert wurden, z.B. als Hysterikerinnen, indem Verhaltensweisen als Zeichen einer geschlechtsspezifischen Krankheit interpretiert wurden.

<sup>108</sup> Eva Illouz (2009) beschreibt in ihrem Buch *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe* die therapeutische Erzählung des Selbst, welche sie als ein Charakteristikum der heutigen westlichen demokratisch-liberalen Kultur betrachtet. Durch die Zunahme der Vermittlung von psychologischem und therapeutischem Wissen durch Medien (Talkshows zu allen möglichen Lebensproblemen, Zeitschriften etc.) und die Zunahme an angebotenen Therapien und Selbsthilfe-Programmen in Form von Selbstfindungskursen, Coachings, Selbsthilfegruppen etc. konnte sich diese Form der Selbstdarstellung und Inszenierung des Selbst verbreiten und avancierte zu einem hegemonialen kulturellem Erzähl- und Deutungsschemata. Die Grenze zwischen psychologischem professionellen Spezialwissen und der sogenannten Populärpsychologie wird dadurch durchlässig und verschwimmt, weil sich die „Sprache der professionellen Psychologie als auch deren populäre Version auf das Selbst zielen und dabei ähnliche Metaphern und Erzählungen benutzen“ (ebd., S. 29). Illouz rekonstruiert den Prozess der „Allianz zwischen dem therapeutischen Diskurs und dem Ethos der Selbsthilfe“, welche einen Diskurs über die autobiographische Erzählung des Selbst hervorgebracht hat,

Erzählung gibt einen Veränderungsprozess wieder, indem sie sich von einem erkrankten und leidenden, vergangenen Selbst distanziert und den Weg der Gesundung, des Recovery, oder der Empowermentprozesse wiedergibt. Die therapeutische Erzählung ist retrospektiv organisiert: vom Ende einer Geschichte ausgehend, welches eine gegenwärtige missliche Lage oder deren Verbesserung darstellen kann, wird die Erzählung in Gang gesetzt. Eva Illouz nennt auch ein Paradoxon dieser ‚therapeutischen Erzählung‘ hinsichtlich der Art und Weise der Selbstdarstellung:

Die therapeutische Kultur – deren wichtigste Mission es ist, zu heilen – muß eine narrative Struktur erzeugen, in der genau genommen das Selbst durch sein Leid und seine Opferrolle definiert ist. Tatsächlich funktioniert die therapeutische Erzählung nur, wenn sie die Ereignisse des Lebens als Anzeichen verpaßter oder vereitelter Gelegenheiten zur Selbstverwirklichung begreift. Die Erzählung der Selbsthilfe wird also im Grunde durch eine Leidensgeschichte gestützt, und zwar deshalb, weil der zentrale ‚Knoten‘, der Erzählung, das, was sie in Gang setzt und motiviert, was ihr zur Entfaltung verhilft und dafür sorgt, daß sie ‚funktioniert‘ das Leiden ist. Therapeutisches Geschichtenerzählen ist somit von Natur aus zirkulär: eine Geschichte zu erzählen heißt, eine Geschichte über ein ‚erkranktes Selbst‘ zu erzählen. Wie Michel Foucault lakonisch anmerkt, ermutige die Sorge um sich, einmal in die medizinischen Metaphern der Gesundheit gegossen, paradoxerweise die Vorstellung eines ‚kranken Selbst‘, das der Korrektur und Transformation bedarf. (Illouz 2009, S. 291f.)

Die therapeutische Erzählung, welche sich dadurch auszeichnet, retrospektiv angelegt zu sein und einen Transformationsprozess eines ‚leidenden, kranken Selbst‘ beschreibt, bringt also paradoxerweise performativ genau jenes Selbst hervor. Die ‚Sorge um sich‘ und die Erzählung der Selbstverwirklichung, des Empowerments oder der Gesundung/Recovery avanciert somit zu einer „derridaschen Entität, die das, was sie auszuschießen trachtet, nämlich Krankheit, Leid und Schmerz zugleich in sich einschließt und in Kraft setzt“ (ebd. S. 297). Für die Erzählung des Empowerments oder der Selbstverwirklichung taucht nun als konstitutives Außen die Erzählung von Leiden und Krankheit auf, gegen welche sich das erzählende Selbst fortwährend (retrospektiv) abgrenzt. Durch die Negation dieses ‚leidenden, kranken Selbst‘ wird jedoch gerade jenes performativ hervorgebracht.

Die narrative Selbstdarstellung von Helene Venus lässt sich als eine ‚therapeutische Erzählung‘ *sensu* Illouz identifizieren, in welcher sie sich von einem vergangenen Ich abgrenzt und sich als heutiges emanzipiertes und empowertes Subjekt konstituiert. Der Verweis auf die schwierige Schul- und

---

wie Lebensgeschichten begriffen, erzählt und verhandelt werden, was ihr zufolge die Konzeption von Identität tiefgreifend veränderte (vgl. ebd., S. 262). Ihr Fokus liegt mitunter auf dem sozialen Schauplatz ‚Selbsthilfegruppe‘. Die therapeutischen Selbsthilfekultur begünstigt das kulturelle Schemata der ‚therapeutisch-inszenatorischen‘ Selbstdarstellung, was die „Wahrnehmung unserer selbst und der anderen, unsere Autobiographien und unsere zwischenmenschliche Interaktionen organisiert“ (ebd., S. 263).

Berufszeit und das Ausgeliefertsein und die Fremdbestimmtheit zu der Zeit als sie mit ihren Kindern zurückgezogen bei ihrer Mutter wohnte und mit Haldol außer Gefecht gesetzt war, dient ihr als Abgrenzungsfolie für ihr heutiges mit mehr Wissen und Selbstbewusstsein ausgestattete Subjekt. Als dominantes Selbstdarstellungsinteresse lässt sich also auch die Rekapitulation dieses Transformationsprozess oder dieser Empowermentgeschichte identifizieren. Als weiteres Indiz erscheint die Ausklammerung von Lebensphasen, in welchen sie „*sehr schön gelebt*“ habe oder die ohne Probleme oder Schwierigkeiten verliefen und in welchen sie einen institutionellen normalisierten Pfad verfolgte, z.B. als sie in die Identitäten Hausfrau und Ehefrau investierte. Durch die Thematisierung von problematischen Lebensphasen und die Abgrenzung von einem vergangenen Selbst, wird jedoch gerade die Geschichte eines ‚leidenden oder kranken, mit wenig Selbstbewusstsein ausgestatteten Selbst‘ reproduziert.

#### **7.4.5 Flexibilisierte Verortung – Investieren in die Identität als StimmenhörerIn**

In diesem Abschnitt werde ich herausarbeiten auf welche Art und Weise Helene Venus im Zuge ihrer narrativen Selbstdarstellung in die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ investiert bzw. sie sich konstruiert. Es wird sich aufzeigen lassen, dass Helene Venus nicht nur in Bezug auf andere StimmenhörerInnen oder Angehörige eine flexible Perspektiveneinstellung einnimmt bzw. mehrere Seiten berücksichtigt, sondern auch bezüglich der verschiedenen Wissenssysteme zum Stimmenhören.

##### Laufbahn als StimmenhörerIn

Gegen Ende ihrer Haupterzählung evaluiert und bilanziert Helene Venus, dass das Sachwalterverfahren „*gut ausgegangen*“ sei, und heute auch „*alles wieder in Ordnung*“ sei mit ihrer Familie. Daraufhin kommt sie auf ihre ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘ zu sprechen:

*u:nd mein=meine Laufbahn sozusagen als StimmenhörerIn ist so weiter gegangen, dass ich dann, einen, in der Volkshochschule einen Kurs gemacht hab von einer psychosozialen Einrichtung Z. in Y-Stadt; (.) über soziale Psychiatrie. (.) da hab ich erfahren, dass es eine Selbsthilfegruppe für Stimmenhörer (.) gibt; in, bei dieser psychosozialen Einrichtung in Y-Stadt. (.) da bin ich dann auch hingegangen. (.) die Frau Dr. J., die diese Selbsthilfegruppe in (.) in also ins Leben gerufen hat; (.) hab ich jetzt vor ein paar Tagen erfahren die ist jetzt im März, (.) an einer Gehirnblutung verstorben. (2) ich war auch die Jahre immer noch mit ihr in Verbindung; (.) inzwischen ist ein ein anderer Herr der Leiter der Selbsthilfegruppe, der wird auch morgen (.) dann da sein. (.) ist aber selber kein Stimmenhörer. (3) ja: und da:nn (.) bin ich also in die Selbsthilfegruppe gegangen; dann war im Jahr 2003 ein Kongress (.) hier in Y-Stadt. (.) ein wirklicher Stimmenhörerkongress. (.) u:nd da bin ich so das erste Mal, so wirklich voll in die Szene (.) hineingekommen. (1/07/41-1/09/09)*

Helene Venus spricht von einer „*Laufbahn sozusagen als StimmenhörerIn*“. Durch die Verwendung des Terminus „*Laufbahn*“ wird das Bild einer institutionalisierten Ausbildungs- oder Berufsentwicklungsgeschichte oder –werdegangs evoziert, spricht man doch üblicherweise hinsichtlich institutionalisierter beruflicher oder karrieristischer Werdegängen von ‚Laufbahnen‘. Mit

der Verwendung des Adverbs „sozusagen“ drückt Helene Venus einerseits Ungewissheit über die Angemessenheit der Bezeichnung „Laufbahn als StimmenhörerIn“ aus, da es sich bei dieser auch um kein hegemoniales anerkanntes institutionalisiertes Ablaufmuster handelt. Andererseits stellt sie mit der Wahl der Bezeichnung „Laufbahn“ aber auch eine gewisse Ähnlichkeit einer ‚StimmenhörerInnen-Laufbahn‘ mit anerkannten hegemonialen institutionalisierten Laufbahnen her. Die Identifizierung mit der positiv konnotierten Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ ist gekennzeichnet durch die Teilnahme an einem sozialpsychiatrischen Kurs, der Selbsthilfegruppe und einem Kongress, was Bilder einer Art Ausbildung evoziert. Mit der Teilnahme an Seminaren, Kongressen und der Selbsthilfegruppe investiert Helene Venus also in die Identität als StimmenhörerIn. Im Jahr 2003 sei sie dann durch den Besuch eines „wirklichen Stimmenhörerkongresses“ „so wirklich voll in die Szene (.) hineingekommen“, womit sie einen Höhepunkt ihrer StimmenhörerInnen-Laufbahn markiert. Die Faktizität und Unfassbarkeit dieser Tatsache dokumentiert sich in der zweifachen Verwendung des Adverbs „wirklich“. Darauf folgend beschreibt Helene Venus diese „Szene“, indem sie auf Professionelle verweist wie Marius Romme. Des Weiteren benennt sie alternative Methoden, um mit dem „Stimmenhören umzugehen“, wie z.B. das Maastricht-Interview und die Teilnahme an einem Kongress eines Netzwerkes zum Stimmenhören, bei welchem sie einen Vortrag hielt. Sie verweist auf VertreterInnen und Ansätze des ‚Hearing Voices Movements‘. Wie ich schon im *Kapitel 2.2* thematisiert habe, nimmt das ‚Hearing Voices Movement‘ gegenüber dem hegemonialen Schizophrenie-Diskurs eine oppositionelle Positionierung zum Stimmenhören ein. Das Investieren in die Identitätsposition als StimmenhörerIn setzt auch das Wissen um diesen alternativen Diskurs zum Stimmenhören voraus. Es fällt auf, dass Helene Venus bei der Beschreibung dieser „Szene“ lediglich auf Professionelle des ‚Hearing Voices Movements‘ und keine anderen ‚StimmenhörerInnen‘ verweist. Dieser alternative Diskurs zum Stimmenhören konstatiert die Relevanz das Stimmenhören mit der eigenen individuellen Lebensgeschichte in Verbindung zu bringen. Helene Venus investiert also auf latente Art und Weise bei ihrer narrativen Selbstdarstellung in die Identität als ‚StimmenhörerIn‘, da sich als Haupterzähllinie die Thematisierung von Lebensphasen, die für sie mit dem Stimmenhören zusammenhängen, identifizieren lässt. Der Diskurs des ‚Hearing Voices Movement‘ produziert damit auch eine bestimmte Art von Selbstdarstellungen von stimmenhörenden Menschen.

Auf welche Art und Weise investiert Helene Venus nun im Zuge der narrativen Selbstdarstellung noch in diese Subjektposition als ‚StimmenhörerIn‘? Im Zuge ihrer Schilderung, wie es mit ihrer ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘ weitergegangen sei, kommt Helene auf eine Frage zu sprechen, welche ihr einmal von jemandem gestellt wurde:

*Na also für mich (.) äh was ich ihnen noch erzählen wollte, ist. (.) die (.) es hat mich einmal jemand gefragt, haben sie überhaupt keine Angst gehabt? (.) und ich vermute, (.) dass ich keine Angst gehabt habe, (.) weil ich eben durch dieses*

*Tischerlrücken, (.) schon mit diesem esoterischen Bereich in Berührung war, u:nd weil weil ich eigentlich durch die Stimmen, (.) Gutes erfahren hab. Sie haben mich getröstet, nicht? (.) ja sie haben gesagt, ja du wirst immer Geld haben. (01/11/40-01/12/16)*

Warum kommt nun Helene Venus an dieser Stelle auf diese Frage über Angst im Zusammenhang mit Stimmenhören zu sprechen? Zuvor hat sie die Schilderung ihrer ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘ angekündigt und die ‚Stimmenhören-Szene‘ beschrieben. Sie leitet das obigen Segment ein mit der Aussage *„Na also für mich“*, was darauf hindeutet, dass Helene Venus, nachdem sie die Fachmeinungen von Professionellen wie Prof. Dr. Romme wiedergegeben hat, nun mit eigentheoretischen Kommentaren oder Erfahrungen anknüpft. Sie markiert das folgend geschilderte meta-narrativ als erzählenswert: *„äh was ich ihnen noch erzählen wollte“* und beantwortet die Frage, welche ihr mal jemand gestellt habe. Damit handelt es sich um die Frage, ob sie in Bezug auf das Stimmenhören denn überhaupt keine Angst (gehabt) habe.

Spannend an diesem Text-Ausschnitt ist der Ort seiner Positionierung unmittelbar nach der Ankündigung über ihre ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘ zu erzählen. Es stellt sich die Frage, ob es Teil ihrer Identitätsarbeit als StimmenhörerIn ist vor ‚generalisierten Anderen‘, diese Art von Fragen z.B. jene über den Zusammenhang von Angst und Stimmenhören zu beantworten. Helene Venus investiert als Informantin oder Expertin zum Phänomen des Stimmenhörens in diese Subjektposition, in dem sie anderen von ihren Erfahrungen berichtet. Sie erzählte zum Beispiel auch von einem Stimmenhören-Kongress, bei welchem sie einen Vortrag über ihre Erfahrungen mit dem Stimmenhören hielt. Helene Venus identifiziert sich demzufolge mit der Positionierung ‚expert of experience‘ des ‚Hearing Voices Movements‘ (siehe Kapitel 2.2).

Dass das obige Text-Segment für Helene Venus die Funktion hat, im Interview, die Subjektposition als StimmenhörerIn einnehmend, über das Phänomen zu berichten, wird durch das daran schließende Segment bekräftigt:

*Naja (.) u:nd an sich (.) das Stimmenhören als als Phänomen. (.) ist (.) wie soll ich ihnen sagen? das ist so, als (.) würden sie mit mir sprechen, (.) aber ich sehe sie nicht. (.) und es ist ein bisschen leiser (.) nicht? //l:mhm// (.) u:nd unter der Dusche wars dann so, das das mir meine Gedanken ((schlägt auf Oberschenkel leise)) näher waren, als die Stimme. (.) da war ein gewisser Abstand. (.) ich bin aber jetzt in diesen neun Jahren drauf gekommen, (.) das äh das das ein damaliges Empfinden war für diesen Moment. (.) aber die Stimme kann (.) sich entfernen und sie kann auch näher sein. (.) sie sie kann (.) sie hat aber bei mir nie so eine Nähe erreicht, dass ich sagen würde, sie schreit mich an. //l:mhm// und in der Selbsthilfegruppe (.) äh ist es oft so das das sie sagen, dass die Stimmenhörer sagen, sie werden angeschrieen. (.) bitte ich weiß nicht (.) kommt es auf die Hörempfindung dann an? (.) auf jeden Fall (.) der Adonis hat mich @nie angeschrieen@. (.) //l:mhm// ich hab nur vo-seine seine (.) das er auch Empfindungen hat. (.) hab ich mir hineingelegt; (.) dadurch was er gesprochen hat; nicht? (.) äh also wenn einer jetzt äh (.) Beschimpfungen ausspricht, dann nehm ich an, dass er zornig ist. (.) //l:mhm// nicht? (.) aber von von der Stimme her hab ich eigentlich, hab ich keinen Unterschied empfunden. (1/13/02-1/14/41)*

Dadurch, dass Helene Venus mir Fragen beantwortet, welche ich nicht gestellt habe, z.B. die Frage danach, wie sie das Phänomen sehe oder ob das Stimmenhören mit Angst verbunden sei, kann man annehmen, dass sie es gewohnt ist anderen Personen Fragen dieser Art als ‚StimmenhörerIn‘ zu beantworten. Im obigen Segment beschreibt sie mir ihre eigenen Erfahrung und Wahrnehmungen im

Bezug auf das Stimmenhören. Sie vergleicht sich auch mit anderen StimmenhörerInnen aus der Selbsthilfegruppe, welche berichten, dass die Stimmen sie anschreien würden. Diese Erfahrung teilt Helene Venus nicht: *„bitte ich weiß nicht (.) kommt es auf die Hörempfindung dann an? (.) auf jeden Fall (.) der Adonis hat mich @nie angeschrien@“*. Sie grenzt sich dadurch auch von anderen StimmenhörerInnen ab, welche andere Empfindungen oder Erfahrungen haben. Sie kann in Bezug auf die Erfahrung mit dem Stimmenhören nur für sich selbst sprechen, da ihr die Erfahrungen und Empfindungen anderer nicht zugänglich sind (*„bitte ich weiß nicht“*). Die Schwierigkeit diese Erfahrung zu beschreiben, drückt sich auch in der metanarrativen Frage aus: *„wie soll ich Ihnen sagen?“*, woraufhin sie zur Illustration jenen Vergleich anführt: *„das ist so, als (.) würden Sie mit mir sprechen (.) aber ich sehe Sie nicht. (.) und es ist ein bisschen leiser (.) nicht?“*. Mir als Interviewerin kann ihre Erfahrung nur durch den von ihr gebrachten Vergleich verständlich gemacht werden.

In der Nachfragephase erwähnt Helene Venus, dass sie auf einem Stimmenhören-Kongress gehört und *„gelernt“* habe: *„die Erklärung, die der Stimmenhörer hat, ist die maßgebende, ist die die Angst wegnimmt. Wenn er sagt, das sind seine Gedanken (.) ist das ok. Wenn er sagt, das sind seine Verwandten, die er hört, oder oder äh a böser Arzt denn er hört @(.)@ oder was weiß ich. Ist das ok“* (2/02/59-02/03/18). Bis zu dem Zeitpunkt dieses Kongresses war für sie *„die Stimme ein Toter“*, aber sie könne dadurch nicht sagen: *„alle Stimmen sind Tote“* (2/02/47-53). Helene Venus konstruiert sich als eine StimmenhörerIn, die andere Meinungen, Erfahrungen anderer StimmenhörerInnen akzeptiert. Sie vergleicht ihre Eigentheorie und Erfahrungen auch mit anderen dieser ‚Erfahrungsgemeinschaft‘. Die Sphäre der Selbsthilfegruppe ist der Ort, wo über die eigenen Erfahrungen erzählt werden kann und jegliche persönliche Erklärung akzeptiert wird. Dass sie gegenüber anderen StimmenhörerInnen eine flexible Verortung einnimmt, zeigt sich an den nächsten Transkript-Ausschnitten.

*er ist so, wie soll man sagen; (.) äh Stimmen können so sein wie verhaltensauffällige Kinder. (.) wäre vielleicht (.) äh etwas verharmlost ausgedrückt. (.) weil manche Menschen (.) sehr drunter leiden. (.) nicht? ich glaube es kommt auch drauf an (.) in welchem Alter man dem Phänomen begegnet. (.) ob man, ich mein ich war damals doch schon 57. (.) hab eine gewisse Entwicklung hinter mir gehabt. (.) auch von der Persönlichkeitsentwicklung (.) äh =weg her gesehen. (1/16/36-1/17/10)*

Zunächst bezieht sie sich mit dem Pronomen *„er“* auf Adonis und versucht ihn zu beschreiben (*„wie soll man sagen“*) und wählt wiederum einen generalisierenden Vergleich: *„Stimmen können so sein wie verhaltensauffällige Kinder“*. Allerdings relativiert sie diese Charakterisierung (*„etwas verharmlost ausgedrückt“*) mit der Begründung, dass *„manche Menschen (.) sehr darunter leiden“* und bezieht sich auf andere StimmenhörerInnen. Anschließend theoretisiert sie, woran es liegen könne, warum manche darunter leiden. Sie selbst positioniert sich als eine StimmenhörerIn, welche nicht unter den Stimmen oder genaugenommen der Stimme Adonis leide. Sie vergleicht sich auch noch an anderen Stellen im Nachfrageteil mit anderen StimmenhörerInnen.

Aber normalerweise erzählt niemand davon, weil er halt sagt, die andern halten mich für verrückt oder sonst was, oder für schizophren oder was auch immer, nicht? (.) Und ich hab auch versucht morgen Stimmehörer einzuladen, aber (.) sie haben alle Angst im Grund genommen, dass sie gesellschaftlich dann (.) missachtet werden. (10) Und dem Adonis wenn er unangenehm war (2) während des Sachwalterverfahrens hat er ja sehr äh versucht mich also da (.) äh zu bedrängen und hat ständig alles wiederholt was ich recherchiert hab hat er den ganzen Tag wiederholt, also da hab ich wirklich nur im Schlaf Ruhe gehabt. Und wenn ich nicht (.) äh durch die Berufsunfähigkeitspension (.) und durch das Alleinleben (.) völlig wirklich nur mit ihm allein gewesen wäre, dann ist es wirklich schwierig. Also ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand der der im Beruf steht (.) und und äh und Familie hat, da zu Rande kommt. (2) es kommt eben drauf an wie wie die Stimmen, wie die Stimme ist. (.) Wie wie sie sich selber darstellt, ja? nicht? (1/42/05-1/43/37)

Helene Venus positioniert sich als eine Stimmehörerin, welche über das Phänomen erzählt. Dies demonstriert sie allein schon daran, dass sie als Stimmehörerin öfters an Konferenzen teilnimmt, ihre Erfahrungen an andere StimmehörerInnen weitergibt oder auf der Straße „*frank und frei*“ von ihrer Stimme Adonis erzählt. Sie grenzt sich von denjenigen StimmehörerInnen an, die nicht vom Stimmenhören erzählen („*aber normalerweise erzählt niemand davon*“). Als Gründe hierfür führt sie die „Angst“ vor Pathologisierungen an; konkret spricht sie von der Angst für „*verrückt oder sonst was*“, „*für schizophren oder was auch immer*“ oder „*gesellschaftlich dann (.) missachtet zu werden*“. Sie selbst positionierte sich schon oben als eine Stimmehörerin, welche keine Angst davor hat, irgendwie diskriminiert zu werden. Sie stellt sich also selbst im Bezug auf andere StimmehörerInnen als Ausnahme dar; dies wird auch durch den Gebrauch des Adverbs und der parasprachlichen Betonung von „*normalerweise*“ unterstrichen. Nach einer 10-sekündigen Pause erzählt sie davon, als Adonis ihre Stimme während des Sachwalterverfahrens dahingehend „*unangenehm*“ war, indem er sie versuchte zu „*bedrängen*“ und sie nur noch im Schlaf Ruhe hatte. Sie führt ein Konditionalgefüge an („*Und wenn ich nicht*“): Wäre sie nicht in Berufsunfähigkeitspension und alleine gewesen, es „*wirklich schwierig*“ gewesen wäre. Die Kontrastfolie bieten hierbei Menschen, welche „in einem Beruf stehen“ und „Familie“ haben und deshalb mit dem Stimmenhören nicht „*zu Rande*“ kommen könnten und es demzufolge „*wirklich schwierig*“ sei.

Helene Venus berücksichtigt nicht nur die verschiedenen Perspektiven von anderen StimmehörerInnen, sondern sie versucht auch dem Bild einer ‚typischen Stimmehörerin‘ zu entsprechen. Sie berichtet in der Nachfragephase auch von einem anderen Stimmehörer, welcher sie auf Adonis ansprach:

*Der hat mir durch das Telefon in einer psychotischen Phase amal (.) zugerufen, „du mit deinem Adonis“ ((verstellte Stimme, lauter)) (.) Und da hab ich begonnen mir zu überlegen, (.) äh (.) warum er so empört ist. Und da hab ich mir gedacht (.) Naja. das was ich erzählt habe die ganzen Jahren, waren eigentlich immer die Highlights. (.) das was unangenehm war (.) am Stimmenhören, hab ich scheinbar irgendwie verdrängt. (.) U:nd das kann natürlich für Stimmehörer die die Leidensdruck empfinden, nicht besonders günstig sein. (.) U:nd drum hab ich mir auch gedacht, ist es gut, (.) die die den Adonis zur Stimme zu machen, (.) U:nd somit (.) bin ich eine Stimmehörerin. (2/18/24-2/19/21)*

Die Aussage eines anderen Stimmehörers, welche sie als Empörung interpretiert („*du mit deinem Adonis*“), habe bei Helene Venus einen Nachdenkprozess in Gang gesetzt. Sie habe sich gedacht, dass sie hinsichtlich des Stimmenhörens „*eigentlich immer die Highlights*“ erzählt habe. Sie habe dabei „*scheinbar irgendwie verdrängt*“, was hinsichtlich des Stimmenhörens „*unangenehm*“ sei. Sie

evaluiert, dass das alleinige Erzählen von Highlights *„natürlich für Stimmenhörer, die die Leidensdruck empfinden, nicht besonders günstig sein“* kann. Als Konsequenz habe sie die Stimme Adonis *„zur Stimme“ gemacht, indem sie ihm also seinen Namen ‚genommen‘* habe. Dies bewertet sie auch als einen Akt, um eine (typische) Stimmenhörerin sein zu können (*„Und somit (.) bin ich eine Stimmenhörerin“*). Nun höre sie nur *„eine Stimme“*, so wie auch andere eine oder mehrere Stimmen hören, ohne sie zu benennen oder nur die positiven angenehmen Highlights zu erzählen.

Zur Identität als Stimmenhörerin zählt Helene Venus auch die Praxis, dass sie auch negative Aspekte am Stimmenhören betrachtet und sie sich gegenüber anderen StimmenhörerInnen sensibel zeigt, da für diese Stimmenhören auch mit Leidensdruck verbunden sein kann. Helene Venus konstituiert sich als eine anpassungsfähige und für die Erfahrung und Empfindungen anderer StimmenhörerInnen offene Stimmenhörerin, welche im Gegensatz zu den meisten anderen StimmenhörerInnen *„frank und frei“* von ihren Stimmen erzählt, ohne Angst davor zu haben, diskriminiert zu werden. Des Weiteren investiert Helene Venus in diese Subjektposition als Stimmenhörerin, indem sie an Veranstaltungen dieser Szene teilnimmt, sich Wissen über das Stimmenhören und ihre Umgangsmöglichkeiten aneignet und dieses Wissen und ihre eigenen Erfahrungen als Stimmenhörerin an andere *„öffentlich“* weitergibt, was sie auch als ihre *„Arbeit“* und *„Aufgabe“* betrachtet. Sie orientiert sich dabei sehr stark an dem Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ zum Stimmenhören, indem ‚StimmenhörerInnen‘ als ‚experts of experience‘ ihre Erfahrungen an andere weitergeben.

Als Charakteristikum der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus‘ lässt sich generell eine flexibilisierte Verortung und die Einnahme mehrerer Perspektiven identifizieren. So nimmt sie an manchen Stellen die Perspektive ihrer Mutter oder ihrer Söhne ein, um deren Verhalten zu legitimieren. Dabei bezieht sie sich primär auf psychiatrisch-medizinische Wissenssysteme, welche darüber informieren, dass Angehörige oft nicht darüber Bescheid wissen, was Menschen mit psychischen Erkrankungen widerfähre (*„also die Angehörigen kennen sich ja dann nicht aus, was da (.) so im Körper vor sich geht“*).

Was die verschiedenen Zugänge oder Erklärungstheorien zum Stimmenhören betrifft, bezieht sie sich positiv auf den oppositionellen Diskurs zum Stimmenhören des ‚Hearing Voices Movements‘. Die Berücksichtigung und Legitimierung mehrerer Perspektiven auf das Stimmenhören erfüllt für sie jedoch auch die Funktion, ihre eigene Perspektive intelligibel zu machen und als anererkennungswürdig zu erachten. Mit der Rekurrerung auf den Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ wird ihre Erklärung zum Stimmenhören intelligibel, da dieser Diskurs konstatiert, dass jegliche subjektive Erklärungstheorie der stimmenhörenden Menschen bedeutend ist. Für Helene Venus bietet die Subjektposition ‚Stimmenhörerin‘ dieses oppositionellen Diskurses die Möglichkeit, sich als intelligibles Subjekt zu konstituieren. Im Gegensatz bietet für sie die Positionierung als ‚Schizophrene‘

oder ‚Mensch mit Schizophrenie‘ eines hegemonialen Diskurses keine intelligible Subjektposition. Das Zeichen der ‚Schizophrenie‘ erscheint zudem als Störfaktor in ihrer kohärenten linearen Darstellung als emanzipiertes und empowertes Subjekt, was wiederum ein Grund sein könnte, warum sie sich wiederholt von dieser Diagnose distanziert. Ich werde im *Kapitel 7.4.6* wieder auf diese Abgrenzung der ‚Schizophrenie‘-Diagnose Bezug nehmen.

Im Anschluss werde ich analysieren, wie Helene Venus sich innerhalb der verschiedenen Wissenssysteme zum Stimmenhören positioniert.

#### Flexibilisierte Verortung innerhalb der diskursiven Felder zum Stimmenhören

An einer Stelle ihrer narrativen Selbstdarstellung kommt es zu einer pointierten Darstellung, an welchen Orientierungsmarkern sie ihre „*Stimmenhörlebensgeschichte*“ ausrichtet. Zur besseren Nachvollziehbarkeit sei erwähnt, dass Helene Venus im vorangegangenen Transkript-Ausschnitt davon erzählte, wie sie im Zuge des „*Tischerl-rückens*“ das erste Mal Stimmen gehört habe.

*HV: Ja, und das war sagma die erstn, mein erster Kontakt zum zum Stimmenhören (.) der also aus dem parapsychologischen Bereich stammt (.) ich selbst kenn Stimmenhören auch aus der Bibel (.) also aus dem religiösen Bereich. (.) u:nd äh weiß, heute, (.) dass zum Beispiel ((steht auf und entfernt sich vom Mikrofon)) bei einem Welt-Tag (3) in Y-Stadt (.) hatten wir da, den Krankenhausseelsorger, Roland Mundhenk. Sein wie Gott. ((Zeigt mir ein Buch)) (.) ich weiß nicht ob sie's kennen*

I: | /Äh(.)  
Nein

*HV: | /Es Es(.) war sehr interessant //I: mhm// (.) mit dem Herrn zu sprechen. (2) u:nd da gehts drum, dass man eben, wenn ich jetzt im Laufe dieser neun Jahre jemanden gefragt hab (.) Haben sie schon mal Stimmenhören gehört? Dann im religiösen Bereich antworten die Menschen (.) ((ab jetzt andere Stimmlage, lauter) Ja da müssens aber schön die Geister unterscheiden ((ab jetzt wieder unveränderte Stimmlage)) (.) Nicht? Also sozusagen Gut und Böse unterscheiden. //I: mhm// (.)u:nd im parapsychologischen Bereich (.) ist es bekannt als okkulte Stimmen, dies gibt. (.) ja und dann hab ich eben kennengelernt 1999, (.) dass: es das auch in der Psychiatrie gibt. (.) eben als Symptom der Schizophrenie. (19/23-20/56)*

Die parapsychologischen, religiösen und psychiatrischen Bereiche, welche man auch als diskursive Bedeutungsfelder bezeichnen kann, dienen Helene Venus als Orientierungsmarker für ihre „*Stimmenhörlebensgeschichte*“. Sie kategorisiert ihre Erfahrungen anhand dieses Klassifizierungssystems. Die Erfahrung mit dem Tischerlrücken stammt für sie aus dem parapsychologischen Bereich; sie spricht an einigen Stellen auch von „*Geistern*“, welche ihr versicherten, dass sie finanziell immer abgesichert sein werde. Das Tischerlrücken hängt für sie auch – aus heutiger Sicht – mit dem Auftreten des Stimmenhörens zusammen. Allerdings erwähnt sie an einer anderen Stelle, dass sie das Auftreten einer Stimme „*nicht sofort mit den Ereignissen (.) vom Tischerlrücken in Verbindung gebracht hab*“ (43/55-44/0). Erst später habe sie diese Verbindung hergestellt, als sie anfang sich mit ihrer Lebensgeschichte auseinanderzusetzen.

Die von Helene Venus erwähnten Bereiche bzw. diskursiven Felder haben etwas gemeinsam: Ihnen liegen eigene Wissenssysteme, Wahrheitsansprüche und Praxen zugrunde, in welchen das

Stimmenhören verschiedene Bedeutungen erhält. Bei einem ‚Bereich‘ handelt es sich um etwas räumlich Abgegrenztes mit unterschiedlichen AkteurInnen (z.B. ExpertInnen), Struktureinheiten, Erklärungsansätzen und Wissenssystemen. Dass diese Bereiche für Frau Venus eigene Gesetzmäßigkeiten haben, äußert sich an generalisierenden Beschreibungen: *„im religiösen Bereich antworten die Menschen“*. Im parapsychologischen Bereich sei es hingegen *„bekannt“*, dass es sich um *„okkulte Stimmen“* handle. Den dritten Bereich – die Psychiatrie – habe sie *„eben 1999 kennengelernt“*, und sie habe erfahren, dass *„es das auch in der Psychiatrie gibt (.) eben als Symptom der Schizophrenie“*.

Auch an anderen Stellen der narrativen Selbstdarstellung kommt Helene Venus auf diese drei Bereiche zu sprechen, welche für sie unabhängig existieren. Bei der Erzählung davon, wie sie das erste Mal der Praxis des ‚Tischerlrückens‘ nachging, ordnet sie diese Erfahrung dem Bereich der Parapsychologie zu. Sie fügt einen Terminus aus dem religiösen Bereich hinzu und übersetzt diesen für die ZuhörerIn (*„oder im Spiritismus von der Religion her gesehen“*), was für ein Hin- und Herwechseln zwischen Bezeichnungspraktiken in den jeweiligen Wissenssystemen spricht. Helene Venus wechselt problemlos zwischen diesen drei Bereichen hin und her. Diese flexibilisierte Verortung ihrerseits zwischen den Wissenssystemen ist wiederum ein Kennzeichen für ihren ExpertInnenstatus. In allen drei Bereichen werde das Stimmenhören verschieden betrachtet, wobei sie sich von dem psychiatrischen Bereich als einzigen im Zuge ihrer narrativen Selbstdarstellung distanziert, worauf ich noch zurückkommen werde. Helene Venus spricht sogar im Zusammenhang mit ihrem Freundeskreis, dass sie *„sowohl im psychischen Bereich, (.) als auch im religiösen Bereich“* (3/17/19-3/17/26) nach dem Sachwalterverfahren FreundInnen gefunden habe. Sie bewegt sich zwischen diesen Bereichen, was ihre Erklärungen des Phänomens des Stimmenhörens, wie auch den Kontakt mit anderen Menschen und den Verweis auf Professionelle betrifft.

Helene Venus konstituiert sich bezüglich des Stimmenhörens als wissendes Subjekt in diesen drei Bereiche: der Religion, der Parapsychologie und der Psychiatrie. Sie fungiert selbst als ‚Übersetzerin‘ oder Vermittlerin zwischen diesen Bereichen, was sich auch an einer Textstelle im Nachfrageteil dokumentiert, als sie aus einem religiösen Buch vorliest, um die Zusammenhänge zwischen religiösen Wissen und psychiatrischen Wissen aufzuzeigen:

*Die Dämonen können einen Menschen so beherrschen, dass er besessen ist. Sie bewirken Krankheiten wie Schizophrenie, Epilepsie, Wahnsinn und Hysterie. Die Mönchsgeschichten beschreiben die verschiedensten Symptome der psychischen Krankheiten, die sie den Dämonen zuschreiben. Ein Mönch ißt seinen Ko:t. (.) Und das heißt Kopro=phagie, ein anderer kratzt sich selbst und reißt sich Wunden; also das wäre Borderline //1:mhm//nicht? könnt man sagen; andere werden von den Dämonen hin und her-gezerrt, einige in den Selbstmord getrieben. (2) nicht? (3) ja (3). Ja und ((laut)) ich beschäftige mich halt sehr jetzt mit dem ganzen Thema. Aber eben in allen drei Bereichen, nicht? (.)und jetzt jetzt ist, das hat man nämlich deswegen, weil ich gsagt hab, na das ist denn Mönchen auch so gegangen ist. nicht? (.) und und dadurch ist der Zusammenhang noch stärker für mich geworden zwischen Religion, Parapsychologie und Medizin, nicht? Und ich find alle Bereiche müssten eigentlich zusammenarbeiten. (.) nicht? (4) Besonders eben bei diesen (3) bei diesem Phänomen nicht? (1/59/06-2/00/03)*

In diesem Transkript-Ausschnitt, in welchem sie teilweise aus einem Buch vorliest, stellt Helene Venus den Zusammenhang zwischen religiösen und psychiatrischen Wissen her. Sie vergleicht die Besessenheit von Dämonen, welche sich zum Beispiel darin äußert, dass jemand sich kratzt und sich Wunden reißt, mit der psychiatrischen Diagnose ‚Borderline‘. Sie nimmt das Wissen aus einem Bereich und findet eine Kategorisierung oder Begrifflichkeiten aus einem anderen. Sie möchte sich auch nach jeder Übersetzung die Rückversicherung („nicht?“) und Zustimmung der Interviewerin holen, die sie, wie ich unten noch diskutieren werde, dem Bereich der Psychiatrie zuordnet. Darin dokumentiert sich auch eine gewisse Unsicherheit bezüglich der angemessenen Übersetzungstätigkeit. Auch an anderen Stellen der narrativen Selbstdarstellung zeigte sich eine homologe Struktur. Zum Beispiel als Helene Venus sich die Rückversicherung holte, ob die „*Einbildung*“, alle Farben an sich haben zu möchten, in einen Zwang übergehen könnte oder an der Stelle, als sie ihren Einkauf als „*sozusagen manisches Kaufverhalten*“ kategorisiert.

Helene Venus konnotiert die Vorstellung, dass diese drei Bereiche mehr zusammenarbeiten sollen, als positiven Bedeutungshorizont. Sie hebt auch hervor, dass sie sich „*sehr mit dem ganzen Thema*“ beschäftigt und betont mit der oppositionellen Konjugation „*aber*“, dass sie sich in allen drei Bereichen damit beschäftige. Damit vergleicht sie sich indirekt mit generalisierten Anderen, welche kontrastiv nicht alle drei Bereiche berücksichtigen. Helene Venus nimmt in ihrer narrativen Selbstdarstellung eine flexibilisierte Verortung ein, was sich an ihrem Hin- und Hergleiten zwischen verschiedenen Wissenssystemen der Religion, Parapsychologie und Psychiatrie dokumentiert, aber auch an dem Wechsel zwischen ihrer eigenen Perspektive, der von Angehörigen und von Professionellen. Sie investiert dadurch auch in ihrer Positionierung als Expertin zum Thema Stimmenhören. Welche Funktion könnte nun diese Verortungsweise für Helene Venus übernehmen? Sucht sie selbst noch nach möglichen Erklärungen zum Stimmenhören, weshalb sie in mehreren ‚Bereichen‘ bzw. Wissenssystemen danach ‚Ausschau‘ haltet? Sie selbst positioniert sich innerhalb des diskursiven ‚Stimmenwirrwarrs‘ zum Phänomen des Stimmenhörens als Vermittlerin, Expertin und Übersetzerin. Sie grenzt sich jedoch nur vom hegemonialen psychiatrischen Wissenssystem ab, was jedoch auch von Ambivalenzen begleitet ist (siehe unten).

#### 7.4.6 Ambivalenzen: eigenes lokales Wissen versus hegemoniale Wissenssysteme

Für dieses Kapitel wählte ich Transkript-Ausschnitte aus, in welchen sich widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse oder Strukturverhältnissen dokumentieren.

##### Lokales und hegemonial verworfenes Wissen: leiblicher Widerstand

Folgender Ausschnitt stammt aus einem Segment, in welchem Helene Venus vom Sachwalterverfahren und der Stimme erzählt, welche sie von Beginn des Sachwalterverfahrens an gehört habe:

*auf jeden Fall war die Stimme immer da; und ist auch heute noch da. (.) ((räuspert sich)) u:nd (.) damals in dieser Zeit, des Kampfes wegen dem Sachwalterverfahren (.) war es für mich also eine eine (.) ganz tolle Unterstützung, diese Stimme. (.) weil ich gewusst hab (.) das was ich da erlebe ist Wirklichkeit. //l:mhm// Diese Stimme gibt es (.) sie ist keine Halluzination. (.) und immer wenn ich dann in Universitätsklinik-Vorträgen (.) äh was von Halluzinationen gehört hab, (.) spür ich richtig wies in meinem (.) Bauchgefühl zu wurdern anfängt, (.) weil ich weiß es ist keine Halluzination, es gibt diese Dimension //l:mhm// aus der Heraus man Stimmen hören kann. (.) und ich weiß auch es ist (.) im Sprachzentrum lokalisierbar, (.) also vielleicht können uns da irgendwelche feinstofflichen Energien (.) berühren, die sich mit dem Sprachzentrum verbinden, was weiß ich, nicht? (.) das ist, das liegt alles im Dunkeln der Forschung. @(. )@ das können sie dann machen, ne? @(. )@ (44/35-45/43)*

Einen Teil dieses Text-Ausschnitts haben wir oben schon besprochen. Helene Venus beschreibt die Stimme als „ganz tolle Unterstützung“, weil sie gewusst habe, dass sie Wirklichkeit erlebe („weil ich gewusst hab (.) das was ich da erlebe ist Wirklichkeit“). Helene Venus betont die Existenz der Stimme wiederholt („Diese Stimme gibt es“) und grenzt sich gegenüber der Kategorisierung ‚Halluzination‘ ab („sie ist keine Halluzination“). Sie betont parasprachlich „keine“, um ihre Aussage zu unterstreichen. Die Opposition in Bezug auf die in der Universitätsklinik gehörte Kategorisierung ‚Halluzination‘ manifestiert sich auch körperlich: „spür ich richtig wies in meinem (.) Bauchgefühl zu wurdern anfängt“. Den leiblich manifestierten Widerstand in dieser Aussage unterstreicht sie zusätzlich mit der Formulierung dieser im Präsens („spür ich“) und mit dem Temporaladverb „immer“ („immer wenn ich dann in AKH-Vorträgen (.) äh was von Halluzinationen gehört hab“). Deshalb kann man darauf schließen, dass dieser leibliche Widerstand heute noch stark präsent ist. Sie konstruiert diese Abgrenzung als Wissen, denn sie „weiß“, dass es sich bei „der Stimme“ um „keine Halluzination“ handle, weil es diese „Dimension“ gebe. Sie rekurriert auf die hegemoniale medizinische Hirnforschung, der zufolge Stimmenhören auch „im Sprachzentrum lokalisierbar“ wäre. Sie fügt dann aber eigentheoretisch hinzu: „also vielleicht können uns da irgendwelche feinstofflichen Energien (.) berühren, die sich mit dem Sprachzentrum verbinden, was weiß ich, nicht?“. Diesen eigentheoretischen Kommentar formuliert sie mit einer gewissen Unsicherheit und Vagheit („vielleicht“, „irgendwelche“, „was weiß ich“), was sich auch an der Rückversicherungsaktivität „nicht?“ am Ende dieser Aussage dokumentiert. Wie es nun genau dazu komme, dass man Hirnaktivitäten im Sprachzentrum lokalisieren könne, liegt für Helene Venus „im Dunkeln der Forschung“. Sie spricht mich dabei als Interviewerin lachend an, indem sie hinzufügt, ich könnte dies

dann erforschen. Parasprachlich distanziert sie sich von der Relevanz, dies nicht zu wissen, indem sie lachend davon spricht; es wird von ihr nicht als entscheidend konstruiert. Wichtig für die narrative Selbstdarstellung in diesem Text-Ausschnitt erscheint für Helene Venus lediglich ihr ‚lokales Wissen‘, dass es sich bei „*der Stimme*“ um „*Wirklichkeit*“ handle. Aufgrund dieses lokalen Wissens formuliert Helene Venus ihren Widerstand gegen den hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs, welcher Stimmenhören mit ‚Halluzinationen‘ gleichsetzt. Die Macht der hegemonialen Definitionsmacht des medizinisch-psychiatrischen Wissens ‚zerschellt‘ am leiblichen, lokalen Wissen Helene Venus‘ um die Existenz „*der Stimme*“. Dabei ist es für Helene Venus nicht so sehr relevant, wie sich nun die Forschung Stimmenhören erkläre. Die Selbstpositionierung Helene Venus‘ gegen die ‚Wahrheiten‘ des hegemonialen Diskurses manifestiert sich leiblich. Michel Foucault (1978) schreibt in dem Aufsatz *Historische Wissen der Kämpfe und Macht* von ‚unterworfenen Wissensarten‘ von Subjekten, welche von hegemonialen Wissenssystemen nicht anerkannt werden. Darunter versteht er:

eine ganze Reihe von Wissensarten, die nicht sachgerecht oder als unzureichend ausgearbeitet disqualifiziert wurden: naive, am unteren Ende der Hierarchie, unterhalb des erforderlichen Wissens- oder Wissenschaftlichkeitsniveau rangierende Wissensarten. [...] diese aus der Tiefe wieder auftauchenden Wissensarten, diese nicht qualifizierten, ja geradezu disqualifizierten Wissensarten (das Wissen der Psychisierierten, des Kranken, des Krankenwärters, [...] das Wissen der Delinquenten usw.), die ich als Wissen der Leute bezeichnen würde und die nicht zu verwechseln sind mit Allgemeinwissen oder gesundem Menschenverstand, sondern im Gegenteil ein besonderes, lokales, regionales Wissen ein differentielles, von anderen Wissen stets unterschiedliches Wissen darstellen, das seine Stärke nur aus der Härte bezieht, mit dem es sich allem widersetzt, was es umgibt. (Foucault 1978, 60f.)

Andreas Hanses (2010) greift das Konzept der unterworfenen Wissensarten auf und versucht in biographischen Selbstdarstellungen widerständige Potentiale dieses unterworfenen Wissens, er nennt es auch ‚lokales Wissen‘, zu rekonstruieren. Dieses lokale unterworfene Wissen sei vor allem „anhand seiner Stärke, mit dem es sich allem widersetzt“ zu identifizieren und analytisch zu fassen (vgl. Hanses 2010, S. 258). Helenes Venus lokales, körperlich manifestiertes Wissen („*das, was ich da erlebe, ist Wirklichkeit*“) wird nach dem hegemonialen Verständnis bzw. den latenten Erwartungsstrukturen, an welchen sich Helene Venus in der narrativen Selbstdarstellung orientiert, als disqualifiziertes, nicht anerkanntes Wissen kategorisiert. Dieses Wissen wird vom hegemonialen ‚Schizophrenie‘-Diskurs mit dem Zeichen der ‚Halluzination‘ versehen. Doch Helene Venus widersetzt sich diesem dominanten Erklärungsansatz, welcher ihr Wissen („*weil ich weiß es ist keine Halluzination*“) disqualifiziert. Am ihrem ‚lokalen Wissen‘, dass Stimmenhören „*Wirklichkeit*“ sei, kann der hegemoniale Diskurs, der Stimmenhören als Halluzination betrachtet, nicht durchdringen.

Betrachtet man sich die eigentheoretischen Kommentare, welche Helene Venus in Bezug auf das Stimmenhören anführt („es gibt diese Dimension //l:mhm// aus der heraus man Stimmen hören kann. (.) und ich weiß auch es ist (.) im Sprachzentrum lokalisierbar, (.) also vielleicht können uns da irgendwelche feinstofflichen Energien (.) berühren, die sich mit dem Sprachzentrum verbinden, was weiß ich, nicht?“) fällt auf, dass sie mit einer gewissen Vagheit und Unsicherheit formuliert werden. Dies dokumentiert sich an vielen Stellen der narrativen Selbstdarstellung, welche von häufigen Rückversicherungsaktivitäten („nicht?“) begleitet sind. Ferner zeigt sich dies an Aussagen, in welchen sie ihre Unwissen („was weiß ich“) oder ihre Unsicherheit ausdrückt („vielleicht“ oder „möglicherweise“), wie z.B. „und möglicherweise verbinden die Stimmen ja auch Himmel und Erde“. An einigen Stellen im Nachfrageteil zeigt sich eine homologe Ausdrucksweise:

*Also wenn der Mensch nicht besessen ist, von der Stimme, (.) dann kanns sein, dass die Stimmen um ihn herum sind, na? (.) Und weil wir ja sicher auch (.) feinstofflichere (.) äh (.) wie soll ich sagen, Schichten besitzen. (2). Die Aura kann man ja schon heute fotografieren. (.) //l:mhm// (.) Also die sieht man schon. (3). ja und Lichtwesen sind wir ja alle, (.) Ja sonst hätten wir ja keine farbige Aura. (.) ja und vielleicht wenn diese Stimme=n doch eher schattiger Natur sind, dann werden sie vielleicht von Auren angezogen? (.) Ist ja möglich. (5) Was weiß man! //l:mhm// (.) Auf jeden Fall schau ich mir sehr gerne (.) Mysterie-Sachen an im @Fernsehen(.)@ (2/55/57-2/56/54)*

Des Weiteren sind diese eigentheoretischen Anmerkungen von relativierenden oder ironisch-belächelnden Kommentaren begleitet („Auf jeden Fall schau ich mir sehr gerne (.) Mysterie-Sachen an im @Fernsehen(.)@“). Helene Venus distanziert sich somit auch in gewisser Weise von diesen Aussagen, indem sie sie belächelt oder als nicht wichtig erachtet („was weiß ich, nicht? (.) das ist, das liegt alles im Dunkeln der Forschung @(.)@ das können sie dann machen, ne? @(.)@ (.) ja?“).

Wie oben herauskristallisiert wurde, hält sich der leiblich manifestierte Widerstand gegen hegemoniale Denkstrukturen stark. Helene Venus kann jedoch in Bezug auf ihr Stimmenhören auf keinen anerkannten Diskurs, kein anerkanntes Vokabular zurückgreifen, welches das Stimmenhören für andere erklärbar machte und welches vor allem nicht gegenüber mir als Interviewerin verständlich artikuliert werden könnte. Dies liegt möglicherweise auch daran, dass der Diskurs der ‚Hearing Voices Movement‘ alle Erklärungen der ‚StimmenhörerInnen‘ gelten lässt. Was sich jedoch manifestiert, ist ein Widerstand gegen die hegemoniale Bezeichnungspraxis, Stimmenhören als Halluzination zu bezeichnen. Dies zeigte sich auch schon an der Darstellungsweise der dem Interview vorausgegangenen Emailnachricht von Helene Venus. Helene Venus konstituiert sich als widerständiges Subjekt gegen einen hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören und als im Stande selbst darüber zu entscheiden, ob sie sich als ‚schizophren‘ diagnostiziert oder nicht.

In dieser Praxis des Diagnostizierens und retrospektiv-kategorisierenden Betrachtung ihrer Lebensgeschichte liegt jedoch auch die Ambivalenz dieses Widerstandes. Über weite Strecken des narrativen Texts hinweg diagnostiziert Helene Venus Erfahrungen und Phasen ihres Lebens in Termini des hegemonialen-psychiatrischen Wissenssystems. Sie verwendet Termini wie „Midlife-Crisis“,

„psychotische Phase“, „manisches Kaufverhalten“ oder „Zwang“ um sich selbst, mir als ZuhörerIn und ‚imaginierten Anderen‘ ihre Lebensgeschichte intelligibel zu machen. Es stellt sich nun die Frage, welche Funktion diese Kategorisierungen für Helene Venus übernehmen? Möchte sie sich Phasen ihres Lebens erklären, um eine kohärente lineare Selbstdarstellung zu präsentieren? Oder stellen sie Kategorisierungen dar, welche sie für mich als Interviewerin oder generalisierte Andere zwecks Übersetzung verwendet?

Betrachten wir uns hierzu, welche Funktion das Zeichen der ‚psychotischen Phase‘ innerhalb der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus‘ einnimmt. Das Zeichen der ‚psychotischen Phasen‘ oder ‚manisches Kaufverhalten‘ fungiert primär als Platzhalter für den Verlust der Handlungskontrolle und Ereignisse ihrer Lebensgeschichte, in welchen Helene Venus sich ihr Handeln nicht mehr erklären konnte. Anhand des folgenden Beispiels kann dies pointiert herausgearbeitet werden.

Gegen Ende der Haupterzählung erzählt Helene Venus von einer anderen StimmenhörerIn, welche einmal in „*einem plötzlichen Anfall von Ängsten*“ Blumentöpfe aus der Wohnung warf, weil diese aufgrund des Hörens einer Stimme annahm, ihre Pflanzen seien fleischfressende Pflanzen. Helene Venus fragt sich daraufhin, ob es möglich gewesen wäre, diese Frau davon abzuhalten:

*und damals hab ich mir zum ersten Mal gedacht, (.) na wäre es möglich? (.) äh das so ein Mensch wenn er noch in der Lage ist (.) jemanden anzurufen; also wenn wenn die Dame mich anruft, //l:mhm// u:nd und dann sagt (.) ich hab jetzt gerade von meiner Stimme gehört, sie kann die Pflanzen (.) in fleischfressende verwandeln; (.) das ich ihr dann sagen kann, du (.) glaub das nicht unbedingt. (.) das das ist nit möglich, aber i komm sofort zu dir. //l:mhm// (.)ja? das dann dieses Blumentopf hinausschmeißen verhindern werden kann. (.) aber möglicherweise geht das gar nicht, weil wenn jemand in dieser Angst so psychotisch ist (.) kann er wahrscheinlich niemanden mehr anrufen. //l:mhm// ne? genau so wie ich mein meinen Einkauf in in diesem Moment nicht stoppen konnte. (.) nicht? also das wird wahrscheinlich gar nicht möglich sein (6) (1/25/30-1/26/30)*

Sie vergleicht das Beispiel jener Frau mit ihrer Erfahrung als sie den Einkauf um 53000 Schilling tätigte und welchen sie nicht mehr stoppen konnte. In diesem Textabschnitt transferiert Helene Venus ihre eigene Erfahrung in einen anderen Kontext. Sie imaginiert damit indirekt, ob es möglich gewesen wäre, ihren Einkauf, den sie als „manisches Kaufverhalten“ bezeichnet, zu stoppen. Es dokumentieren sich an ihren Formulierungen Unsicherheiten hinsichtlich der Frage, ob sie zu stoppen gewesen wäre („na wäre es möglich?“, „aber möglicherweise geht das gar nicht“, „wahrscheinlich gar nicht möglich sein“). Des Weiteren zeigt sich die Ausweglosigkeit Helene Venus‘ in dieser Situation durch die legitimierende Kategorisierung ihres Verhaltens als „psychotisch“: „weil wenn jemand in dieser Angst so psychotisch ist“. Das Zeichen der ‚Psychose‘ oder ‚psychotischen Phase‘ fungiert als Platzhalter für den Verlust der Handlungskontrolle. Nur durch die Diagnostizierung ihres Verhaltens als ‚psychotisch‘ kann dieses für Helene Venus intelligibel werden. Helene Venus widersetzt sich zwar dem hegemonialen Diskurs, welcher Stimmenhören als pathologisch betrachtet, verwendet jedoch auch Termini dieses Diskurses, um ihre eigenen Erfahrungen, vor allem die sich ihrer Kontrolle entzogen, zu erklären. An einer Vielzahl an Stellen ihrer narrativen Selbstdarstellung

nimmt Helene Venus mit Hilfe eines medizinisch-psychologischen Vokabulars Diagnostizierungen ihres vergangenen Selbst vor. Mit der Verwendung dieser Bezeichnungen eines hegemonialen Diskurses reproduziert Helene Venus die Diagnosepraxis dieses Diskurses. Ambivalent ist in diesem Zusammenhang, dass sie sich einerseits von diesem hegemonialen Diskurs und seinen pathologisierenden Bezeichnungspraktiken distanziert, diese jedoch auch benötigt um eine kohärente und in sich geschlossene narrative Selbstdarstellung zu produzieren.

#### **7.4.7 Widerstand gegen hegemoniale Praktiken und die Relevanz von Strukturverhältnissen**

Mit dem Widerstand gegen Praktiken des hegemonialen Diskurses wie z.B. der Medikamentierung lässt sich Helene Venus nicht zur ‚psychiatrischen Patientin‘ machen. Dass sie die Subjektposition ‚Patientin‘ des hegemonialen Diskurses nicht annimmt, zeigt sich auch an den *modi operandi* ihrer narrativen Selbstdarstellung. Folgend werde ich herausarbeiten, auf welche Art und Weise sich Helene Venus hegemonialen Praktiken widersetzt und inwiefern Struktur- und Diskriminierungsverhältnisse hierbei relevant werden (können).

##### Medikamentierung

In ihrer narrativen Selbstdarstellung zeigt Helene Venus eine ablehnende Haltung gegenüber psychopharmazeutischen Medikamenten, welche nach dem hegemonialen Verständnis stimmenhörenden Menschen verabreicht werden. Oben bin ich bereits im Detail auf die zweijährige Medikamentierung Helene Venus‘ mit Haldol eingegangen, in welcher sie sich selbst als passiv Erleidende konstruiert, welche aufgrund des Medikaments Haldol „*außer Gefecht gesetzt*“ war, ihr Leben „*nicht mehr meistern konnte*“ und die Entscheidungs- und Kontrollmacht über ihr Leben an ihre Mutter übertrug. Als das Medikament nach zweijähriger Einnahme abgesetzt wurde, spricht sie metaphorisch von einer „*Befreiung*“. Nach der Schilderung der Absetzung des Medikaments evaluiert Helene Venus:

*damit war die Geschichte erledigt. (.)u:nd es war nie wieder was, u:nd außerdem ä:h(.) hab ich nie wieder ein Medikament genommen, wenss nicht unbedingt not@wendig war@ (.) also vielleicht eine Kopfwhehtablette, wenss ganz so arg war. (.) aber sonst, nicht unbedingt. (19/04-19/22)*

Helene Venus bilanziert meta-narrativ, dass sie nach der zweijährigen Einnahme von Haldol „*nie wieder was*“ war, womit sie sich auf die Nebenwirkungen des Medikaments Haldol bezieht. Sie betont mit dem Adverb „*außerdem*“, dass sie „*nie wieder*“ ein Medikament genommen habe. An dieser Stelle fällt auf, dass Helene Venus diese Tatsache explizit positiv hervor streicht, auch mit der doppelten Verwendung der Temporaladverbien „*nie wieder*“. Als Helene Venus im Alter von 57

Jahren aufgrund einer Selbstmordandrohung in der Psychiatrie zwangsangehalten war, betont sie, dass sie bis auf eine Zwangsspritze keine Medikamente genommen habe. Des Weiteren schildert sie heroisch in Form einer szenisch-anekdotenhaften Darstellung, wie sie es geschafft habe, dem psychiatrischen Personal die Medikamenteneinnahme vorzutäuschen.

*Also dann steht man in so einer Schlange und die Schwester (.) gibt bei der Medikamentenausgabe gibt man so ein Becherr mit so einer grünlichen Flüssigkeit; (.) u:nd äh (.) ich hab ja vorher erzählt, dass ich also seit dem Haldol (.) jeder Medikation ab=hold bin. (.) u:nd äh, ich versuch also das sofort (.) wegzukriegen, also da war so so ein Waschbecken. (.) da hab ich es @hineinexpediert @. (.) und sie hat gsagt „wenns das nicht nehmen dann kriegens äh Tabletten.“ ((andere Stimmlage)) (.) °mhm gut, na ok°. (.) damit wars für den Tag erledigt. (.) und am nächsten Tag hab ich tatsächlich Tabletten gekriegt. (.) hab ich mir gedacht, fein. ((ironisch)) (.) dann hab ich es unter die Zunge genommen die Tabletten (.) und habs ins Klo expediert. (.) also ich hab die ganze Zeit bis auf diese Zwangsspritze (.) @(. )@ nichts genommen (.) von dem was man mir geben wollte. (2) hab aber dann später im Herbst, als ich mich mit dem Oberarzt, besprochen hab; hab ich ihm dann gsagt, wissen sie, (.) äh ich find das an sich nicht guat, weil wenn jemand wirklich die Tabletten braucht, (.) dann ist das ka Lösung. (.) vom Saft auf die Tabletten //l:mhm// über zu gehen. (.) aber bitte! ne? (.) für mich war es damals a Lösung, weil (.) der Saft ist auf jeden Fall schwieriger wegzukriegen@. (1/01/28-1/02/52)*

Diese narrative Sequenz lässt sich als weiteres Schlüsselereignis identifizieren, was sich an der direkten Redewiedergabe und der partiellen Verwendung des szenischen Präsens dokumentiert. Helene Venus konstruiert sich in diesem Transkript-Abschnitt als „jemand“, der nicht wirklich die Tabletten brauche. Sie habe deshalb auch einem Oberarzt den Ratschlag erteilt, dass es keine Lösung darstelle von der flüssigen Medikamenteneinnahme auf Tabletten umzusteigen. Für Helene Venus „war es damals a Lösung“, weil sie die Medikamente nicht „wirklich“ gebraucht habe und das Medikament in Saft-Form „schwieriger wegzukriegen“ sei. Helene Venus positioniert sich als in der Lage darüber zu entscheiden, ob sie die Medikamente brauche oder nicht.

Sie betont, dass sie seit der zweijährigen Einnahme des Haldols bewusst keine Medikamente mehr einnehme („jeder Medikation ab=hold bin“), was sie als Legitimierung für die Verweigerung der Medikation in der Psychiatrie anführt. Helene Venus positioniert ihr gegenwärtiges und ihr erzähltes Selbst als jegliche psychopharmazeutische Medikation verweigernd und konstruiert generalisierte Andere des psychiatrischen Apparates als nicht in der Lage, die richtige Entscheidung darüber zu treffen, ob sie die Medikation brauche oder nicht. Da sie selbst ‚wisse‘, dass sie die Medikation „nicht wirklich brauche“. Im Alter von 40 Jahren, als sie das Medikament Haldol über einen Zeitraum von zwei Jahren verabreicht bekam, war es ihr, im Vergleich zu ihrem späteren Zwangsaufenthalts in der Psychiatrie mit 57 Jahren, nicht möglich, sich gegen die Medikamentierung zu widersetzen. Das Beispiel der Verabreichung des Haldols, welches sie „außer Gefecht gesetzt“ habe, dient ihr als Legitimierung, dass die Medikation ihr Schaden zufüge, da erst das Absetzen des Medikaments ihr die Möglichkeit ihr ‚Leben zu meistern‘ zurückgab. Mit dem Transformationsprozess im Zuge des Sachwalterverfahrens und dem Hören der Stimme wurde ihr die Kraft zum Kämpfen (zurück)gegeben. Sie konstruiert sich als ‚jemand‘ der sich der Verabreichung der Medikation zur Wehr zu setzt.

Im Gegensatz zu anderen, welche die Medikation benötigen, konstruiert sie sich als „*nicht krank*“ und als in der Lage, kämpfen zu können. Dies dokumentiert sich am folgenden Ausschnitt des Nachfrageteils. Vor dem folgenden Textausschnitt erzählte sie von den Mängeln des psychosozialen Versorgungsnetzwerkes und nimmt Bezug auf einen Stimmenhörer, den sie begleite und welchem sie behilflich gewesen sei, da dieser nach der Entlassung aus der Psychiatrie mit strukturellen Problemen wie Schulden, fehlendem Mietvertrag für seine Wohnung und einem fehlenden sozialen Betreuungsnetz zu kämpfen hatte. Die folgende Nachfrage meinerseits bezog sich auf das von Helene Venus gebrachte Beispiel dieses Stimmenhörers.

*I: Und wie war das bei ihnen?*

*A: Naja ((laut)) ich bin eben (.) ich war ja, ich war ja nicht, nicht krank. (.) ich war ja nicht äh, die Stimme war zwar da, aber ich konnte kämpfen. //I:mhm// (.) im Gegenteil. Es hat, (.) dieser Kampf, ich hab dann Einblick genommen in die Akten bei bei Gericht. (.) hab mir eine Liste für Gutachter (.) auch ausgehoben, hab dann (.) eine Gutachterin einmal besucht. (.) äh hab dann die bei Gericht genannt, dass ich die haben möchte. (.) Die hat dann, die hat zu mir gesagt, in ihrer Ordination, (.) sie sie brauchen kein kein Gutachten, äh u:nd u:nd kein Sachwalterverfahren, sie brauchen an Rechtsanwalt. (3/06/29-3/07/16)*

Helene Venus positioniert sich als „*nicht krank*“, was sie repetitiv anführt mit einer doppelten Verneinung („*nicht, nicht*“) und der dreifachen Anführung von „*ich war ja nicht*“. Zur Intensivierung dieser Aussage verwendet sie die Modalpartikel „*eben*“ und „*ja*“ („*ich bin eben*“, „*ich war ja nicht, nicht krank*“). Gefolgt ist diese Aussage von der Argumentation, dass „*zwar*“ die Stimme da gewesen sei, sie jedoch kämpfen konnte. Dies impliziert, dass es für sie einen Unterschied mache, ob jemand Stimmen höre und kämpfen oder nicht kämpfen könne. Die polarisierenden Differenzkategorien ‚kämpfen können‘ versus ‚nicht kämpfen können‘ werden daher als notwendige Kriterien konstruiert, ob jemand ‚krank‘ oder ‚nicht krank‘ sei. Helene Venus grenzt sich vom ‚krank-sein‘ ab, da sie „*im Gegenteil*“ kämpfen konnte. Zur weiteren Untermauerung ihrer Argumentation erwähnt, dass ihr eine Gutachterin, welche ihr ein psychiatrisches Gutachten für das Sachwalterverfahren ausstellen hätte sollen, ihr mitteilte, sie brauche einen Rechtsanwalt. Helene Venus erwähnt an dieser Stelle nicht, dass es sich um eine Psychiaterin handelte und bagatellisiert das Aufsuchen der „*Ordination*“ mit der Verwendung des Verbs ‚besuchen‘. An einer anderen Stelle im Nachfrageteil erwähnt sie dann, dass dieser ‚Besuch‘ bei der Gutachterin vor Gericht insofern ausgelegt wurde, dass sie in psychiatrischer Behandlung sei. Die Aussage der Gutachterin dient für sie als Legitimierung, dass sie ihr mit dem Sachwalterverfahren Unrecht widerfahre; sie benötige das Sachwalterverfahren nicht und auch kein psychiatrisches Gutachten, sondern einen Rechtsanwalt, der sie vor Gericht vertreten soll.

Die Kritik am institutionalisierten Apparat der Psychiatrie, welche sich im obigen Beispiel auf das fehlende post-psychiatrische Versorgungssystem bezog, weil man nach der Entlassung aus dem

Krankenhaus auf sich allein gestellt sei<sup>109</sup>, wiederholt sich auch an anderen Stellen des Interviews, worauf ich im nächsten Kapitel ausführlicher eingehen werde. Helene Venus schließt ihre eigenen Person aus diesem paternalistischen System aus, sie habe die Medikation und die Hilfe eines psychosozialen und psychiatrischen Versorgungssystem nicht nötig. Dies legitimiert sie mit der Aussage, dass sie kämpfen konnte, was für sie ergo bedeutet, dass sie ‚nicht krank‘ gewesen sei oder auch zum Zeitpunkt des Interviews nicht sei („*ich bin eben (.) ich war ja, ich war ja nicht, nicht krank*“). Damit zeigt sich wiederum der Widerstand gegen das hegemoniale psychiatrische Wissenssystem, indem sie sich nicht zur ‚psychiatrischen Patientin‘ machen lässt. Dies reproduziert sie auch an anderen Stellen der narrativen Selbstdarstellung, wie sich im folgenden Kapitel aufzeigen lässt.

### Bezüge zu Sozialstrukturen: Unterdrückungs- und Diskriminierungsverhältnisse

In narrativen Selbstdarstellungen werden nicht nur Identitäten konstruiert, sondern es werden auch Verweise auf Diskurse und soziale Strukturen sichtbar und somit auch der Handlungsspielraum, in welchem sich Individuen bewegen und handeln. Mit der positiven oder negativen Referenz auf diese Strukturen werden diese jedoch auch reproduziert. Dem intersektionalen Ansatz von Winker & Degele (2009) folgend sind vor allem jene Wechselwirkungen von Strukturverhältnissen, Diskursen und Identitätskonstruktion relevant, welche sich auf allen drei Ebenen identifizieren lassen. Eine der Forschungsfragen der vorliegenden Diplomarbeit bezieht sich auf die strukturellen Verhältnisse und Diskurse, auf welche die InterviewpartnerInnen rekurrieren. Ferner frage ich, inwiefern diese für die narrativen Selbstdarstellungen relevant werden, indem sie den Handlungsspielraum und die Widerstandspotentiale der InterviewpartnerInnen einschränken oder ausweiten. Nachfolgend wird es also darum gehen, jene Verweise auf Diskurse und Sozialstrukturen herauszuarbeiten und deren Relevanz für die Selbstkonstruktion von Helene Venus zu rekonstruieren. Die sich durch die ganze narrative Selbstdarstellung Helene Venus‘ durchziehenden Selbstpositionierungen beziehen sich darauf, dass sie ‚nicht krank‘ oder ‚schizophren sei. Bei der ‚Schizophrenie‘-Diagnose handelt es sich um eine an sie von anderen herangetragene Subjektposition, eine ‚aufgeworfene Identität‘, die keinerlei Spuren einer selbstbestimmten Benennung enthält. Der Status als ‚Schizophrene‘ oder ‚Geisteskrankte‘ konnotiert das Feld des Außen und implizit die Ausschließung aus der Norm *per se*, womit der institutionalisierte und hegemonial anerkannte psychiatrische Apparat zusammenhängt.

---

<sup>109</sup> Dies thematisiert Helene Venus auch an einer anderen Stelle: „*Naja das ist ja auch so eine Geschichte, nicht? (.) Äh wenn (2) das, ich hab das auch bei anderen Stimmenhörern, die behandelt äh (.) oder äh überhaupt psychisch kranken Menschen, wenn die dann wieder in ihren Alltag entlassen werden, so wie er ist //l:mhm//; dann ist das natürlich ungeheuer schwierig, weil wenn sich an diesem Alltag nichts ändert, (.) wie soll sich dann an dem Krankheitssymptom an was ändern? (.) Ist ja fast nicht möglich*“ (03/04/33-3/05/05)

Wie oben schon herausgearbeitet wurde, lehnt Helene Venus jegliche psychopharmazeutische Medikation ab, welche zu den in der Psychiatrie obligaten Behandlungsmethoden zählt. Folgend werde ich nun weitere Referenzen auf die Psychiatrie in der narrativen Selbstdarstellung Helene Venus fokussieren.

Zur Zeit der „*Midlife-Crisis*“ und ihrer „*ersten psychotischen Phase*“ im Alter von 40 Jahren erwähnt Helene Venus die Psychiatrie nicht explizit, lediglich das Aufsuchen einer Ambulanz der städtischen Universitätsklinik, in welcher sie mit einer Ärztin „*vernünftig*“ geredet habe, und die ihr daraufhin ein Medikament verschrieb. In den darauffolgenden Jahren sei sie dann von einem Arzt mit dem Medikament Haldol behandelt worden. Helene Venus verwendet Bezeichnungen wie Arzt oder Ärztin, spricht aber nie von Psychiater oder Psychiaterin. Wie schon erwähnt wurde, hat Helene Venus' Mutter sie von der Sphäre der Psychiatrie und der psychiatrischen Bezeichnungspraxis dahingehend fern gehalten, da sie Helene Venus' Leben damals wesentlich fremdbestimmt hat und auch primär den Kontakt mit den ÄrztInnen hergestellt habe (siehe *Kapitel 7.4.1 und 7.4.2*).

Ferner ist im Bezug auf den Kontakt mit dem institutionellen Apparat der Psychiatrie charakteristisch, dass Helene Venus diesen bagatellisiert, z.B. als sie das Medikament Haldol absetzte und ihre Mutter daraufhin ihren Arzt anrief:

*als sie gemerkt hat, ich nehm das auch nicht mehr, war sie natürlich in Panik, ruft den Herrn Professor an (.) u:nd der hat nur gesagt, "na: geben Sies mir ans Telefon", und dann hat er mit mir geplaudert und hat gsagt. „Na. Maderl wie gehts da denn?“((andere Stimmlage)) (.) das war so seine joviale Ausdrucksweise (.) Und ich hab gsagt, ja danke gut, und wir haben a bisserl hin und her gsprochn; und dann hat er gsagt, "na: wenn wieder mal was ist , dann kommst wieder." ((andere Stimmlage, langsam gesprochen)), hat er gsagt. (.) mh? damit war die Geschichte erledigt. (.)u:nd es war nie wieder was, u:nd außerdem ä:h(.) hab ich nie wieder ein Medikament genommen, wens nicht unbedingt not@wendig war@ (18/37-19/15)*

Die Bagatellisierung dieses Kontakts dokumentiert sich in der Verwendung des Verbs ‚plaudern‘ für das Gespräch mit dem Professor („*und dann hat er mit mir geplaudert*“) und der Verwendung des Partikels „*nur*“ („*u:nd der hat nur gesagt*“). Der Professor duzt sie und spricht sie mit „*Maderl*“ an, obwohl Helene Venus zu dem Zeitpunkt dieses Gesprächs um die 40 Jahre alt war. Als Resultat dieses Gesprächs führt sie an, dass sich somit die Geschichte erledigt habe und sie nie wieder ein Medikament genommen habe. In diesem Segment der narrativen Selbstdarstellung macht Helene Venus das Medikament Haldol dafür verantwortlich, dass sie ihr Leben damals nicht mehr meistern konnte. Dies weist wiederum darauf hin, dass Helene Venus sich nicht zur ‚*psychiatrischen Patientin*‘ machen lässt, was sich als eine ihrer Widerstandspraktiken identifizieren lässt. Dies werde ich am folgenden Beispiel nochmals verdeutlichen.

Im Alter von 57 Jahren wird Helene Venus erstmals aufgrund einer Selbstmordandrohung in einer Psychiatrie insgesamt für 12 Tage zwangsangehalten. Zur besseren Nachvollziehbarkeit des folgenden Abschnitts sei noch erwähnt, dass Helene Venus zuvor erzählte, dass sie aufgrund der

Enttäuschung des eingeleiteten Sachwalterverfahrens am Muttertag ihrem jüngeren Sohn androhte, dass sie sich umbringen würde, wenn er das Sachwalterverfahren nicht einstellte.

*Da war dann ein Kollegium von Ärzten um mich; (.) ich hab's später immer mit einer Maturasituation verglichen, die ich mir so vorstelle, weil ich sie nie gemacht hab. (.) da sitzen dann die ganzen Lehrer und man wird geprüft, nicht? (.) und so ähnlich bin ich mir da oben vorgekommen. (.) u:nd die haben mich also, es war aufregend es war Muttertag; (.) die aufregende Geschichte erzählen lassen. Ich hab natürlich am Muttertag gemeint, dass mein Sohn zu mir kommt, und nicht die Polizei, nicht? //l:mhm//das war sozusagen ein Hilferuf, nicht? (.) na? und und der Arzt lässt mich da erzählen vom Sachwalterverfahren und so weiter. (.) der Adonis der war im Dunkeln, von dem (.) den hab ich mit der Psychiatrie nicht in Verbindung gebracht; (.) von dem hab ich auch nichts erzählt. (.) u:nd (.) die einzige Frage die mir ein einer, der Arzt der vor mir gesessen ist dann, gefragt hat, war (.) „Frau Venus würden sie jetzt auch aus dem Fenster springen?“ ((Stimme verstellt)) (.) und da bin ich (.) wieder trotzig gewesen, (.) weil wenn man bei meiner ganzen Aufregung als Mutter am Muttertag (.) keine andere Frage aus dem Mann herauskommt als wie (.) würden sie jetzt auch aus dem Fenster springen (.) das war natürlich für ihn (.) die wichtige Frage nicht? //l:mhm// in der (.) Akut@ äh psychiatrie@ (.) aber für mich nicht. //l:mhm// und dann hab ich gesagt, ja, wenn es mir der liebe Gott sagt, schon. (.) //l:mhm// und das war natürlich schlecht. (56/56-58/27)*

Helene Venus vergleicht die Aufnahmesituation im psychiatrischen Krankenhaus mit einer „Maturasituation“, was wiederum eine Verharmlosung darstellt, handelt es sich bei der Matura um eine normative biographische Entwicklungsaufgabe, welche man auch als ‚Reifeprüfung‘ bezeichnet. Helene Venus transferiert ihr psychiatrisches Aufnahmegespräch in einen anderen Kontext; die PsychiaterInnen werden hier zu prüfenden LehrerInnen. Die Konsequenzen einer nicht bestandenen Maturaprüfung differieren allerdings sehr stark von einer diagnostizierten Fremd- oder Selbstgefährdung, welche in der Psychiatrie zu einer Zwangsanhaltung führt. Im obigen Textausschnitt konstruiert Helene Venus ihr erzähltes Ich als unverstanden von den Ärzten, welchen sie von ihrer Enttäuschung am Muttertag und dem Sachwalterverfahren erzählt, diese sie jedoch nur fragen, ob sie jetzt auch aus dem Fenster springen würde. Ihr damaliges Selbst reagierte „trotzig“ auf die ihr vorsitzende Autorität, was zur Zwangsanhaltung führte. In Abgrenzung zu ihrem erzählten Selbst erwähnt sie metanarrativ, das sie heute wisse, warum der Arzt ihr diese Frage gestellt habe („das war natürlich für ihn (.) die wichtige Frage nicht?“, „in der (.) Akut @äh psychiatrie@“) und sie grenzt sich somit auch von ihrem nichtwissenden vergangenen Selbst ab. Helene Venus konstruiert sich im obigen Textbeispiel als ‚Schülerin‘, welche die Maturaprüfung nicht bestanden habe; sie lässt sich auch auf der Wie-Ebene ihrer narrativen Selbstdarstellung nicht zur psychiatrischen Patientin machen. Die Kritik an der Psychiatrie im obigen Textausschnitt bezieht sich auf das Unverständnis der Ärzte für ihren „Hilferuf“.

Des Weiteren wird durch die Wahl des Ausdrucks „trotzig“, worin Helene Venus ihre oppositionelle Haltung den ÄrztInnen gegenüber transportiert, das Bild eines aufmüpfigen Kindes, einer Pubertierenden oder Schülerin evoziert, die sich gegenüber machtvollen Anderen chancenlos zu behaupten versucht. Die prüfenden LehrerInnen, welche die Position der diagnostizierenden PsychiaterInnen einnehmen, erscheinen als altersmäßig und sozialstrukturell überlegen und in der Lage über die zu Prüfende zu bestimmen. Die Art und Weise der Darstellung dieser Begegnung mit

dem psychiatrischen Professionalisten ist ein Indiz für die Ausweglosigkeit und Machtlosigkeit, in welcher sie sich in dieser ‚Prüfsituation‘ befand. Die symbolische Macht der ÄrztInnen befugt diese dazu, darüber zu entscheiden, ob Helene Venus zu gesprochen werden kann, dass sie über ihre Leben selbst bestimmen könne oder nicht. Liegt eine sogenannte Fremd- oder Selbstgefährdung vor, wird ihr der Subjektstatus abgesprochen und sie wird der Verantwortung des paternalistischen Systems der Psychiatrie übergeben. Die Einschränkungen ihres Handlungsspielraums dokumentieren sich auch in der Art und Weise der Darstellung ihres Aufenthalts, denn sie „als sehr beängstigend“ bezeichnet; die Darstellung ist durchzogen von Passivkonstruktionen, die auf die Fremdbestimmtheit hinweisen.

*habens gesagt, ich soll mich ausziehen. (.) hab ich gsagt, warum soll ich mich ausziehen? am am Nachmittag? ne? //l:mhm// man tuts aber dann doch, nicht? (.) dann dann zieht man sich aus, und zieht also sein weißes Nachthemdchen an. (.) dann sollt ich mich ans Bett setzen. Ich hab mich versucht gegen alles zu wehren, aber die Autorität der Ärzte tut (.) man tuts ja dann doch, ne (59/47-59/54)*

Die Ausweglosigkeit bzw. Einschränkung ihres Handlungsspielraums dokumentiert sich an der Aussage „man tuts aber dann doch, nicht?“, die in diesem kurzen Textabschnitt gleich zweimal vorkommt. Helene Venus versuchte sich zwar zu wehren, hatte jedoch keine andere Wahl als den Anweisungen des psychiatrischen Personals Folge zu leisten („aber die Autorität der Ärzte“). Mit der Verwendung des unbestimmten Pronomens „man“ weist Helene Venus auf die Allgemeinheit ihrer Erfahrung hin (dies gelte auch für andere in der gleichen Situation), was sich auch in der Art und Weise der Darstellung dokumentiert, da sie die Textsorte des Beschreibens verwendet.

Der Aufenthalt in der Psychiatrie hat jedoch auch Folgen, die sozialstrukturell wirksam werden. Als Folge des Zwangsaufenthalts erwähnt Helene Venus, dass sie daraufhin von der Polizei aufgesucht wurde, die sich bei ihr erkundigten, ob sie Waffen zu Hause hätte:

*auf jeden Fall war das mein Kontakt mit der Polizei. (.) dass die dann (.) eben kommen und sagen, (.) erst wird man bei einer Zwangsanhaltung (.) heißt es mir nichts tue, nicht? (.) und dann heißt es aber man wird eine Gefährdung für die Bevölkerung. (.) //l:mhm// nicht ? drum drum kommt die Polizei, nicht? (1/06/36-1/06/58)*

Wiederum zeigt sich in diesem Textausschnitt eine beschreibende Darstellung, womit Helene Venus zusätzlich die Allgemeingültigkeit ihrer Aussage (auch für andere) unterstreicht. Die Zwangsanhaltung sei die Bedingung dafür, dass sie nun die staatliche Exekutive in Verdacht habe, auch eine Gefährdung für die Bevölkerung zu sein. Auch an einer anderen Stelle im Nachfrageteil rekurriert Helene Venus auf diese unterdrückenden und diskriminierenden Strukturverhältnisse, als sie davon erzählt, wie im Zuge des Sachwalterverfahrens jegliches Verhalten von ihr hinterfragt wurde.

*HV: Und, also alles was man in so einer Situation tut, ist dann scheinbar komisch*

*I: Ja ((zustimmend))*

*HV: na? Es es hinterfragt auch niemand erst, warum und weshalb, man das tut, nicht? (.) Also mein über-korrektes Handeln, wor auf jeden Fall komisch, @(.).@ //l:mhm//was immer ich getan hab. (4). Also kein Wunder, dass man sich dann so völlig schuldlos vorkommt, nicht? Und außerdem, wenn man äh irgendwie äh so so erregt ist, so gefühlsmäßig, (2). äh leicht psychotisch erregt ist, man weiß ja nicht wie man auf die anderen wirkt? (.) man hat ja keine Ahnung. (.) Und drum hab ich*

*eben dann später, als wieder alles in Ordnung war, hab ma eben die Söhne gefragt, wie das eigentlich für sie wor 'nicht'? (.) auch sicher angeregt, durch die Angehörigengesellschaft. (3/12-20-3/13/20)*

Helene Venus führt im Sinne einer Verabsolutierung („*alles alles was man*“, „*auf jeden Fall*“) an, dass jegliches Verhalten ihrerseits im Zusammenhang mit dem laufenden Sachwalterverfahren als „*scheinbar komisch*“ interpretiert wurde. Diese Beschreibung wird auch von der Interviewerin mit einem „*Ja*“ affirmiert. Die Verallgemeinerung dieser Tatsache („*was immer ich getan hab*“), ihre Unumgänglichkeit und eine gewisse Distanzierung zu ihrem eigenen erzählten Selbst zeigt sich an der häufigen Verwendung des Pronomens „*man*“. Helene Venus kritisiert diesen Prozess des ‚Otherings‘, welcher jegliches Verhalten ihrerseits als anormal klassifiziert. Im Anschluss daran folgt eine Legitimierung, warum sie sich zur Zeit des Sachwalterverfahrens im Zusammenhang mit dem 53000 Schilling Einkauf als „*völlig schuldlos*“ vorgekommen sei. Als Begründung führt sie an, dass jegliches Verhalten ihrerseits interfragt wurde, auch wenn sie keine Schuld daran trug. Darüber hinaus gibt sie wieder generalisierend (mit dem Pronomen „*man*“) an, dass *man* nicht wisse wie man auf andere wirke, wenn man „*gefühlsmäßig*“ erregt oder „*leicht psychotisch erregt*“ sei. Hier legitimiert sie wiederum ihr Verhalten in Bezug auf den Einkauf. Erst später habe sich Helene Venus, angeregt durch die Angehörigengesellschaft, bei ihren Söhnen erkundigt, wie sie damals ihr Verhalten beurteilt hätten.

Was ich an dieser Stelle noch herausstreichen möchte, ist Helene Venus' Bezugnahme auf strukturelle Gesellschaftsverhältnisse, welche Individuen aufgrund ihrer psychiatrischen (Vor)Geschichte pathologisieren und ihnen den Subjektstatus abzuringen versuchen. Die Metapher des ‚Kampfes‘ in Bezug auf das Sachwalterverfahren fungiert als Bedeutungsträger für das Ringen um einen anerkannten Subjektstatus, welcher ihr immer wieder aufgrund als „*komisch*“ kategorisierten Verhaltens streitig gemacht wurde. Diese hegemonialen Strukturverhältnisse diskriminieren Menschen mit ‚psychiatrischen Diagnosen‘; Helene Venus bekam ja aufgrund einer ‚Geisteskrankheit‘ die Berufsunfähigkeitspension. Sie werden Teil eines paternalistischen Systems, womit auch ihr Handlungsspielraum eingeschränkt wird (z.B. durch Zwangsanhaltung, Sachwalterschaft). Pathologisierte Menschen, dies betrifft primär jene mit psychiatrischen Diagnosen, müssen um ihren Subjektstatus immerzu kämpfen, da er ihnen von vielen Seiten streitig gemacht wird. Dies dokumentiert sich bei Helene Venus vor allem daran, dass sie sich latent von dem hegemonialen Diskurs und seinen Bezeichnungspraktiken distanziert, um sich als intelligibles Subjekt konstituieren zu können. Pathologisierte Menschen können auch die normativen Erwartungen der westlichen Leistungsgesellschaft nicht erfüllen und sind mit diesen immerzu konfrontiert. Dies zeigt sich auch an der Ambivalenz der Berufsunfähigkeitspension für Helene Venus: Einerseits freute sich Helene Venus über die finanzielle Absicherung durch das ‚gute Sozialsystem‘, andererseits hatte sie jedoch auch

Schuldgefühle, da sie den normativen Erwartungen der kapitalistischen (Leistungs)Gesellschaft nicht entsprechen konnte.

#### **7.4.8 Fremdpositionierung der Interviewerin: Stimmenhören und/oder ‚Schizophrenie‘?**

Ich als Interviewerin fungiere in dem abschließenden theoretisch-evaluativen Teil der Haupterzählung als Interaktionskontrahentin. Helene Venus adressiert mich direkt, ordnet mich dem ‚Bereich der Schizophrenie‘ zu und möchte meinen Standpunkt zum Stimmenhören erfragen. Daraufhin ändern sich die Bedingungen der Interaktionssituation des Interviews. Diese Fremdpositionierung meinerseits ist insofern relevant, weil sich darin wesentliche Dynamiken der narrativen Selbstkonstruktion Helene Venus‘ widerspiegeln. Bereits vor dem Interview habe ich mit der Anrufung ‚Menschen mit Schizophrenie‘ Helene Venus als ‚schizophren‘ angerufen, wovon sie sich in ihrer Email-Nachricht und im Zuge des Interviews wiederholend distanzierte. Es kann davon ausgegangen werden, dass Helene Venus ständig mit dieser pathologisierenden Anrufung konfrontiert ist. Helene Venus orientiert sich an den latenten Erwartungsstrukturen des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören, welche von der Gesellschaft performativ reproduziert werden. Sie kann also gar nicht anders, als sich von dieser ‚Anrufung‘ zu distanzieren, um sich als ein intelligibles Subjekt zu konstituieren. Betrachten wir uns nun das Segment, in welchem mich Helene Venus explizit adressiert und mir eine Positionierung abverlangt.

Die Haupterzählung zeichnet sich generell dadurch aus, dass Helene Venus mich als Interviewern bzw. ZuhörerIn mit meta-narrativen Kommentaren öfters anspricht. Charakteristisch ist auch die häufige Verwendung des Rückversicherungspartikels „*nicht?*“ nach Aussagen, womit sie mich als Interviewerin immer wieder adressiert (z.B. „*also (.) irgendwie vermute ich, dass dass so ein Denken (.) äh in einen Zwang übergehen könnte. (.) Nicht?*“). Sie setzt jedoch nach diesen Rückversicherungsfragen immer wieder ihre Erzählung fort, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. Primär wenn sich ihre Ausführungen auf Expertenwissen zum Stimmenhören bezogen, erkundigt Helene Venus sich, ob ich von bekannten ExpertInnen zu dieser Thematik schon gehört habe, mir bestimmte Literatur bekannt sei oder ich von einem konkreten Kongress zum Stimmenhören schon gehört habe. Diese Fragen verneinte ich ausnahmslos. Bei diesen ExpertInnen handelt es sich primär um Professionelle, welche dem oppositionellen Diskurs zum Stimmenhören zuzuordnen sind. Da von InterviewerInnen erwartet wird, dass sie bei narrativen Interviews eine zurückhaltende, distanzierende Haltung einnehmen, versuchte ich mich, was eigene Meinungen oder Positionierungen betrifft, möglichst zurückhalten.

An einer Stelle am Ende der Haupterzählung adressiert Helene Venus mich mit der Fremdpositionierung „Forscherin“ jedoch direkt:

*Ich weiß nicht wie Sie selber das Phänomen sehen. (.) Sehen Sie es äh von von vielen Aspekten her oder sehen Sie es eher, (.) eher von der Krankheitsseite her? Als als Forscherin müssten Sie ja eigentlich irgendwie, (.) äh offen sein für alle, für alle Bereiche? (1/20/26-1/20/50)*

Diese Fremdpositionierung ratifiziere ich, indem ich diese Anrufung annehme.

*Ich glaub äh (.) das bin ich auch. (.) also mich interessiert jetzt einmal in erster Linie wie Sie das sehen. (1/20/50-1/20/53)*

Gleich im Anschluss gebe ich das Wort an Helene Venus zurück, um nicht gegen die Regeln der zurückhaltenden Interviewführung bei narrativen Interviews zu verstoßen. Vor dieser Fremdpositionierung war Helene Venus' Erzählung geprägt von theoretisch-evaluativen Kommentaren und Beschreibungen zum Stimmenhören. Eine mögliche Lesart ihrer plötzlichen direkten Adressierung könnte eine gewisse Unsicherheit darüber sein, ob ich ihre Ausführungen teile oder nicht, möglicherweise deshalb, weil ich ihre Fragen, ob mir bestimmte ExpertInnen, Bücher oder Kongresse bekannt seien, ausnahmslos verneinte.

Helene Venus nimmt eine Dichotomisierung vor: ‚Stimmenhören von vielen Aspekten‘ versus ‚Stimmenhören als Krankheit‘ betrachten. Sie selbst positioniert sich im Laufe der Erzählung als erster Kategorie zugehörig, indem sie immer wieder verschiedene Erklärungen und Blickwinkel bei der Betrachtung des Phänomens einnimmt. Allein schon aufgrund meiner Anrufung Helene Venus' als ‚Mensch mit Schizophrenie‘ könnte sie mich eher der zweiten Kategorie zugehörig betrachtet haben. Dies auch deshalb, weil der hegemoniale Diskurs Stimmenhören von der ‚Krankheitsseite her‘ betrachtet. Gleich im Anschluss ordnet sie mich zweimal dem Forschungsgebiet „Schizophrenie“ zu.

*Ja dieser Professor Romme hat auf jeden Fall festgestellt, das natürlich all diese (.) äh (.) Symptome die in der Schizophrenie vorkommen. (.) und das ist ja auch ihr, ihr Forschungsgebiet, dass die alle, (.) dass die alle auch durch Stimmen provoziert, werden; könnten, (.) je nachdem wie der Mensch eben in sich gefestigt ist, würd ich sagen. (.) nicht? (.) es können die Gefühle gestört sein, die Gedanken gestört sein. (3) nicht? (.) seit dem überlege ich mir jetzt immer, was ist eigentlich ein schizophrener Gedanke? (3) nicht? was äh was (.) ich nehm an dass das (.) jeder Mensch schizophrene Gedanken haben kann; (.) es es fragt sich nur in welcher @Länge@, und und wie stark? Nicht? (2) es wird ja sogar oft umgangssprachlich verwendet, nicht? (.) das man sagt, das ist ja schizophren? nicht? //l:mhm// (3) ist da eigentlich nur gemeint gegensätzlich, oder? (2) oder was ist da gemeint? (3) irgendwas passt nicht zusammen, nicht? (.)*

I: |  
|mhm (.) Also sie würden jetzt sagen, dass (.)

A: |  
|Ja. (2)  
*es würde mich interessieren (.) was Sie, wenn sie was zu fragen haben (.) eben aus ihrem Forschungsgebiet heraus (.) aus der Schizophrenie heraus (.) //l:mhm// weil wissen sie, äh die die Vorstellung für für mich besteht, und vielleicht auch vom Professor Romme her, das man durch dieses Maastricht-Interview, den Voice Dialog; dann eben unterscheiden kann (.) ist dieser Mensch jetzt wirklich schizophren? (.) oder ist er Stimmenhörer? (.) //l:mhm// Nicht? (1/20/57-1/22/27)*

Nach der Rückgabe des Rederechts an Helene Venus und meiner Interessensbekundung daran, wie sie das Phänomen betrachtet, verweist sie anschließend zunächst auf Professor Romme, einen Akteur des ‚Hearing Voices Movements‘, welcher „festgestellt“ habe, dass Stimmen Symptome der ‚Schizophrenie‘ provozieren „könnten“ (siehe Kapitel 2.2). Durch die Verwendung des Verbs

„feststellen“ wird diese These zusätzlich zu einem Faktum, also ihr Wahrheitsgehalt betont. Wobei sie mit dem Modalverb „könnten“ angedeutet, dass dies nicht zwingend der Fall sein muss. Auch in der Email-Nachricht postulierte Helene Venus diesen Zusammenhang zwischen Stimmenhören und ‚Schizophrenie‘. In ihrem eigentheoretischen Kommentar, welcher durch die Formulierung „würde ich sagen“ markiert wird, äußert sie, dass diese Symptome je nachdem, wie gefestigt der Mensch sei, auftreten könnten. Da mich Helene Venus dem ‚Bereich der Schizophrenie‘ zuordnet, könne ich auch nur Fragen aus diesem Bereich ‚heraus‘ stellen. Dies bestätigt die Interpretationshypothese im Kapitel 7.4.5, dass der jeweilige Rahmen oder Bereich zum Stimmenhören vorgibt, was darüber gesprochen oder gefragt werden kann. Da mich Helene Venus dem ‚Bereich der Schizophrenie‘ bzw. Psychiatrie zuordnet, fordert sie auch Fragen aus „jenem Bereich heraus“.

Anschließend stellt Helene Venus viele offene Fragen, was man unter einem ‚schizophrenen Gedanken‘ verstehe. Da sie mich dem Forschungsgebiet der ‚Schizophrenie‘ zuordnet, adressiert Helene Venus mich als Interviewerin mit diesen Fragen mehrmals. Verstärkt wird diese Adressierung durch den gehäuft (insgesamt sieben Mal in diesem Segment) vorkommenden Rückversicherungspartikel „nicht?“, welchen sie an ihre Aussagen anhängt<sup>110</sup>. Dies erzeugte in mir ein Gefühl der Bedrängnis, antworten zu müssen. Da ich jedoch nicht gegen die Regeln der Interviewführung verstoßen wollte, versuchte ich mich durch die Einleitung einer Koda, ob sie schon alles zu ihrer Lebensgeschichte erzählt habe, aus dieser Bredouille zu befreien. Ich kam jedoch nur dazu, diese einzuleiten („Also (.) Sie würden jetzt sagen, dass“), da mich Helene Venus unterbrach. Aus diesen vielen Adressierungen und Fragen an mich als Interviewerin resultiere eine differente Interaktionssituation mit neuverteilten Rollen.

Es fällt auf, dass Helene Venus auf meine Aussage, dass mich in erster Linie interessiere, wie sie das Phänomen des Stimmenhörens sehe, gar nicht eingeht. Stattdessen versucht sie weiterhin mir eine Positionierung abzurufen. Dies dokumentiert sich auch in ihrer zweiten Fremdpositionierung, als sie meinen Versuch, eine Koda einzuleiten, erst gar nicht zulässt und mich direkt dazu auffordert, Fragen aus meinem Forschungsgebiet (der ‚Schizophrenie‘) heraus zu stellen. Wie oben schon erwähnt, nennt Helene Venus in Bezug auf das Stimmenhören drei Wissenssysteme: den parapsychologischen Bereich, den religiösen Bereich und den Bereich der Psychiatrie. Helene Venus kann sich im Spannungsfeld zwischen diesen drei Bereichen hin und her bewegen und nimmt daher auch keine eindeutige explizit gemachte Positionierung ein. Lediglich dem Bereich der ‚Schizophrenie‘ widersetzt

---

<sup>110</sup> Lucius-Hoene & Deppermann (2002) schreiben, dass der gehäufte Gebrauch von Rückversicherungspartikeln darauf hindeuten kann, „dass der Erzähler sich der Verständlichkeit und/oder Akzeptabilität seiner gegenwärtigen Darstellungen besonders unsicher ist und deshalb großen Wert auf Zustimmung legt“ (ebd. S. 261).

sie sich an mehreren Stellen der narrativen Selbstdarstellung, was auch schon in ihre Email-Nachricht charakteristisch war.

Nach der Aufforderung, ich solle nun eine Frage stellen, wartet sie jedoch keine Antwort meinerseits ab, sondern theoretisiert selbst über das Phänomen des Stimmenhörens („weil wissen sie, äh die die Vorstellung für für mich besteht, und vielleicht auch vom Professor Romme her, das man durch dieses Maastricht-Interview, den Voice Dialoge; dann eben unterscheiden kann (.) ist dieser Mensch jetzt wirklich schizophran? (.) oder ist er Stimmenhörer?“). Mit diesen Instrumenten könne man ihr zufolge unterscheiden, ob ein Mensch „jetzt wirklich schizophran“ oder „Stimmenhörer“ sei. Dadurch führt sie die Dichotomisierung zwischen „schizophran sein“ und „Stimmenhörer sein“ ein. Sie selbst hat sich in ihrer narrativen Selbstdarstellung bereits mehrmals als ‚StimmenhörerIn‘ positioniert, womit sie sich zweiterer Kategorie zuordnet. Helene Venus rekurriert auf Professor Romme für welchen diese Vorstellung „vielleicht“ auch bestehen könnte. Mit der Formulierung „jetzt wirklich schizophran“ bezieht sie sich auf den hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören, der Stimmenhören mit ‚Schizophrenie‘ gleichsetzt. Sie zweifelt jedoch die hegemonialen Diagnostizierungspraktiken an, da man ihr zufolge erst mit Hilfe ihrer vorgeschlagenen Instrumentarien entscheiden könne, ob jemand „jetzt wirklich“ schizophran sei. An diese Aussage setzt sie wieder den Rückversicherungspartikel „Nicht?“, womit sie mich wiederum als Interviewerin adressiert. Zudem zeigt sich durch diese Rückerversicherungsaktivität auch eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich der Faktizität dieser Aussage aus. Für diese Unsicherheit spricht auch, dass sie anzweifelt, ob für Professor Romme die gleiche Vorstellung gelte.

Es stellt sich die Frage, warum Helene Venus die Dichotomisierung zwischen ‚Schizophrenie‘ und ‚Stimmenhören‘ ein. Auch an der oben diskutierten Textstelle, zeigt sich die Abgrenzung vom hegemonialen Diskurs und die Orientierung an den latenten Erwartungsstrukturen dieses Diskurses. Hierzu interpretiert sie das Maastricht-Interview für ihre eigenen Zwecke, denn dieses ist eigentlich nicht dazu gedacht zwischen StimmenhörerInnen und Schizophrenie zu unterscheiden (siehe Kapitel 2.2). Auch in Helene Venus Bilanzierung nachdem ich bereits die Koda eingeleitet habe, kommt sie auf die „Diskrepanzen zwischen Schizophrenie und Stimmenhören“ zu sprechen:

I: Gibt es jetzt irgendwas von ihrer Lebensgeschichte, was Sie mir noch erzählen könnten? (.) oder was Sie noch nicht erwähnt haben? (2)

A: Nein eigentlich (2) außer dass ich sehr froh bin, dass ich dem Stimmenhören begegnet bin

I:

|  
/Ja

A:

|  
/äh weil es äh eben mir eine Aufgabe gibt.

(.) und weil ich vielleicht auch ein bisschen dazu beitragen kann, eben diese Diskrepanzen zwischen Schizophrenie und Stimmenhören //l:mhm// durch mein Erleben ein bisschen zu verändern. (1/26/31-1/27/10)

Nachdem es von ihr zu keiner eindeutigen Koda gekommen war und ich mich bezüglich ihrer häufigen Adressierungen und Fremdpositionierungen in dem Dilemma befand, einerseits ihren Adressierungen stand zu halten – erlaubte mir die narrative Interviewführung ja keine Positionierungen während der Haupterzählung – und andererseits dem Gefühl der Bedrängnis nachzugeben, indem ich auf ihre Fragen antwortete, leitete ich schließlich selbst eine Koda ein.

In ihrem Resümee betonte Helene Venus, dass sie sehr froh sei, dem Stimmenhören begegnet zu sein, weil sie als ‚StimmenhörerIn‘ nun eine „Aufgabe“ habe. Des Weiteren führt sie an, dass sie mit ihrem „Erleben“ „vielleicht auch ein bisschen“ dazu beitragen könne, die „Diskrepanzen zwischen Schizophrenie und Stimmenhören“ „ein bisschen“ zu verändern. An der Darstellungsweise dieser Aussage fällt die zweifache Verwendung von „ein bisschen“ (einmal sogar mit dem Zusatz „vielleicht“) auf, was auf eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die Zielerreichung dieser Aufgabe hindeutet. Es stellt sich die Frage, wer die AdressatInnen dieser „Aufgabe“ in Bezug auf die Veränderung der Diskrepanzen zwischen „Schizophrenie und Stimmenhören“ sind. Die Vermutung liegt nahe, dass Helene Venus auch mich, gehöre ich ja dem „Bereich der Schizophrenie“ an, mit dieser Aussage adressiert. Es stellt sich die Frage, warum Helene Venus diese Fremdpositionierung überhaupt vornimmt? Möchte sie wissen, was sie mir, da ich ja dem ‚Bereich der Schizophrenie‘ zuzuordnen sei, erzählen könne oder nicht? Auch die potentielle Interviewte des ‚nie stattgefundenen Interviews‘ erzählte mir, dass sie selbst darüber entschiede, wem sie was erzähle.

Da die Aussagen am Ende der Haupterzählung von Helene Venus in Form eines Resümees oder einer Bilanzierung zum ‚Zweck‘ oder ‚Ziel‘ des Interviews angeführt wird, stellt sich auch die Frage, um welche Art von Geschichte es sich bei dem Interview mit Helene Venus handelt? Bin ich die direkte Adressatin dieses Interviews, oder spricht sie auch eine breitere Öffentlichkeit an? Helene Venus hat schon mehrmals ihre Lebensgeschichte erzählt, auf ihrer Homepage lassen sich Teile ihrer Lebensgeschichte auch als ‚Recovery-Geschichte‘ finden. Zusätzlich lässt die jahrelange Teilnahme an Selbsthilfegruppen und Konferenzen, Seminaren und Workshops die Vermutung zu, dass sie schon des Öfteren ihre Lebensgeschichte erzählt hat und dass ihre Lebensgeschichte auch in kanonischer Form vorliegt, was bedeutet, dass ihre Geschichte schon mehrfach entsprechend vorgetragen und in ihrer Darstellungsform ritualisiert wurde. Das Resümee gegen Ende der Haupterzählung spricht dafür, dass Helene Venus es als ihre „Aufgabe“ sieht mit ihrer ‚Empowermentgeschichte‘ die Differenzen zwischen ‚Schizophrenie‘ und ‚Stimmenhören‘ zu verschieben. Da sie diese ‚Geschichte‘ schon öfters erzählt hat, bin ich nicht die direkte Adressatin dieser, sondern andere, die durch diese Geschichte zum ‚Empowerment‘ aufgefordert werden sollen.

Die narrative Selbstdarstellung Helene Venus‘ ist die Geschichte eines emanzipierten und empowernten Selbst. Sie investiert in die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ des Diskurs des ‚Hearing

Voices Movements' indem sie diese ‚Empowermentgeschichte‘ erzählt. Ulrich Bröckling (2007) schreibt, dass Empowerment Empowermentgeschichten brauche, da Empowerment nicht nur erlebt, sondern auch erzählt werden müsse und die Narration erst „jenes Kohärenzgefühl des Einzelnen, einer Gruppe oder der Gesellschaft [stiftet], aus dem sich der Glaube an die eigenen Möglichkeiten speist“ (Bröckling 2007, S. 200). Eine Empowermentgeschichte besitzt deshalb Aufforderungscharakter für andere, selbst aktiv zu werden. Dies ‚therapeutische Erzählung‘ oder ‚Empowermentgeschichte‘ bringt jedoch, wie ich bereits im *Kapitel 7.4.4* thematisiert habe, paradoxerweise die Geschichte eines unwissenden und leidenden Selbst hervor.

Des Weiteren findet sich Helene Venus ständig dem Legitimierungsdruck ausgesetzt, ein empowertes, emanzipiertes Selbst zu konstruieren, weshalb sie eine kohärente, in sich geschlossene und intelligible Geschichte konstruieren müsse. Genau darin liegt auch eine Ambivalenz: Um dies zu schaffen, muss sie auf die Bezeichnungspraktiken eines hegemonialen Diskurses zurückgreifen, von welchem sie sich jedoch auch abgrenzen muss, um als ‚vernünftig‘ und ‚intelligibel‘ zu gelten. Die gesamten Interpretationen sind darüber hinaus in dem kontextuellen Licht der Interviewsituation zu lesen, in welcher Helene Venus mich als Vertreterin des ‚hegemonialen Diskurses‘ positioniert, weshalb sie auch abwägen muss, was sie mir erzählt.

## **7.5 Zusammenfassung**

Die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ wird zum zentralen heutigen Identifikationsmoment Helene Venus‘ in ihrer narrativen Selbstdarstellung. Dieser Identitätsbezug stellt einen positiven Gegenentwurf dar, zu Bezeichnungen wie ‚Mensch mit Schizophrenie‘ oder ‚Geistesranke‘, welche mit der Ausschließung aus der Norm *per se* konnotiert sind. ‚Schizophren-sein‘ weist keine Spuren einer selbstbestimmten Benennung auf und stellt eine ‚aufgeworfene Identität‘ dar, wohingegen die Identität als StimmenhörerIn für Helene Venus ein widerständiges Bewusstsein und die Spuren von Selbstbestimmung transportiert. Diese stellt auch eine strategische Identität dar, um gegen die Anrufungen des hegemonialen psychiatrischen Diskurses zur Wehr zu setzen.

Es konnte an mehreren Stellen herausgearbeitet werden, dass es sich bei der narrativen Selbstdarstellung von Helene Venus um die Geschichte eines emanzipierten und empowerten Selbst handelt. Sie konstruiert sich zum einen selbst als Expertin ihrer Lebensgeschichte, indem sie sich von einem vergangenen und nicht wissenden Selbst abgrenzt und ihre Erfahrungen theoretisch überformt, um sie intelligibel zu machen und eine kohärente narrative Selbstdarstellung zu konstruieren. Zum anderen konstituiert sie sich als Expertin in Bezug auf die verschiedenen

Wissenssysteme und Perspektiven von Angehörigen und betroffenen StimmenhörerInnen. Dies äußert sie daran, dass sie eine flexibilisierte Verortung einnimmt. Helene Venus investiert in die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ des oppositionellen Diskurses zum Stimmenhören, indem sie selbst zum ‚expert of experience‘ wird. Sie widersetzt sich dem hegemonialen Diskurs und lässt sich innerhalb des psychiatrischen Dispositivs nicht zur ‚psychiatrischen Patientin‘ machen. Trotz des Widerstandes gegen den hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören, welchen sie mit Bezug auf ihr ‚lokales Wissen‘ legitimiert (da sie „Wirklichkeit“ erlebe), reproduziert sie die Praxis des Diagnostizierens dieses Diskurses, da sie verschiedener Lebensphasen mit psychiatrischen-medizinischen Termini (z.B. ‚psychotische Phase‘) legitimiert. Nur auf diese Art und Weise ist sie dazu in der Lage eine kohärente in sich geschlossene Erzählung eines einst ‚leidenden, nichtwissenden, fremdbestimmten Selbst‘ zu erzählen, welches einen Transformationsprozess zu einem ‚emanzipierten und selbstbewussten Selbst‘ vollzogen habe.

## **8. FABIANUS STAR – „Ah jo Stimmenhörer, sigst hob i a schon long nimmer gsehn“**

Zur Kontextualisierung des Interviews mit Fabianus Star sei erwähnt, dass dieses, im Gegensatz zu jenem mit Helene Venus, zu einer Zeit stattfand, als ich bereits den Forschungsgegenstand ‚Menschen, die Stimmen hören‘ fokussierte. Ich trug an Fabianus Star darüber hinaus bewusst nicht die identitätsunterstellende Anrufung ‚Stimmenhörer‘ heran. Ich wollte es ihm selbst überlassen, welche Subjektpositionen er in seiner narrativen Selbstdarstellung einnimmt.

Zunächst erfolgt die Schilderung des Kontaktaufbaus und des Interviewablaufs, welche einen ersten Hinweis dafür liefert, um welche Art von narrativer Selbstdarstellung es sich bei dem Interview mit Fabianus Star handelt. Dann werde ich die Ergebnisse der formalen und grobstrukturellen Analyse darstellen, und schließlich die Feinanalyse der Haupterzählung und einzelner Segmente aus der Nachfragephase präsentieren. Bezüglich der Darstellungslogik der Analyseergebnisse habe ich mich dazu entschieden, diese an die Art und Weise des Aufbaus der narrativen Selbstdarstellung von Fabianus Star anzupassen. Da die Haupterzählung im Gegensatz zu anderen narrativen Selbstdarstellungen sehr kurz dauerte, wird diese zunächst vollständig interpretiert. Erst im Anschluss werde ich die zentralen Positionierungsaktivitäten im Nachfrageteil mit denen der Haupterzählung in Verbindung setzen.

### **8.1 Beschreibung des Kontaktaufbaus**

Nach meiner Anfrage nach potentiellen InterviewpartnerInnen bei der Selbsthilfegruppe ‚Stimmenhören‘ in Y-Stadt, meldete sich Fabianus Star telefonisch bei mir. Er erklärte mir, dass ihm der Peer-Betreuer bzw. Gruppenleiter der Selbsthilfegruppe davon erzählt habe, dass ich InterviewpartnerInnen suche. Darüber hinaus erwähnte er, dass er am selben Tag noch zwei anderen Interessentinnen zugesagt habe, welche sich auch zwecks potentieller InterviewpartnerInnen an die Selbsthilfegruppe ‚Stimmenhören‘ gewandt hatten. Deshalb ‚laufe‘ an diesem Tag das Telefon bei ihm ‚heiß‘. Bezüglich des Interviewtermins teilte er mir mit, dass er, was Terminvereinbarungen anbelange, recht unkompliziert sei. Ich könne ihm auch kurzfristig Bescheid geben. Darüber hinaus gab Fabianus Star an, das Interview gerne in einem Café abhalten zu wollen. Wir vereinbarten uns auf einem öffentlichen Platz in Y-Stadt zu treffen und danach gemeinsam ins nächstgelegene Café zu gehen.

## 8.2 Beschreibung des Interviewablaufs

Das Interview mit Fabianus Star fand im August 2010 in Y-Stadt statt. Eine halbe Stunde vor dem vereinbarten Interviewtermin am Bahnhof in Y-Stadt ließ mir Fabianus Star eine Textnachricht zukommen, dass er bereits in einem Café am Bahnhof auf mich warte. Als ich am vereinbarten Ort eintraf, begrüßte er mich freundlich. Er wirkte auf mich etwas aufgeregt, da er sehr schnell und viel redete. Darüber hinaus machte er ein paar scherzhafte Bemerkungen und, da ich auch etwas nervös war, trug dies ein wenig zur Auflockerung bei. Fabianus Star stellte mir vor dem Interview viele Fragen. Seine erste Frage an mich war, ob ich schon von ihm gehört habe. Ich verneinte. Er erzählte mir, dass er bereits als Betroffener einen Artikel in einem Sammelband zum Stimmenhören veröffentlicht habe. Überdies habe er auch schon einen Fernsehauftritt in einer bekannten Talkshow des öffentlichen Fernsehens gehabt, in welcher er vom Stimmenhören erzählt habe. Ich antwortete ihm, dass ich das von ihm erwähnte Buch kenne, mir aber nicht bewusst gewesen sei, dass er diesen Artikel geschrieben hätte. Ich hatte den Eindruck, dass er daraufhin ein wenig enttäuscht darüber war, dass mir sein Namen nicht bekannt war. Es gab scheinbar ein paar Namen aus der „Szene“<sup>111</sup>, die man aufgrund ihrer Öffentlichkeitsarbeit kennen müsse, was sich auch an seiner nächsten Frage dokumentierte: Als ich ihm sagte, dass ich aus X-Stadt komme, fragte er mich, ob ich schon Helene Venus interviewt hätte (was ich zu diesem Zeitpunkt auch schon hatte). Erwähnenswert ist außerdem Fabianus Stars Anmerkung, dass er schon mehrere Interviews gegeben hätte und demzufolge auch Erfahrung mit Interviews habe. Gerade erst vor einer Woche hätte er einer anderen Interessentin, welche bei der Selbsthilfegruppe angefragt habe, ein Interview gegeben. Daraufhin erkundigte er sich über meine Diplomarbeit und darüber, weshalb ich mich für das Stimmenhören interessiere. Ich antwortete ihm, dass ich Psychologie studiere und in einer Therapiewerkstätte für ‚psychisch kranke Menschen‘ tätig sei und so auf das Phänomen aufmerksam geworden sei. Wie sich herausstellte, kannte er meine Arbeitsstelle durch einen Bekannten. Des Weiteren erkundigte er sich, ob ich die vor kurzem ausgestrahlte Reportage im öffentlichen Fernsehen zum Thema Stimmenhören gesehen hätte. Er habe bezüglich dieser Reportage zwar eine Anfrage zwecks Mitwirkung bekommen, sich dann aber doch dazu entschieden, nicht daran teilzunehmen.

Dieses Vorgespräch dauerte circa 5-10 Minuten. Ich begann währenddessen mein Aufnahmegerät auspacken und Fabianus Star erkundigte sich über technische Details des Aufnahmegerätes. Er meinte scherzhaft, ob ich mir denn sicher sei, dass die Aufnahme funktioniere. Er habe nämlich einmal einer jungen Frau ein Interview gegeben, und leider habe dann die Aufnahme nicht

---

<sup>111</sup> Menschen, die Stimmen hören, bezeichnete er auch selbst als ‚StimmenhörerInnen‘ und er sprach auch von einer ‚Stimmenhören-Szene‘, wie bereits Helene Venus in ihrem Interview.

funktioniert. Die Interviewerin hatten daraufhin ein Gedankenprotokoll erstellen müssen. Ich versicherte ihm, dass die Aufnahme bestimmt funktionieren werde.

Als ich Fabianus Star darauf hinwies, dass ich das Interview streng vertraulich behandeln werde, und ich eine Anonymisierung durchführen werde, entgegnete er mir, dass es ihm „egal“ sei und ich seinen Namen gerne verwenden könne. Ich entgegnete ihm daraufhin, dass ich bei all meinen InterviewpartnerInnen aus Gründen der Vertraulichkeit eine Anonymisierung vornehme und deshalb auch bei ihm. Bevor ich das das Aufnahmegerät einschaltete, teilte ich Fabianus abermals mit, dass ich mich für seine ‚gesamte‘ Lebensgeschichte interessiere. Ich fügte bewusst hinzu, dass er wisse, dass ich mich besonders für das Stimmenhören interessiere, es mir jedoch auch um die Gesamtheit seiner Erfahrungen gehe.

Im Vergleich zum Interview mit Helene Venus differierte das Interview mit Fabianus Star hinsichtlich seiner Länge und seines Aufbaus. Er ratifizierte zwar die Erzählaufforderung des offenen Formats des narrativen Interviews, beendete jedoch nach ca. 8 min seine Haupterzählung, indem er mich verbal („Pause“) und gestikulierend darauf hinwies, das Aufnahmegerät auszuschalten. Nach dem Ausschalten des Aufnahmegeräts forderte er mich wiederholt dazu auf, dass ich ihm Fragen stellen sollte („Dann miassn anfoch a Frage stellen“). Zudem merkte er an, dass er jetzt schon sehr viel erzählt hätte und er keinen Monolog halten möchte, sondern es ihm lieber wäre, wenn ich ihm Fragen stellte. Danach schloss eine fünfzig minütige Nachfragephase an, in welcher ich das Aufnahmegerät immer wieder einschaltete und mich Fabianus Star nach einiger gewissen Zeit wieder darauf hinwies dieses auszuschalten.

In der Nachfragephase versuchte ich zunächst möglichst viele erzählgenerierende Fragen zu stellen, die bereits während der Haupterzählung angesprochenen Themen betrafen. Im Anschluss stellte ich mehrheitlich exmanente Fragen, wie z.B. diese nach seiner Erklärungstheorie für das Stimmenhören, oder wie sich im Laufe der Zeit die ‚Beziehung‘ zu seinen Stimmen geändert habe. Während der gesamten Nachfragephase forderte Fabianus Star mich dann noch insgesamt fünf Mal dazu auf, die Aufnahme zu pausieren. Und noch etwas Unerwartetes trat ein: Nach ca. 10 Minuten stieß ein Bekannter von Fabianus Star zum Interview hinzu. Dabei handelte es sich um den Peer-Betreuer und zugleich Leiter der Stimmenhören Selbsthilfegruppe in Y-Stadt Michal A.<sup>112</sup>, welcher mir zuvor Fabianus Star als Interviewpartner vermittelt hatte. Ich kannte diesen schon von der Selbsthilfegruppe Stimmenhören in Y-Stadt, in welcher ich mein Ansuchen nach InterviewpartnerInnen vorgetragen hatte. Wie sich herausstellte, hatte Fabianus Star vor dem Interview Michael A. dazu eingeladen, diesem beizuwohnen. Mir gegenüber begründete er dies mit der Aussage, dass dieser seine Geschichte „eh schon kenne“. Michael A. saß während dem Interview

---

<sup>112</sup> Der Name des Peer-Betreuers wurde auch pseudonymisiert.

neben Fabianus Star und hörte uns zu. Für mich war dessen Beiwohnen überraschend, da mich weder Michael A. noch Fabianus Star zuvor darüber informiert hatten.

Charakteristisch für den Interviewablauf ist, dass Fabianus Star zwar die Erzählaufforderung des narrativen Interviews ratifizierte, jedoch das Format des Interviews selbst bestimmte, indem er mich aufforderte, Fragen zu stellen. Er nahm diesbezüglich eine Fremdpositionierung vor, indem er von mir als ‚Interviewerin‘ forderte, dass ich auch Fragen stellen müsse, wenn ich etwas von ihm erfahren möchte. Es änderte sich dadurch auch die Kommunikationsstruktur und das Format des Interviews. Ich werde bei der Darstellung der grobstrukturellen Analyse wieder auf den Interviewablauf zurückkommen, wenn ich der Frage nachgehe, um was für eine ‚Art‘ von Interview es sich mit Fabianus Star handelte.

### **8.3 Formale und grobstrukturelle Analyse**

Bei der formalen und grobstrukturellen Analyse der narrativen Selbstdarstellung von Fabianus Star geht es darum, eine Segmentierung und Verdichtung des Interviewmaterials vorzunehmen und herauszuarbeiten, welche Haupterzähllinie primär verfolgt wird. Zusätzlich habe ich eine Textsortenanalyse durchgeführt. Zuallererst werde ich die Segmente der relativ kurzen Haupterzählung von Fabianus Star auflisten, damit die LeserInnen sich einen Überblick über die thematische Relevanzsetzung seiner narrativen Selbstdarstellung verschaffen können.

#### **8.3.1 Formale Analyse: Segmentierung**

- Segment 1: 1959, Geburt, mit 12 Jahren Berufswunsch ‚Pfarrer‘, mit 17 Jahren maturiert (0/25-0/45)<sup>113</sup>
- Segment 2: 1985 das erste Mal Stimmenhören in Verbindung mit manifester Störung als manisch-depressiver Erkrankung; Hintergrundkonstruktion: 1979 das erste Mal Stimmenhören, jedoch nur als ‚Randphänomen‘ (0/46-1/38)
- Segment 3: 4 Jahre war ‚nichts‘, dann stationärer Aufenthalt aufgrund einer schweren depressiven Phase, war eine ‚Katastrophe‘, Abrutschen vom Job als Programmierer in Sozialhilfe, Umschulung zum Bürokaufmann, wieder Klinikaufenthalt, mit 32 Jahren in Berufsunfähigkeitspension (1/39-2/52)
- Segment 4: Beschreibung der ‚klassischen Psychiatriekarriere‘ und der ‚Stimmen‘, er war genötigt mit dieser ‚Art der Erkrankung‘ umzugehen (2/53-4/26)

---

<sup>113</sup> Diese Angaben beziehen sich auf die Dauer des jeweiligen Segments von der Audioaufnahme des Interviews. Es werden Minuten und Sekunden angegeben.

Segment 5: Besuch der Stimmenhörer-Selbsthilfegruppe, Mitarbeit in der Interessensvertretung, 1999-2008: Obmann und Geschäftsführer für die Initiative Psychiatrie-Erfahrener, hat als Stimmenhörer Expertise weitergegeben (4/27-8/33)

Subsegment ‚Expertise‘: Argumentation: Vergleich von Medikamenten beim Stimmenhören und Psychotherapie, westliche Schulmedizin versus ganzheitliche Betrachtung des Menschen (asiatische Medizin)  
Conclusio: keine Medikamente sondern ‚Coping with voices‘ – Verweis auf Professor Romme (5/09-8/33)

Erzählkoda: „Pause“ (8/35) (Bitte an die Interviewerin die Aufnahme zu pausieren und nun Fragen zu stellen)

### 8.3.2 Grobstrukturelle Analyse: Erzählinie, Textsorten und der Zeitaspekt

Bei der grobstrukturellen Analyse dieses Interviews habe ich mich nicht nur auf Interview an sich fokussiert, sondern unter Einbindung des Interviewablaufs herausgearbeitet, um was für eine Art von ‚Interview‘ es sich hier handelt.

Schon aus der Segmentierung der Haupterzählung wird ersichtlich (siehe oben), dass es sich insgesamt um eine zeitraffende Erzählung handelt. Der zeitliche Auflösungsgrad ist sehr gering, da größere Erzählabschnitte zusammengefasst werden, was sich auch an der jeweiligen kurzen Zeitspanne der jeweiligen Segmente dokumentiert. Es handelt sich lediglich um eine Abfolge einzelner für Fabianus Star biographisch relevanter Ereignisse oder ‚Lebensstationen‘, ohne diese im Detail auszuführen. Um das zu verdeutlichen werde ich die Eingangserzählung Fabianus Stars besprechen:

*So (.) jetzt sinniere ich vor mich hin. (.) also ich bin, 1959 geboren, im Oktober. U:nd ä:h wor das achte Kind von (.) ä:h elf Kindern, im Bezirk M. Katholische Familie. Wollt mit zwölf Jahren Pfarrer werden. Bin da:nn nicht Pfarrer geworden, sondern hab=mit 17 Jahren äh maturiert. U:nd äh fünfundzwanzig-jährig is das erste Mol, genau vor fünfzezwanzg Johrn, 1985 (.) ä:h (.) des Stimmenhören aufgetretn; so massiv, dass ich zwei Monate im X-Spital wor. (.) Eigentlich ist dieses Stimmenhören, oder das Psychotische (.) oder sogma Halluzination, akustische Halluzination, (.) das erste Mol aufgetreten 1979, in Holland. Ich war nach Holland (.) gekommen. (.) im Mai 1979. U:nd ä:h (.) und hob dann dort im Oktober 1979 das erste Mal Stimmen gehört (.) oba des war nur so ein Randphänomen. (.) Es hat sich dann wirklich auch wiederholt immer wieder so um den Geburtstag herum. (.) Oba die eigentliche (.) äh erste, manifeste Störung (.) als manisch-depressive Erkrankung (.) wor 1985. (.) //l:mhm// Do:nn wor vier Johr nix. (0/25-1/42)*

Interessant am ersten Satz der narrativen Selbstdarstellung von Fabianus Star („jetzt sinniere ich vor mich hin“) ist die Verwendung des Verbs ‚sinnieren‘. Es stellt sich die Frage, warum Fabianus Star seine Selbstdarstellung mit dieser Ankündigung beginnt. Eine mögliche Lesart dieses ankündigenden metanarrativen Hinweises an mich als Interviewerin ist, dass es sich hierbei um keine ‚vorbereitete‘ Geschichte handelt. Fabianus Star macht sich also erst im Laufe des Erzählens über die von ihm zu vermittelnden Inhalte Gedanken. Fabianus Star hat schon vor dem Interviewbeginn darauf hin

gewiesen, dass er schon etliche Interviewerfahrungen gemacht habe. Deshalb kann vermutet werden, dass die Erzählaufforderung des narrativen Interviews von seinen anderen Erfahrungen differiert und ihm dieses Interviewformat deshalb auch nicht vertraut ist. Dies dokumentiert sich auch an der kurzen Dauer der Haupterzählung und der darauffolgenden mehrmaligen Aufforderung an mich als Interviewerin, ich solle ihm Fragen stellen, weil er keinen Monolog führen möchte. An einer späteren Stelle werde ich wieder auf diesen Erzähleinstieg zu sprechen kommen, wenn ich der Frage nachgehe, um welche Art von ‚Geschichte‘ es sich bei dieser Selbstdarstellung handelt.

Betrachtet man sich den obigen Transkript-Ausschnitt, fällt die zeitraffende Darstellung auf, bezogen auf die Zeitspanne von Fabianus Stars Geburt bis zum erstmaligen Aufenthalt in einem Spital aufgrund ‚massivem‘ Stimmenhörens. Diese Auflistung einzelner biographischer Daten (*„1959 geboren, im Oktober. U:nd ä:h wor das achte Kind von (.) ä:h elf Kindern, im Bezirk M. Katholische Familie. Wollt mit zwölf Jahren Pfarrer werden. Bin da:nn nicht Pfarrer geworden, sondern hab=mit 17 Jahren äh maturiert)*) wird zeitraffend im ‚Telegramm-Stil‘ vorgetragen. Es erfolgt keine Erzähldetaillierung oder Legitimierung, warum er beispielsweise seinem Berufswunsch „Pfarrer“ zu werden doch nicht nachgekommen sei. Dies scheint für Fabianus Star hinsichtlich seines dominanten Darstellungsinteresses auch nicht relevant bzw. erzählwürdig. Als er auf ‚das erste‘ Auftreten des Stimmenhörens im Jahr 1985 zu sprechen kommt, korrigiert er sich gleich zweimal. Das erste Mal korrigiert er sich hinsichtlich der Bezeichnungen zum ‚Stimmenhören‘, indem er diesen Begriffe übersetzt (*„oder das Psychotische (.) oder sogma Halluzination, akustische Halluzination“*) übersetzt. Hier wird nun die Frage aufgeworfen, warum Fabianus Star diese Übersetzung vornimmt? Erfolgt diese für mich als Interviewerin, oder macht er üblicherweise für ZuhörerInnen diese Übersetzungen? Die zweite Selbstkorrektur äußert sich daran, dass Fabianus Star in Form einer Hintergrundkonstruktion ausführt, dass das Stimmenhören *„eigentlich“* das erste Mal 1979 in Holland *„aufgetreten“* sei und nicht im Jahr 1985. Er relativiert ‚dieses‘ Stimmenhören im Jahr 1979 mit der Kategorisierung *„Randphänomen“*. Im Kontrast dazu ist seine Kategorisierung ‚massives Stimmenhören‘ als *„manifeste Störung (.) als manisch-depressive Erkrankung“* mit der Konsequenz eines Spitalaufenthalts im Jahr 1985. Die Differenzierung erfolgt zwischen den Bezeichnungen einer ‚manifesten Störung‘– einem Begriff aus einem medizinisch-psychiatrischen Diskurs – und einem *„Randphänomen“*. Die Wahl des Begriffs ‚Phänomen‘ steht für etwas sinnlich wahrnehmbares, und oft noch nicht in wissenschaftliche Begriffe gekleidetes Vorkommnis. Erst als das Stimmenhören vom *„Randphänomen“* zum ‚massiven Stimmenhören“ avancierte, wirkte sich dies auch maßgeblich auf Fabianus Stars weiteres Leben aus (wie wir unten weiter noch sehen werden).

Die Anfangserzählung von Fabianus Star gibt wesentlichen Aufschluss darüber, nach welchen Relevanzstrukturen er seine narrative Selbstdarstellung ausrichtet. Denn die Art und Weise, wie

Themen in einer narrativen Selbstdarstellung aufeinander folgen, gibt uns Aufschluss darüber, von welchen Kohärenzbeziehungen oder Assoziationen sich die InterviewpartnerInnen leiten lässt. Was die Erzählwürdigkeit, Ausführlichkeit und Auslassungen bestimmter Ereignisse oder Lebensphasen im obigen Abschnitt betrifft, fällt die Orientierung an einer lebenslaufartigen Darstellung auf. ‚Stationen‘ und Phasen seines Lebens werden von Fabianus Star lediglich angeführt, jedoch nicht im Detail ausgeführt. Ebenso im weiteren Verlauf der Haupterzählung orientiert er sich an primär berufsrelevanten Lebenslaufmarkern. Aufgrund seiner vielen Spitalsaufenthalte verlor er seinen Job als Programmierer, bezog daraufhin Sozialhilfe, wurde zum Bürokaufmann umgeschult, und wurde schließlich pensioniert mit einer Berufsunfähigkeitspension. Danach orientiert er sich bei seiner Erzählung an einer anderen Art von Karriere, nämlich seiner ‚Psychiatriekarriere‘.

Es zeigt sich im Hinblick auf die gesamte Haupterzählung eine zeitraffende Darstellung. Deskriptive Darstellungen, die in Relation zur restlichen Erzählung ausführlich sind, erfolgen nur in Bezug auf seine ‚typische Psychiatriekarriere‘ und auf ‚das Stimmenhören‘. Dies kann auch an Fabianus Stars Annahme liegen, dass mich das als Interviewerin primär interessiere. Zum Abschluss der Haupterzählung kommt er auf seine gegenwärtige zentrale Positionierung als ‚Stimmenhörer‘ zu sprechen, woraufhin er ausführlich wiedergibt, auf welche Art und Weise er seine ‚Expertise‘ als Stimmenhörer an andere Betroffene und Angehörige weitergegeben habe. Erst in diesem abschließenden Segment lassen sich argumentative Passagen identifizieren, in welchen Fabianus Star Behandlungsmethoden des Stimmenhörens miteinander vergleicht und sich gegen die hegemoniale Behandlungspraxis der ‚Medikamentierung‘ ausspricht. Er resümiert seine argumentativen Ausführungen mit: *„Es geht eher (.) äh wie der Professor Romme in Holland eben (.) bei Stimmen sogt, Coping with Voices. Wie gehe ich mit den Stimmen um. Wie kann ich Strategien entwickeln, dass sie meinen Alltag nicht stören?“*, womit er seine Haupterzählung mit der Weitergabe seiner Expertise (an mich) beendet. Mit dieser Weitergabe seine ‚Expertise‘ investiert er auch in seine Identität als ‚Stimmenhörer‘ und ‚Experte‘; ich werde unten weiter dieses Abschlussegment auch noch *in extenso* analysieren. Die primäre Haupterzähllinie ist also die Orientierung an beruflich-relevanten Lebenslaufmarkern (‚Pfarrer‘, ‚Maturant‘, ‚Programmierer‘, ‚Bürokaufmann‘, ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ der Interessensvertretung ‚Initiative Psychiatrie-Erfahrener‘) unter der Berücksichtigung, inwiefern Fabianus Stars Stimmenhören diese Laufbahn beeinflusste. Das damit zusammenhängende Bedeutungsfeld der ‚Arbeit‘ ist dabei ein wiederkehrender thematischer Kreis der narrativen Selbstdarstellung Fabianus Stars, was ich in den folgenden Feinanalyse(n) noch verdeutlichen werde.

Betrachten wir nun das gesamte Interview und den Interviewablauf bezüglich seines Formats: Um was für eine Art von Geschichte handelt es sich bei dieser Selbstdarstellung? Wenn man sich die Art

und Weise des Abschlusses seiner Haupterzählung ansieht, ist es aufschlussreich, dass er hier seine ‚Expertise‘ als sogenannter ‚Stimmenhören-Erfahrener‘ weitergibt und resümiert, welche Behandlungsmethode er bezüglich des Stimmenhörens als gut erachtet und welche nicht. Die Tatsache, dass Fabianus Star mich auch mehrmals explizit dazu aufforderte ihm Fragen zu stellen, bekräftigt somit die These, dass es sich bei diesem Interview um eine Art ‚Experteninterview‘ handelt. Schon im Vorfeld des Interviews hat sich Fabianus Star als Experte positioniert, indem er seine Interviewerfahrungen ansprach, aber auch seine Bekanntheit innerhalb der ‚Stimmenhören-Szene‘. Er konnte auch meine Rolle als zunächst ‚zuhörende Interviewerin‘ nicht akzeptieren, weshalb er mich dazu aufforderte Fragen zu stellen („*Dann miassn anfoch a Frage stellen*“). Dass er zudem die Erwartung hat, dass ihm seine InterviewerInnen auch ‚gute Fragen‘ stellen sollen, zeigt sich an der Aussage im Nachfrageteil, als er auf eine bekannte Moderatorin zu sprechen kommt, welche ihn in einer Talk-Show zum Stimmenhören interviewt hatte:

*Des is a sehr interessant. Des hots guat gmocht. sie is jo Doktorin. Sie is a Medizinerin, die Frau X-Moderatorin. (.) Phd. (.) und jo. (.) die hot sich lange vorbereitet, sie hot sich auch eingelesen. De Frau Professor Y-Psychiaterin wor a mit, mit derer Sendung. U:nd (.) sie hot sehr (guate) Frogen gstöllt. Gö? ((zu Michael A. sprechend)) (29/58-30/20)*

Dies lässt die weitere Schlussfolgerung zu, dass Fabianus Star hinsichtlich seiner Identitätspositionierung als ‚Experte‘ auch anerkannt werden möchte. Er bestimmt auch wesentlich, was er auf ‚Band‘ haben möchte und was nicht, indem er mich als Interviewerin auffordert, die Aufnahme zu pausieren. Die Interaktion zwischen den Aufnahmen, in denen pausiert wird, ist somit ‚imaginierten Anderen‘ als Publikum nicht zugänglich. Zudem wies er mich dezidiert darauf hin, dass ich seinen Namen nicht anonymisieren müsste. Bei Fabianus Star Erzählung handelt es sich um eine an die Öffentlichkeit gerichtete, medial inszenierte Selbstdarstellung, bei welcher er den Interviewablauf hinsichtlich seines Formats (‚Experteninterview‘) wesentlich beeinflusste. Dass es sich um ein an die Öffentlichkeit gerichtetes Interview handelt, wird durch das Faktum, der Anwesenheit einer dritten Person, welche von Fabianus Star eingeladen wurde, zusätzlich bekräftigt.

#### **8.4 Feinanalyse: Positionierungen, Diskurse und Strukturverhältnisse**

In der im Nachfolgenden skizzierten Feinanalyse des Interviews werde ich die bisher angesprochenen Aspekte noch verdeutlichen und die Positionierungsaktivitäten und relevanten Diskurse und Strukturverhältnisse für die narrative Selbstdarstellung Fabianus Stars noch im Detail vorstellen. Als erstes werde ich die Feinanalyse der Haupterzählung Fabianus Stars vollständig präsentieren und im Anschluss einzelne Segmenten des Nachfrageteils interpretieren und mit den Interpretationsergebnissen der Haupterzählung verknüpfen.

#### 8.4.1 Feinanalyse der Haupterzählung

Die Analyse der Haupterzählung kann nun wesentliche Hinweise zum dominanten Darstellungsinteresse von Fabianus Star liefern. Ich werde hierfür chronologisch vorgehen um die bereits in der grobstrukturellen Analysedarstellung erwähnte Haupterzähllinie transparent zu machen.

##### Depressive Phasen bis zur Berufsunfähigkeitspension

Das nun folgende Segment schließt an die oben bereits analysierte Eingangserzählung von Fabianus Star an:

*Do:nn wor vier Jahr nix. U:nd do:nn, 1990 hab ich eine schwere depressive, Phase gehabt. Die Depression war so stork, dass i (2) ä:h 3 Monat, im stationären Bereich war in der Nervenlinik in Y-Stadt. (.) Und wor donn sechs Monat wirklich(.) ä:h sehr schwer depressiv. (.) hob äh 16 Stund gschlofn am Tog. (.)U:nd dos gonze wor für mi a Katastrophe, (.) weil ich natürlich meinen Job verloren hob, als Programmierer. (.) U.nd (.) abgerutscht bin, von einem guten Job in die Sozialhilfe. (.) Weil mit zwaedreizg Jahr host jo nit viel Möglichkeiten. Do:nn hobn de versucht mich umzuschu:len, (.) im Beruflichen Rehabilitationszentrum. Ä:hh auf Bürokaufmann. (.) U:nd ä:hh des hab i dann wieder abgebrochen; (.) bin wieder in die Klinik gekommen. (.) U:nd donn hobsn mi pensioniert. (.) Das heißt ich bin mit 32 Jahren mit Berufsunfähigkeitspension (.) pensioniert worden. U:nd (3) ho:b do:nn eine klassische Psychiatriekarriere gehabt. (1/39-2/59)*

Nachdem Fabianus Star 1985 aufgrund ‚massiven‘ Stimmenhörens seinen ersten Spitalsaufenthalt hatte, sei dann „vier Jahr nix“ gewesen, wobei er sich auf die im Eingangssegment angesprochene erste „manisch-depressive Erkrankung“ bezieht (siehe oben). Was in diesen vier Jahren passiert ist, wird von ihm nicht näher ausgeführt und scheint in Bezug auf sein Selbstdarstellungsinteresse nicht wichtig. Er fährt fort, indem er auf das Jahr 1990 zu sprechen kommt und seine „schwere depressive Phase“ zu jener Zeit. Die Erleidensproblematik zur damaligen Zeit unterstreicht er mit der Verwendung der Formulierung „sehr schwer“ und er markiert die Faktizität dieser Aussage mit dem Adverb „wirklich“. Den Höhepunkt dieser negativen Verlaufskurve, welchen er als „Katastrophe“ bezeichnet, stellt der Verlust seines Jobs als ‚Programmierer‘ dar. Die Determiniertheit dieses Verlusts drückt er durch die Verwendung des Adverbs „natürlich“ aus („weil ich natürlich meinen Job verloren hob“). Diesen Verlust des Jobs drückt er mit der Anführung des metaphorischen Verbs „abrutschen“ aus („abgerutscht bin, von einem guten Job in die Sozialhilfe“). Die strukturelle Begrenztheit seines damaligen Handlungsspielraum („Weil mit zwaedreizg Jahr host jo nit viel Möglichkeiten“) manifestiert sich auch an den Passivkonstruktionen, die er zu Beschreibung dieser Zeit verwendet („Do:nn hobn de versucht mich umzuschu:len“, „U:nd donn hobsn mi pensioniert“). Nachdem er die Umschulung zum Bürokaufmann abgebrochen hatte, und einem weiteren Klinikaufenthalt hatte, wurde Fabianus pensioniert. Er bekam mit 32 Jahren eine Berufsunfähigkeitspension. Damit verlässt er in Bezug auf seine zuvor verfolgte Haupterzähllinie auch

die Orientierung an einem (hegemonialen) beruflichen Lebenslauf. Daraufhin verfolgte er kein hegemoniales normalisiertes und anerkanntes berufliches Ablaufmuster mehr, sondern mit der Berufsunfähigkeitspension beginnt seine ‚Psychiatriekarriere‘.

### Klassische Psychiatriekarriere

*U:nd (3) ho:b do:nn eine klassische Psychiatriekarriere gehabt. (3) Das heißt i wor (.) mindestens drei, vier Mol im Jahr stationär. //l:mhm// (.) drei vier Wochn bis drei Monat. (2) U:nd dos immer wieder aufgrund des Erlebens von Stimmen. (.) Die Stimmen ä:h worn diktatorisch, sie worn (.) ä:h so massiv beeinträchtigt, dass i mich dem ausgeliefert gefühlt habe. (.) Und auch immer den Anweisungen der Stimmen wirklich gehorcht hob. //l:mhm// (.) Des haßt die hobn mir was ongschofft, und das hab ich auch gemacht. (.) U:nd wenn ich jetzt die Stimmen äh als Gesamtheit sehe; Dann san dos sieben Stimmen; die mich (3) unterholtn, die mit mir reden. Es gibt, bestimmende (.) be=bestimmte Themen //l:mhm// (.) dadurch dass ich äh fünf Sprachen spreche, hob i a für jede Sprache eine Stimme, das haßt ich erkenne die Stimmen nit nur über des was sogt, sondern auch über die Sprache die sie nimmt. (.) Die Inhalte sind a wieder ident, der ane redet mehr über banale Sochn, und die ondern donn wieder was anders ((schnell abgewürgt gesprochen)). Und (.) nach und nach (.) bin ich dann, genötigt gewesen mit dieser, mit dieser äh Art der Erkrankung umzugehen. (.) Und mein Psychiater hot gsogt ich soll doch äh die StimmenhörerSelbsthilfegruppe besuchen. (2/53-4/33)*

In diesem Segment zeigt sich eine deskriptiv illustrierende Darstellungsweise. Zunächst beschreibt Fabianus Star seine Psychiatriekarriere („Das heißt i wor“) und danach „die Stimmen“, welche er mit seinen stationären Aufhalten kausal in Verbindung bringt („U:nd dos immer wieder aufgrund des Erlebens von Stimmen“). Das Temporaladverb „immer“ unterstreicht den konstruierten kausalen Zusammenhang. Als Fabianus Star im Anschluss „die Stimmen“ beschreibt, verwendet er die Vergangenheitsform, was darauf hindeutet, dass er die Stimmen möglicherweise zum gegenwärtigen Zeitpunkt anders erlebe. Die Einschränkung seines Handlungsspielraums durch die Fremdbestimmung („ausgeliefert gefühlt“, „worn diktatorisch“) und die Erleidensproblematik („massiv beeinträchtigt“) aufgrund der Stimmen brachten Fabianus Star dazu, den Anweisungen der Stimmen „wirklich“ zu gehorchen. Die Faktizität wird durch die Verwendung des Adverbs „wirklich“ noch unterstrichen. Nach dieser Beschreibung der ‚massiv beeinträchtigenden‘ Stimmen, wechselt er die Zeitform von der Vergangenheits- zur Gegenwartsform („wenn ich jetzt die Stimmen äh als Gesamtheit sehe“). An dieser Stelle beschreibt Fabianus Star nun die Stimmen auf eine positivere Art und Weise („sieben Stimmen, die mich (3) unterholtn, die mit mir reden“). Die Beschreibung ‚der Stimmen‘ und die Verwendung der Verben ‚unterhalten‘ und ‚reden‘ evozieren das Bild eines Kommunikationstausches zwischen z.B. Bekannten oder FreundInnen. Helene Venus hat auch diese oder ähnliche Verben verwendet, um die Interaktion mit ihren Stimmen zu beschreiben. Diese Beschreibungsweise differiert von der hegemonialen Bezeichnungspraxis, welche die Stimmen mit ‚Halluzinationen‘ gleichsetzt. Fabianus Star nimmt zwar in dem oben besprochenen Eingangssegment eine Übersetzung vor („dieses Stimmenhören, oder das Psychotische (.) oder sogma Halluzination, akustische Halluzination“) und verweist auf den hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören, die obige Beschreibung der Stimmen als KommunikationspartnerInnen widerspricht jedoch der Gleichsetzung von Stimmen und ‚Halluzinationen‘. Auch deshalb, weil er die Existenz der

Stimmen nicht anzweifelt. Es zeigt sich also eine Ambivalenz im Bezug auf die Bezeichnungspraktiken zum Stimmenhören.

Es stellt sich die Frage, warum Fabianus Star zunächst auf negative Art und Weise von den Stimmen in der Vergangenheit spricht („massiv beeinträchtigend“, „diktatorisch“), und dann bei der beschreibenden Darstellung „der Stimmen“ in die Gegenwartsform die Bewertung der Stimmen positiver („reden“, „unterholtn“) ausfällt? Hat sich die ‚Beziehung‘ oder der Umgang mit den Stimmen im Laufe der Zeit geändert? Aufschluss darüber auf manifester Ebene kann nur eine Stelle aus dem Nachfrageteil geben, als Fabianus Star beschreibt wie sich die ‚Beziehung‘ zu den Stimmen über die Jahre verändert habe:

*Wie es ongfongen hot worns mehr diktatorische Anweisungen. I hob Frogen stölln kennen, de san ignoriert worden; und in der Zwischenzeit, über die 30 Jahr, dies do jetzt do geben hot, is es ein partnerschaftlicher Dialog. (.) Bisweilen penetrant, und a unangenehm. (.) Aber es ist zumindest ein Dialog, wo i auch noch was mitzureden habe. (42/35-43/0)*

Die Interpretationsthese, dass Fabianus Star die Stimmen zum gegenwärtigen Zeitpunkt als KommunikationspartnerInnen sieht, wird durch die Aussagen „partnerschaftlicher Dialog“ und „zumindest ein Dialog, wo ich auch noch was mitzureden habe“ verstärkt.

Fahren wir nun aber mit der Interpretation des Segments aus der Haupterzählung fort. Nach der Beschreibung der Stimmen „als Gesamtheit“ wechselt Fabianus Star wiederum in die Vergangenheitsform und nimmt den Erzählfaden wieder auf („Und (.) nach und nach (.) bin ich dann, genötigt gewesen mit dieser, mit dieser äh Art der Erkrankung umzugehen“). Der Ausdruck „genötigt gewesen“ dokumentiert die eingeschränkten Handlungsperspektiven zur damaligen Zeit. Des Weiteren spricht Fabianus Star hier im Zusammenhang mit dem Stimmenhören als „Art von Erkrankung“. Nachdem er akzeptiert habe, dass er mit dieser „Art der Erkrankung“ umzugehen habe, besucht er auf Anraten seines Psychiaters in die StimmenhörerSelbsthilfegruppe und kommt auf seine Identität als ‚Stimmenhörer‘ oder ‚Stimmenhörer-Erfahrener‘ zu sprechen.

#### Investieren in die Identität als Stimmenhörer

Ich werde das letzte Segment der Haupterzählung aufgrund seiner Länge für die Analyse in zwei Teile teilen.

*Und (.) nach und nach (.) bin ich dann, genötigt gewesen mit dieser, mit dieser äh Art der Erkrankung umzugehen. (.) Und mein Psychiater hot gsozt ich soll doch äh die StimmenhörerSelbsthilfegruppe besuchen; in Y-Stadt. (.) U:nd dos hob i gmocht. Und de hobn donn, de Empowerment Tage gemacht, und mich eingeladen (.) in der Interessensvertretung für Menschen mit psychischen Erkrankungen (.) zu orbeitm. //I:mhm// Des hob i donn a gmocht. (.) 1999. und wor donn bis 2008 (.) äh Obmann und Geschäftsführer im Verein S. Z-Bundesland Initiative Psychiatrie-Erfahrener. Wor ols (.) Stimmenhörer sehr oft, bei Konferenzen (.) unterwegs. Hob meine Expertise als Stimmenhörer-Erfahrener gegeben. (4/17-5/08)*

Im Jahr 1999 besucht Fabianus Star auf Anraten seines Psychiaters hin eine Selbsthilfegruppe für Stimmenhören. Bei den Empowerment-Tagen sei er dann dazu eingeladen worden, bei der

Interessensvertretung mitzuarbeiten und war daraufhin ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ eines Vereins, welcher sich als „Initiative Psychiatrie-Erfahrener“ für ‚psychisch kranke Menschen‘ eingesetzt habe. In diese Positionierungen ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ habe er von 1999 bis 2008 investiert. Er führt jedoch nicht aus, warum er diesen Tätigkeiten zum Zeitpunkt des Interviews (im Jahr 2010) nicht mehr nachkomme. Erst im Nachfrageteil erwähnt er, dass dem Verein die Geldmittel gekürzt worden seien und dieser daraufhin aufgelöst werden musste. Es fällt auf, dass Fabianus Star bisher in der Haupterzählung nur Berufs-bezogene Identitätspositionierungen genannt hat (‚Pfarrer‘, ‚Programmierer‘, ‚Bürokaufmann‘, ‚Pensionist‘, ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘), welche für ihn als wesentliches Orientierungsmoment bei der Art und Weise seiner Selbstdarstellung dienen. Vorausgreifend sei erwähnt, dass Fabianus Star im Nachfrageteil mit dem Auflösen des Vereins davon spricht, nun „wirklich“ pensioniert zu sein. Nach seiner Psychiatriekarriere markieren der erstmalige Besuch der Selbsthilfegruppe und dem Mitarbeiten in der Interessensvertretung einen Wendepunkt in dem von ihm konstruierten ‚Lebenslauf‘. Fabianus Star sei es wieder ermöglicht worden einer ‚Arbeit‘ nachzugehen. Welche Konsequenzen nun diese ‚wirkliche‘ Pensionierung für ihn nach sich zog, werde ich unten noch detailliert herausarbeiten (siehe Kapitel 8.4.3).

Durch das Mitarbeiten in der ‚Initiative Psychiatrie-Erfahrener‘ investiert er auch die Identitätspositionierung als ‚Stimmenhörer‘. Die Nennung dieser Identitätspositionierung gleich im Anschluss an die Anführung, dass er Geschäftsführer und Obmann des Vereins war, lässt die Vermutung zu, dass die Investition in die Identität als ‚Stimmenhörer‘ auch zu seinen wesentlichen Aufgabenbereichen zählte. Als ‚Stimmenhörer‘ sei Fabianus Star nun oft auf Konferenzen unterwegs gewesen und habe seine Expertise weitergegeben. Der Besuch von Konferenzen und die Weitergabe von seiner ‚Expertise‘ lassen sich als Praktiken identifizieren, mit welchen auch schon Helene Venus in die Identität ‚Stimmenhörerin‘ investierte. Interessant ist, dass Fabianus Star die Vergangenheitsform verwendet, wenn er von sich als ‚Stimmenhörer‘ spricht. Ist dies keine Positionierung mehr, mit welcher er sich identifiziert? Ich werde diese Frage unten weiter wieder aufgreifen.

Im nächsten Transkript-Ausschnitt der Haupterzählung gibt nun Fabianus Star seine ‚Expertise‘ als ‚Stimmenhörer‘ weiter.

*Hob meine Expertise als Stimmenhörer-Erfahrener gegeben. U:nd des wor natürlich auch im Zusammenhang mit überhaupt (psychiatrischer) Erkrankungen. Das heißt auch die Erfahrung, mit der Medikation, des gher jo dazu, welche Medikamente helfen. Es gibt z.B. den Professor K. der sogt, (.) äh (2). Was die Stimmen sogn interessiert mi nit. Wenn die Stimmen do san, gher (.) Tabletten her, damit die weggehen. Des is nit mein Zugong. (.) Ich persönlich weiß, dass ich in der psychotherapeutischen Begleitung vü mehr mitkriagt hob; (.) wo wir den Inhalt der Stimmen beachtet hobn. //l:mhm// weil die Inhalte der Stimmen san jo nit von ungefähr. (5) U:nd (3) wenn wenn mich jemond donn gfrogt hot, (.) vor ollem die die Angehörigenvertretung, (.) Angehörige die zu mir kummen san hobn gsogt, Herr Star was nehmen denn sie für Tabletten? (.) weil mei Sohn hert a Stimmen (.) und warum gehts ihnen so guat? Damits dem a so guat geht. (.) Und i hob donn immer gsogt des is sehr sehr verschieden. Weil i nimm nämlich gor kane Tabletten. //l:mhm// (.) Und dem an hülft die Tabletten, und noch zwa Jahr muass ers um=obsetzen weil der Körper sich daran gewohnt hat. Dieses diese Tabletten= ähm=Hörigkeit*

*dies speziell im Westen nach gibt, ist natürlich massiv. (.) eine eine Einschränkung der Sichtweise des des menschlichen Organismus, dass ich praktisch a Tablette(n) nimm und die Stimmen san weg. //l:mhm//oder a Tablette(n) gegens Kopfweh, und gegen Schmerzen und gegen des. (.) I wor sölba drei Jahr in Südkorea, als Deutsch und äh Englisch-Professor, hob dort gearbeitet und die Sprache erlernt. Und i waß dass die Asiaten gonz anders denken, dass die den gesamten Menschen mit äh (.) seiner (2) Vielzahl an sozialen und und und sonstigen Kompetenzen sehen. (.) und (.) dort auch den Heilungsansatz. //l:mhm// Das haßt wir sind (.) i hob donn 10 Jahr Psychotherapie gmocht; draufkommen. (.) dass äh (.) der soziale und und soziale und seelische Missbrauch daham in der Familie; der Vater wor ein Choleriker der hot (.) der hot einfach die Kinder windelweich gschlohn. (.) dass all das entscheidend wor, (.) damits überhaupt zu einem äh Ausbrechen von diesen Krankheiten kommt. //l:mhm// Donn wor meine Geburt sehr umstritten. I hob mit äh mit äh (2) mit (.) fünfenehalb Kilo das Licht der Welt erblickt. //l:mhm// das heißt meine Mutter wor fost verblia. dos erste Mol dos sie ins Kronkenhaus gongen is. (.) die ersten sieben Kinder san daham geboren, in in M-Bezirk. ich wor der erste der im Kronkenhaus geboren ist. (.) U:nd dieses Geburtstrauma (.) na= zieht sich immer wieder um um den Oktober wo i geboren bin; kommt immer wieder diese Situation zurück. (.) dass ich Stimmen höre, dass ich irgendwie (.) in die Manie abgleite, dass ich nochan wieder depressiv werd //l:mhm// dass i in= Aufnahme hob in in an Kronkenhaus und und und. (.) Also dies diese diese äh (.) Parallelen, diese Ursachen, ( ) des hobn ma schon ziemlich klar herauskristallisiert. Es geht eher (.) äh wieder Professor Romme in Holland eben (.) bei Stimmen sogt Coping with voices. Wie gehe ich mit den Stimmen um. Wie kann ich Strategien entwickeln, dass sie meinen Alltag nicht stören? //l:mhm// (3) Pause. (5/04-8/33)*

Zunächst kommt Fabianus Star auf seine Positionierung als ‚Stimmenhörer‘ zu sprechen und gibt dann in theoretisierender und argumentativer Art und Weise seine ‚Expertise‘ weiter. Fabianus Star illustriert wie sich die Weitergabe seiner Expertise gestaltete („Und (3) wen wenn mich jemond donn *gfroggt hot*“). Schon beim Interview mit Helene Venus hat sich ein homologes Muster identifizieren lassen, da sie ebenfalls ihre Expertise als Stimmenhörerin im Rahmen des Interviews wiedergeben hat, indem sie Fragen beantwortete, die ihr im Zuge ihre Öffentlichkeitsarbeit gestellt wurden. Auffällig an Fabianus Star Selbstdarstellung in diesem Segment ist die Verwendung der Vergangenheitsform (*Hob meine Expertise als Stimmenhörer-Erfahrener gegeben; wenn mich jemond donn gfroggt hot*). Dadurch jedoch, dass Fabianus Star sich auch schon im Vorfeld des Interviews mir gegenüber als Experte positioniert hat und im obigen Abschnitt theoretisierend Behandlungsmethoden vergleicht, investiert er nachwievor auf latente Art und Weise in die Positionierung als ‚Experte‘ für das Stimmenhören.

Beim Vergleich der Behandlungsmethoden kommt es bei ihm zu einer Gegenüberstellung von einem biomedizinischen Ansatz der Schulmedizin und ‚ganzheitlicheren‘ Zugänge, welche den „gesamten Menschen“ betrachten. Die (in westlichen Gesellschaften) hegemoniale Behandlungspraxis der Medikamentierung lehne Fabianus Star ab („*Dieses diese Tabletten=ähm=Hörigkeit dies speziell im Westen nach gibt, ist natürlich massiv*“). Dieser Behandlungsansatz habe einen verkürzten Blick, aufgrund seines kausalen eindimensionalen Ursache-Wirkungs-Musters („*eine Einschränkung der Sichtweise des des menschlichen Organismus, dass ich praktisch a Tablette(n) nimm und die Stimmen san weg*“). Fabianus Star positioniert sich dezidiert als jemand, welcher keine Medikamente nehme („*Weil i nimm nämlich gor kane Tabletten*“). Schon wie Helene Venus lehne er die hegemoniale Behandlungspraxis der Medikamenteneinnahme ab. Als positiver Horizont dazu nennt er einen ganzheitlicheren Ansatz, welcher „den gesamten Menschen mit äh (.) seiner (2) Vielzahl an sozialen und und und sonstigen Kompetenzen sehe“ und rekurriert auf die asiatische Medizin. Gleich daraufhin kommt er auf die Psychotherapie zu sprechen, welche demzufolge für ihn diesem von ihm

idealisierten ‚Heilungsansatz‘ entspricht („*Das heißt wir sind (.) i hob donn 10 Jahr Psychotherapie gmocht*). Es fällt auf, dass er folgend im ‚wir-Subjekt‘ spricht („wir sind [...] draufkommen“, „*des hobn ma schon ziemlich klar herauskristallisiert*“), als er die bisherigen ‚Erfolge‘ seiner Psychotherapie nennt. Dabei handelt es sich um ‚Ursachen‘, warum es zu „*zu einem äh Ausbrechen von diesen Krankheiten*“ gekommen sei. Als Ursachenkonstellation gibt er den „*seelischen Missbrauch*“ in seiner Familie aufgrund der Gewalttätigkeit seines Vaters und sein Geburtstrauma an. In der Psychotherapie haben Fabianus Star und sein/e Psychotherapeut/in „*herauskristallisiert*“, dass das Stimmenhören rund um seinen Geburtstag auftrete, und er daraufhin wieder „*in die Manie abgleite*“ und schließlich depressiv werde. Fabianus Star verwendet also Termini des hegemonialen psychiatrischen Wissenssystems (Depression, Manie) um Handlungs- und Erlebensweisen seines Lebens zu erklären. Er lehnt jedoch die Behandlungspraxis der Medikamenteneinnahme dezidiert ab.

Zum Abschluss dieser theoretisch-evaluierenden und argumentativen Passage resümiert Fabianus Star, welche Behandlungsmethode er – indirekt die Positionierung als ‚Experte‘ einnehmend – weitergeben würde: „*Es geht eher (.) äh wie der Professor Romme in Holland eben (.) bei Stimmen sogt Coping with voices. Wie gehe ich mit den Stimmen um. Wie kann ich Strategien entwickeln, dass sie meinen Alltag nicht stören?*“. Damit rekurriert er auf den oppositionellen Diskurs zum Stimmenhören (Kapitel 2.2). Am Darstellungsduktus dieses besprochenen Abschnitts fällt auf, dass Fabianus Star sich hier auch an latenten Erwartungsstrukturen eines hegemonialen Diskurses orientiert, welcher stimmenhörende Menschen als ‚schizophren‘ kategorisiert und als hegemoniale Behandlungspraxis Medikamente verabreicht. Um seine vertretende Positionierung bezüglich der Behandlungsmethoden („*Coping with Voices*“) zu äußern, muss er sich zunächst von den latenten Erwartungsstrukturen des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören abgrenzen. Eine ähnliche Darstellungsweise bezüglich der Argumentationsstruktur zeigte sich auch schon bei Helene Venus‘ narrativer Selbstdarstellung.

#### **8.4.2 Stimmenwelt und ‚lokales‘ leibliches Wissen**

In diesem Kapitel werde ich die im Nachfrageteil vollzogenen Positionierungsaktivitäten von Fabianus Star hinsichtlich des Stimmenhörens herausarbeiten. Fabianus Star rekurriert, wie schon Helene Venus, bei der Beschreibung des Stimmenhörens auf sein ‚lokales Wissen‘ (Hanes 2010), welches sich ‚leiblich‘ manifestiert hat. Des Weiteren lässt sich weiterhin eine Orientierung an den latenten Erwartungsstrukturen des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören identifizieren, gegen welche Bezeichnungspraktiken er sich in Opposition positioniert.

Nachdem Fabianus Star nach der Koda in der Haupterzählung um eine Pause gebeten hat, teile ich ihm mit, dass ich mich für seine gesamte Lebensgeschichte interessiere, weshalb ich ihm nun detaillierter Fragen stellen werde. Daraufhin erwiderte er, dass er mir schon das Wesentlichste zu seiner ‚Biographie‘ erzählt habe, und wenn es mich interessiere, könnte ich auch seinen Buchbeitrag im Sammelband zum Stimmenhören lesen. Danach erkundigte ich mich, ob ich nun wieder das Aufnahmegerät einschalten könne und er bejahte. Fabianus Star fuhr fort, indem er generalisierend zur ‚Biographie‘ theoretisierte.

*Also meine äh i sog amol die Biographie (.) hot auch etwas (3) des was den Menschen beeinflusst. (.) in zum Beispiel, wieso wird jemand psychisch krank, wieso wird jemand nicht psychisch krank? (.) U.nd. (.) ich bin ein sehr gläubiger Mensch. (.) hob i eh gsoigt i wollt Pforrer werden. (.) Für mich ist die Realität einer geistigen Welt, ein Leben nach dem Tod, ein Beten, ein Gespräch mit Gott. (.) sowos normales, wie für an anderen, doss er zum MacDonalds gehen kann. auf der gonzen Welt.(.) Dos heißt es ist für mich etwas gonz Normales. (.) Äh es ist komisch, wenn man zu Gott betet, (heißt dos) das Gebet. (.) Wenn der Herrgott mit mir spricht dann haßt des eben Halluzination oder Stimmenhören, oder Psychose. //l:mhm// Ähm. Des ist für mich nicht nachvollziehbar. (.) Wie ich (.) wenn ich die Biographie hernehme. So wor noch dem Aufenthalt in äh Hollond (.) es holt so, dass ich manchmal(.) Stimmen gehört habe (.) weil des wor jo (.) schon eingeführt.(.) wenn sie zum Beispiel äh zu Hause einen Hund hobn; (.) und jeds Mol wenn sie die Tür aufmochn, sitzt der Hund do, sans jo nit erschreckt; weil des is jo, des is jo des ghert jo zum Tag dazu. (8/42-10/03)*

Fabianus Star korrigiert sich („Also meine äh i sog amol die Biographie“) auf die Weise, dass er zunächst von *seiner* Biographie, und dann verallgemeinernd von „die Biographie“ spricht. Interessant ist im Anschluss die assoziative Verbindung, die er im Zusammenhang mit ‚der Biographie‘ herstellt. Die Biographie könne den Menschen hinsichtlich der Tatsache beeinflussen, ob er psychisch krank werde oder nicht. Er positioniert sich jedoch als jemand, für den dieser Zusammenhang keine Relevanz habe, denn nachdem das Stimmenhören bereits für ihn „eingeführt“ gewesen sei, dies für ihn „etwas gonz Normales“ geworden sei. Als illustrierenden Vergleich bringt er das Beispiel das „Gespräch mit Gott“, welches ‚etwas ganz Normales‘ für ihn sei, genauso wie die Tatsache, dass man heutzutage auf der ganzen Welt zur Fast-Food-Kette MacDonalds gehen könne. Er verwendet zur Veranschaulichung des für ihn ‚normal‘ gewordenen Stimmenhörens einen weiteren illustrierenden Vergleich („wenn sie zum Beispiel äh zu Hause einen Hund hobn; (.) und jeds Mol wenn sie die Tür aufmochn, sitzt der Hund do, sans jo nit erschreckt; weil des is jo, des is jo des ghert jo zum Tag dazu“), um zu unterstreichen, dass das Stimmenhören für ihn etwas Alltägliches und nichts Erschreckendes sei. Gegensätzlich dazu ist die Bezeichnungspraxis, wenn man ein ‚Gespräch mit Gott‘ als „Halluzination oder Stimmenhören, oder Psychose“ klassifiziere. Er distanziert sich von dieser hegemonialen Diagnosepraxis mit der Kategorisierung dieser als „komisch“ und „nicht nachvollziehbar“. Er vollzieht dabei eine Gleichsetzung der Begrifflichkeiten „Halluzination“, „Psychose“ und „Stimmenhören“. Diese Begriffe haben die Gemeinsamkeit, dass sie zu einem psychiatrisch-medizinischen Diagnosesystem gehören und ‚von außen‘ an Fabianus Star herangetragen wurden. Von diesen Begriffen distanziert er sich jedoch in diesem Segment. Ambivalent ist jedoch, dass er diese Begriffe in seiner narrativen Selbstdarstellung jedoch trotzdem verwendet. Als positiver Gegenhorizont zu diesen psychiatrischen Bezeichnungspraktiken taucht das

Bedeutungsfeld des ‚Gesprächs‘ mit den Stimmen in der Selbstdarstellung Stars auf, welches für ihn „etwas ganz Normales“ darstelle. Deshalb müsse er sich auch nicht die Frage stellen, warum im Zusammenhang mit seiner ‚Biographie‘ das Stimmenhören auftrete oder nicht. Dies wird auch an einer anderen Stelle der Nachfragephase deutlich, als ich ihm die exmanente Frage stellte, welche Erklärungstheorie er für das Auftreten von Stimmenhören habe.

*I: Und hobn sie do selbst a Theorie warum Stimmenhören auftritt? (3) Also ihr eigene Theorie. (4)*

*FS: Na; (.) Es ist wirklich sehr viel in meinem Leben so: normal geworden, dass i mir diese Frage nicht stelle. (5) Des wär irgendwie so; wieso hob i fünf Händ, äh 5 Finger, i hob holt fünf Finger, mei. (.) Mit dem leb i, mit dem, so is es holt. (.) äh die Jeanne D'Arc hot Stimmen gher, da Moses hot Stimmen gehört, Jesus ist ein Stimmenhörer (.) gewesen. (.) Die worn olle nit in der Psychiatrie. de hots nit geben. Und für die Inhalte der Stimmen hot sich durt jo a schon @nemand interessiert@ ((prustet los, lachend)) @Des haßt der Moses@ is kummen mit seine 10 Gebote von von Berg Sinai oba, und de hobn gsogt, jo jo freile, de konnst da sölba. (.) äh und der Jesus hot gepredigt wos er ois in der Nocht gher hot und dos hobsm ihm a nit glabt. (.) Und de Jeanne D'arc hot gsogt, wir kennen gwinnen, und des is a nit wohr gwordn. (.) Des haßt es wor immer so, dass die Stimmen deren Inhalte, und deren äh (.) ah (.) Transport=eure nicht so hoch im Kurs worn. (49/08-50/11)*

„Wirklich sehr viel“ sei in Fabianus Stars Leben schon „so: normal geworden“, dass er sich die Frage, warum das Stimmenhören auftrete, nicht stelle. Er unterstreicht die Faktizität dieser Aussage mit den Adverbien „wirklich“ „sehr viel“ und „so“. Wiederum führt er zur Illustration einen Vergleich an, indem er meine Interviewfrage *ad absurdum* führt: „Des wär irgendwie so; wieso hob i fünf Händ, äh 5 Finger“. Für sein Selbstverhältnis sei diese Frage nicht von Relevanz, sondern das Stimmenhören sei für ihn ‚normal‘ („i hob holt fünf Finger, mei. (.) Mit dem leb i, mit dem, so is es holt“). Mit diesem von ihm angeführten Vergleich verweist er in Bezug auf das Stimmenhören auf eine ‚leiblichen Ebene‘. Das Stimmenhören wird als Teil seines Körper(empfinden)s konstruiert, weshalb jegliche Anzweiflung der Existenz dieses ‚Körperteils‘, mit welchem er lebe, eine Frage sei, die er *ad absurdum* führen müsse. Mit meiner Frage an Fabianus Star habe ich jene Abgrenzungshaltung provoziert, da ich indirekt nach den ‚Ursachen‘ für das Stimmenhören gefragt habe.

Im Anschluss bringt Fabianus Star wiederum ein veranschaulichendes Beispiel in Form einer Parallelsetzung, um sich damit auch selbst zu positionieren. Er führt historische und ‚berühmte‘ Beispiele von stimmenhörenden Menschen an: Jeanne d’Arc, Moses und Jesus. Mit diesen Personen habe er gemeinsam, dass diesen auch nicht geglaubt wurde. Er positioniert sich somit als ein ‚Stimmenhörer‘, dem hinsichtlich der Existenz seiner ‚Stimmen‘ auch nicht geglaubt werde. Im zuvor besprochenen Transkript-Ausschnitts hat er sich bereits als ‚gläubiger Mensch‘ positioniert, für welchen ein Gespräch mit Gott etwas ‚Normales‘ sei. Genauso habe es sich für Moses, Jesus und Jeanne d’Arc verhalten, dessen Aussagen jedoch von Anderen (zur damaligen Zeit) nicht als ‚wahr‘ konstruiert worden seien. Anhand dieses Beispiels führt er aus, dass die genannten Personen, welche von ihm als ‚StimmenhörerInnen‘ kategorisiert werden, als „Transport=eure“ der Stimmen nie „hoch im Kurs“ gewesen seien. Damals und auch heute interessiere sich niemand für den „Inhalt der Stimmen“. Er untermauert diese Aussage mit der Formulierung „Des haßt des wor immer so“. Er

transportiert mit dieser Aussage jedoch auch seine gegenwärtige resignierte Positionierung als jemand, dem hinsichtlich seines Stimmenhörens und deren Inhalte nicht geglaubt oder zugehört werde.

Die vielen illustrierenden Vergleiche im obigen Segment haben für Fabianus Star eine argumentative Belegfunktion und werden angeführt, um seine eigentheoretische Positionierung zu verstärken. Von der Dominanzgesellschaft interessiere sich niemand für die Inhalte der Stimmen, und die Existenz der Stimmen werde negiert mit der Klassifizierung dieser als ‚Halluzinationen‘. Gegensätzlich dazu ist Fabianus Star eigentheoretisches Selbstverhältnis, da für ihn die Stimmen etwas Existentes und „etwas ganz Normales“ darstellen. Er argumentiert hier durch den Verweis auf die ‚Leiblichkeit‘ dieser Erfahrung des Stimmenhörens und den historischen Vergleich, dass den heute anerkannte Persönlichkeiten einer ‚Weltreligion‘ auch schon nicht geglaubt worden sei. Er grenzt sich somit vom hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören ab. Ebenso wie schon bei Helene Venus zerschellt das hegemonialen Wissen an seinem lokalen leiblichen Wissen, dass es die Stimmen gebe und sie Teil seines Leibempfindens sind. Von der Dominanzgesellschaft wird ihm jedoch die Existenz dieser ‚Stimmenwelt‘ abgesprochen.

Hinsichtlich der Lokalisierung der Stimmen oder des Stimmenhörens bedient Fabianus Star sich der Metapher des ‚Raumes‘ durch die Differenzierung zwischen verschiedener ‚Welten‘. Er differiert zwischen seiner ‚Stimmenwelt‘ und einer Sphäre des ‚Außen‘. In einem Ausschnitt der Nachfragephase, in welcher er auf eine Nachfrage hin wieder auf das erstmalige Auftreten des Stimmenhörens im Jahr 1979 zu sprechen kommt, erwähnt er im Zusammenhang mit dem Stimmenhören eine für ihn existierende „Stimmenwelt“:

*Und dort ist das Stimmenhören im Oktober, des erste Mol aufgetreten. (.) Und des wor einfach so, dass ich wenig geschlafen hob.(.) Dass ich irgendwie äh mehr (.) äh waß i net äh (3) allanig auf Nocht umadumzogn bin; und irgendwie in mir, diese Stimmenwelt sich (.) gebildet hat, die mit mir gredet hot. Wo i sozusagen (.) a volle Hetz ghobt hob mit mir sölba. (2). Man würde des vielleicht a so sehn, wenn du äh(.) jemanden siegst, der was gestikulierend mit sich selber in der Stroßenbohn sitzt oder in in der Ubahn in in X-Stadt, (.) und sich sölba do irgendwie Witze erzohlt. (.) Und genau so war das; aber nur ohne die Gesti=Gestikulation und ohne, dass das wer mitkriagt hot; sondern einfach eher (.) ein Erlebnis im Kopf. (.) eine akustische Halluzination, die sich aber genau so ab(spielt) in an Dialog. (.) I sog wos, die Stimm sogt wos, u:nd (.) sozusagen wir unterholtn uns übern ( ). (.) Das war der Anfang. Und wie des donn sozusogn (.) in meinem Leben (.) Platz gegriffen hot, wor es ein Teil in meinem Leben und jo. (2) Hab ich mich damit mich auseinandersetzen müssen. (11/16-12/36)*

In diesem Textabschnitt beschreibt Fabianus Star die Erfahrungs- und Erlebnisweise seines erstmals aufgetretenen Stimmenhörens. Er nimmt die Perspektive einer außenstehenden Person ein, um sein damaliges Erleben zu beschreiben. Er habe wenig geschlafen und sei alleine in der Nacht herumgezogen. Zur Illustration führt Fabianus Star den Vergleich mit einer Person an, welche mit sich selber gestikulierend in einer Straßenbahn sitze und „irgendwie Witze erzohlt“. Im Kontrast zu diesem Beispiel wäre ‚sein Stimmenhören‘ jedoch ‚nach außen‘ nicht sichtbar gewesen, sondern wäre „einfach eher (.) ein Erlebnis im Kopf“ gewesen. In diesem Zusammenhang nimmt Fabianus Star

wiederum eine Übersetzungstätigkeit vor, insofern er anschließend dieses „*Erlebnis im Kopf*“ mit einer ‚akustischen Halluzination‘ gleichsetzt. Es stellt sich wiederum die Frage, ob er diese Übersetzungstätigkeit lediglich für mich als ZuhörerIn durchführt, hat er sich denn schon an einer anderen Stelle (siehe oben) von der Bezeichnung ‚Halluzination‘ distanziert. Deshalb erscheint auch die aufeinander folgende Auslistung der Kategorisierungen „*Erlebnis im Kopf*“, „*eine akustische Halluzination*“ und „*Dialog*“ ambivalent. Er distanziert sich jedoch von der Kategorisierung „*akustische Halluzination*“ mit der Aussage „*die sich aber genau so ab(spielt) in an Dialog*“. Damit bedient er sich einer hegemonialen Bezeichnung (‚akustische Halluzination‘) um diese für mich als ‚Außenstehende‘ zu veranschaulichen, grenzt sich jedoch mit der Verwendung einer oppositionellen Konjunktion „*aber*“ gegen diese Diagnosepraxis ab. An dieser Stelle wird also wieder eine Orientierung an latenten Deutungsmustern sichtbar, gegen welches sich Fabianus Star abgrenzt. Die Gegenpositionierung zu dem hegemonialen Verständnis von Stimmenhören als ‚Halluzination‘ dokumentiert sich auch in der Beschreibung der Stimmen als KommunikationspartnerInnen („*I sog was, die Stimm sogt was, und (.) sozusagen wir unterholt uns übern*“). Hier lassen sich wiederum Ähnlichkeiten aufweisen zur Art und Weise der narrativen Selbstdarstellung von Helene Venus.

Diese Stimmenwelt habe in seinem Leben „*Platz gegriffen*“ und wäre ein „*Teil*“ seines Lebens geworden, womit er die ‚Normalität‘ dieser abermals betont. Deshalb habe er sich auch mit diesem „*Teil*“ seines Lebens, „*dieser Stimmenwelt*“ auseinandersetzen müssen. Inwiefern erfolgte nun eine Auseinandersetzung mit den Stimmen bzw. welche Funktion übernimmt diese ‚Stimmenwelt‘ für Fabianus Star? An einer Stelle des Nachfrageteils kommt Fabianus Star darauf zu sprechen, dass er sich in einer problematischen Lebensphase in seine ‚Stimmenwelt‘ zurückgezogen habe:

*Also; do wors natürlich dann auch logisch, dass ich mich zu den Stimmen zurückgezogen habe. (.) Auf die Stimmen äh fixiert hob. Das des meine eigene Welt wor, mit denen ich sozusagen gebattelt hab, des worn unter Anführungszeichen meine virtuellen Freunde, (.) so wie es bei kleinen Kindern auch ist, dass sie (.) dass sie so eine virtuelle äh (.) Welt haben von Freunden und Freundinnen, de sie do begleiten. (.) Äh die von (.) der (.) Trübseligkeit des Alltags ablehnen=oblenkn. (18/17-18/51)*

Der Rückzug in die „*eigene Welt*“ zu den Stimmen wird als aktive Handlungsstrategie genannt, um sich von der „*Trübseligkeit des Alltags*“ abzulenken. Dieses aktive Handlungsmoment wird von Fabianus Star als „*logisch*“ konstruiert, als unmittelbare Konsequenz der unerträglichen ‚Welt draußen‘ zu entfliehen. Er kategorisiert die Stimmen dieser ‚eigenen Welt‘ als FreundInnen, die ihn begleitet haben. Diese „*eigene Welt*“ setzt er gleich mit einer ‚virtuellen Welt‘, also einer nach außen hin unwirklich erscheinenden Welt, welche nur für ihn existent ist und sonst für niemanden außerhalb dieser seiner ‚Stimmenwelt‘. Er benennt jedoch auch die Problematik des Rückzugs in diese Stimmenwelt:

*Also die Einsamkeit die ist, des Allein sein, des is (.) wenn du Stimmen hörst und in einer virtuellen (.) Welt lebst, ka so a Problem. (.) Wenn du oba donn, (.) noch einem Aufenthalt in der Klinik. (.) außa kummst, depressiv bist, donn is des so= noch viel ärger. (2) Das haßt mir follts donn oft gor nit, oda mir is domols a nit so auffgolln dass i kane (.) sozialen Kontakte habe. Und bei keinen meine ich auch wirklich keine. Also null. (2) I hob neamd troffen, neamd kennenglernt, neamd kennenlernen wollen, neamd braucht. (.) Sozusagen ähm. (.) Schneizn und rasieren kann i mi eh sölba. So und da:nn wenn du, in dieser (.) Welt dahinlebt, und in der Klinik landest; donn wieder ausakummst. (2) Plötzlich ist die Depression, so massiv do; und du merkst ersch (.) dasst neamd äh (.) kennst; dasst keine sozialen Kontakte host, dass du mit niemanden irgendwie (.) äh (.) eine Beziehung aufgebaut hast. (.) und donn is es oba zu spät, weil donn gfreit di gor nix; wennst depressiv bist, do sitzt dahom (21/05-22/14)*

Solange Fabianus Star in dieser ‚virtuellen Stimmenwelt‘ lebe, sei dies nicht problematisch, nur wenn er aus der Klinik rauskomme und ‚depressiv‘ sei, falle es ihm nicht auf, dass er keine „sozialen Kontakte“ habe. Die Erleidensproblematik und das massive Verlustgefühl durch die fehlenden sozialen Kontakte drückt er mit folgenden Aussagen aus „Und bei keinen meine ich auch keine. Also null“. An einer anderen Stelle spricht er davon, dass es für „Stimmenhörer“ schwierig sei bzw. man drauf vergesse „substantielle (.) Beziehungen aufzubauen“, da man in seinem „virtuellen Freundes(.)Kreis“ verkehre. Es wird hier eine Dichotomisierung zwischen virtuellen Beziehungen in der ‚Stimmenwelt‘ und ‚substantiellen Beziehungen‘ in der Außenwelt sichtbar. Wählt Fabianus die Begriffe ‚virtuelle‘ und ‚nicht-substantiell‘, um, die Perspektive eines Außenstehenden einnehmend, Übersetzungstätigkeiten für mich oder andere generalisierte Andere zu machen hinsichtlich der Beschreibung seiner ‚Stimmenwelt‘?

Das Zurückziehen in die „Stimmenwelt“ erfolgt von Fabianus Star aufgrund der Erleidensproblematik, nicht den normativen Erwartungen einer kapitalistischen Leistungsgesellschaft gerecht werden zu können, wie ich im nächsten Kapitel verdeutlichen werde.

### **8.4.3 ‚Nichts‘ versus ‚eine Arbeit haben‘**

Im Kapitel zur formalen und grobstrukturellen Analyse konnte als Haupterzähllinie bereits die Orientierung an beruflichen Lebenslaufmarkern identifiziert werden. Das Bedeutungsfeld der ‚Arbeit‘ ist für das Selbstverhältnis Fabianus Stars entscheidend, was sich auch pointiert in der Nachfragephase dokumentiert. Im Zusammenhang mit dem Verlust seines Jobs als ‚Programmierer‘ und dem Beginn seiner ‚Psychiatriekarriere‘ beschreibt er die Problematik, nun keiner (institutionalisierten und anerkannten), Arbeit‘ mehr nachzukommen:

*i wor Programmierer, i hob georbeitet, und plötzlich sitzt in der (.) Psychiatrie. (.) Des wor (.) wie a andere Wölt. (4) Wos mi immer total gstört hot, wor dieses äh (.) „Wüllst drüber reden?“ ((langgezogen, langsam gesprochen)) (2) Von jedem. Also Sozialarbeiter, Doktor, (.) wer a immer zu dir kommt und geht. Herr Star wie gehts ihnen denn? wollens drüber reden? und so. Donn Ergotherapie wor für mi ein Horror. (.) I hob nämlich sunst a nit (.) gebastelt oder irgendwie (.) äh (.) Wos mochst du? ( ) zom baun ((an Michael A. gerichtet)) //MA:mhm// oder so. (.) Ondere tan (.) der der G. tuat (.) äh (.) Flugzeuge (.) Flugzeug basteln. Waßt eh so so so. oder Puzzle spüln. (.) Des hob i nia megn. (.) Und donn muasst di do hinsetzten und muasst Korbflechten. (.) Und donn hob i gsogt, i tua sunst a nit Korbflechten, und jetzt solls mir besser gehen wenn i Korbflechten onfong? I man wo sama denn? (.) Also i hob donn wirklich auch in meine Behandlungsvereinbarung reinschreiben lassen, Star möchte keine Ergotherapie. (2) Noch dazu, bei der Ergotherapie wors so, der wor so ein Berg ((zeigt Berg)) von Körben, die kana braucht. Und jetzt muass i an Korb mochn, der wos do draufgelegt wird, der donn ( ) Also des wor für mi ein Horror. (.) Da hab i dann oft sehr long mich (.) mit de mit de Typen auseinandersetzen müssen, hob*

*gstrittn; weil i gsogt hob, des konns jo nit sein. (.) I muass I muass etwas tun; damits mir besser gehn wird. was i sonst a nit amol tadat. (.) wonn i gsund bin. (14/48-16/21).*

Im obigen Transkript-Ausschnitt stellt Fabianus Star die ‚Arbeitswelt‘ der ‚Psychiatrie‘ gegenüber, welche er als „*wie a ondere Wölt*“ bezeichnet. Die Identitätspositionierung als ‚Programmierer‘, in welche er „*plötzlich*“ nicht mehr investieren konnte, assoziiert er mit der ‚Arbeitswelt‘ („*i wor Programmierer, i hob georbeitet*“). Die Plötzlichkeit dieses Verlassens eines institutionellen Ablaufmusters und den damit einhergehenden Verlust der Handlungskontrolle habe er in der Haupterzählung auch schon metaphorisch als ‚Abrutschen‘ in die Berufsunfähigkeitspension charakterisiert. Das Feststecken in dieser ‚anderen Welt‘ akzentuiert er durch die Verwendung des Verbs ‚sitzen‘ („*und plötzlich sitzt in der (.) Psychiatrie*“). Diese metaphorische Beschreibung des ‚Festsitzen‘ emergiert als negative Vergleichsfolie für die zuvor noch aktive handelnde und arbeitende Positionierung als ‚Programmierer‘. Im Gegensatz zur ‚Arbeit‘ („*i hob georbeitet*“) beschreibt er die Ergotherapie in der Psychiatrie mit den Verben ‚spielen‘ und ‚basteln‘. Die Erleidensproblematik durch die in der Psychiatrie üblichen Behandlungs- und Rehabilitationspraxis ‚Ergotherapie‘ kategorisiert er als „*Horror*“. Die Andersheit oder Fremdheit dieser ‚anderen Welt‘ und ihrer Praktiken dokumentiert sich auch an der Frage: „*I man wo sama denn?*“. Diese Frage formuliert er zudem im Präsens, was für die noch bestehende Aktualität dieser Positionierung spricht. Der Fremdbestimmtheit innerhalb des institutionalisierten Psychiatrie-Apparats („*donn muasst di do hinsetzten und muasst Korbflechten*“) entgegnet er mit der dezidierten Ablehnung dieser in seiner Behandlungsvereinbarung. Diese oppositionelle Haltung war für Fabianus Star jedoch mit Aufwand verbunden, er habe „*oft sehr oft*“ sich mit den „*Typen*“ auseinandersetzen und streiten müssen. Als positiver Bedeutungshorizont hinsichtlich seiner ‚Gesundung‘ wird hingegen eine ‚sinnvolle‘ Tätigkeit konstruiert, bei welcher er etwas ‚tue‘ („*I muass I muass etwas tun; damits mir besser gehn wird*“). Fabianus Star lässt sich nicht zum typischen ‚psychiatrischen Patienten‘ machen und weigert sich in diese Positionierung zu investieren.

Die Relevanz des Bedeutungsfeldes ‚Arbeit‘ für seine Selbstdarstellung dokumentiert sich auch im folgenden Transkript-Teil:

*die schwierigste Zeit wor sicher (.) von 1990 bis 1995, (.) wo ich so als fünftes Rad am Wagen, bei meinen Eltern noch gwohnt hob. (.) Und ka eigene Wohnung und irgendwie a nix verdient. (.) Und am Lond is des noch viel ärger, wennst do nix arbeitest, do haßt jo nix, do muasst jo, (.) du muasst jo was arbeiten. (.) du muasst jo was darstelln. (.) sunst is jo des nix. (.) Selbst meine (.) Psychotherpeutin hot gsogt, do gibts im M-Bezirk einen Ehrenkodex (.) sie selber die Psychotherpeutin ist Doktor, (.) Psychiaterin, Psychotherapeutin, Oberärztin. (.) und hot oba jemanden gheiratet ausn M-Bezirk. (.) Und de de Schwiegermutter, praktisch die Mutter von ihrem Göttergatten. (.) de manat sie miassat dos Strickzeug in die Hond nehmen oder irgendwas tuan, damit sie sich dos Mittagessen verdient hot. (.) Also dieses is äh M-Bezirk Ehrenkodex, du muasst was arbeiten, sunst host nix, kriegst nix zum essen. (.) Und so. Unter diesen Umständen in ( ) bei meinen Eltern leben. (.) wortn obs a Wohnung kriegst, nix zum tuan hobn, (.) äh des is des Ärgste. (.) Also; do wors natürlich dann auch logisch, dass ich mich zu den Stimmen zurückgezogen habe. (17/16-18/22)*

Die Erleidensproblematik der Zeit, in welcher er ohne einer ‚Arbeit‘ nachzugehen mit der Berufsunfähigkeitspension bei seinen Eltern wohnte, beschreibt Fabianus Star als „*die schwierigste*

Zeit“ und „des is des Ärgste“. Mit der Aussage „irgendwie a nix verdient“ bezieht er sich auf das Beziehen der Berufsunfähigkeitspension, was für ihn „irgendwie“ keinem normalen Lebensunterhalt entspreche. Der am Land vorherrschende „Ehrenkodex“ habe die normative gesellschaftliche Erwartungshaltung, dass man einer Arbeit nachzugehen habe („du muast jo was orbeiten (.) du muast jo was darstellen“) noch zusätzlich verstärkt („am Lond is des noch viel ärger“). Er konstruiert folgendes Bedingungsgefüge: man müsse arbeiten, damit man einen Namen habe, ‚etwas darstelle‘ und nicht ‚nichts‘ sei oder habe („sunst is jo des nix“, sunst host nix“). Als illustrierenden Vergleich bringt er das vergeschlechtlichte Beispiel seiner Psychotherapeutin, deren Schwiegermutter derselben nahegelegt habe, einer traditionell normativ weiblichen Tätigkeit nachzukommen, damit sie sich ihr Essen ‚verdient‘ hätte. Fabianus Star konstituiert im obigen Segment sein Selbst als die normativen Erwartungen einer westlichen Leistungsgesellschaft nicht erfüllend. Die Appelle eines normativen Leistungsdiskurses, mit welchen Fabianus Star immerzu konfrontiert wird, dokumentieren sich auch an der repetitiven Anführung dieser Imperative („do muast jo (.) du muast jo was orbeiten (.) du muast jo was darstelln“). Die Einschränkung seines Handlungsspielraumes zu diesem Zeitpunkt illustriert er auch durch die Verwendung des Verbs ‚festsitzen‘.

Durch den Verlust der Identitätspositionierung ‚Programmierer‘ und durch die Kategorisierung als ‚berufsunfähig‘ konnte Fabianus Star in keine intelligible Subjektposition mehr investieren („wennst do nix orbeitest, do haßt jo nix“). Es wird für ihn nicht mehr möglich der normativen Erwartungen zu entsprechen als ‚jemand‘ zu handeln („du muast jo was darstelln“). Er konstituiert sich als fehlplatziert („fünftes Rad am Wagen“) und als außerhalb der Norm stehend. Zusätzlich beschreibt er sich als ‚festsitzend‘ in diesem ‚konstitutiven Außen‘ eines normativen westlichen arbeiteten, rationalen und gesunden Selbst. Fabianus Star kann sich selbst in diesem ‚nirgendwo‘ nur durch eine *ex negativo* Positionierung konstruieren, indem er davon spricht welchen ‚lebbaaren Identitätsmomenten‘ einer normativen westlichen Gesellschaft er nicht entspricht, und er demzufolge ‚nichts‘ darstelle. Im Theorieteil dieser Arbeit habe ich rekurrierend auf Judith Butler davon gesprochen, dass Individuen nur anerkannt werden können, indem sie ‚als jemand‘ handeln und eine Art AkteurInnenstatus eingenommen werde. Das Subjekt sei geradezu genötigt, nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Begrifflichkeiten zu trachten und nach der Wiederholung der gesellschaftlichen Normen, durch die das Subjekt hervorgebracht worden sei, damit man sich nicht in den vorherrschenden Existenzbedingungen bedroht sehe. (siehe *Kapitel 4.3.*). Welche Positionierung nimmt Fabianus Star nun im diskutierten Transkript-Teil ein? Mit dem Verlust seines Jobs, den darauffolgenden Erhalt der Berufsunfähigkeit und die Fremdbestimmtheit und Abhängigkeit von den Eltern zu jener Zeit wird es Fabianus Star nicht mehr möglich die normativen gesellschaftlichen Erwartungen eines ‚westlichen, weißen Mannes‘ zu entsprechen. Er fand sich also *sensu* Butler in den vorherrschenden Existenzbedingungen bedroht. Pointiert zeigt sich das auch an seinem Beispiel, dass

man ohne Arbeit, nichts zu essen bekäme, ihm also die Existenzgrundlage entzogen werden würde. Mit dem Bedeutungsfeld des ‚Nichts‘ drückt er seine Deplatzierung und den Platzverweis („als fünftes Rad am Wagen“) aufgrund des Nicht-Erfüllens dieser normativen Erwartungen. Um mit der Erleidensproblematik zu jener Zeit umzugehen, benennt er als Strategie den Rückzug in seine Stimmenwelt, welchen er als ‚logische‘ Konsequenz konstruiert.

Fabianus Star nennt dann im Zuge des Interviews die Subjektposition als ‚Stimmenhörer‘, durch die es ihm wieder möglich wird ‚als jemand‘ zu handeln (siehe Kapitel 8.4.1), im Zuge dessen er durch die Mitarbeit in dem Verein ‚Initiative Psychiatrie-Erfahrener‘ auch in die Subjektpositionen ‚Geschäftsführer‘, ‚Behindertenvertreter‘ und ‚Obmann‘ der Vereins investieren konnte. In der Nachfragephase erzählt er auch, warum er heute nicht mehr in diese Positionen investiere.

*Jo. (.) I hob donn diese Selbsthilfegruppe Stimmenhören besucht. (.) aufgrund des Anraten vom Psychiater. (.) Und hob donn (.) mit der X-Organisation die Interessensvertretung (.) aufgebaut. und wor donn in der Interessensvertretung (.) aktiv von 19=99 bis 2007. (.) Und donn äh wurde äh der Verein ge=ge (2) ge( ). Die P-Organisation hot dos Geld nimma zur Verfügung gestellt; i hob donn aufghert und bin jetzt wirklich in Pension, und tua in der Richtung gor nix. (.) Und des ärgste is, (.) mehr oder weniger, dass i wieder durt steh, wo i 1995 gstondn bin. (.) mit nix. Das heißt ich habe (.) es geschafft, eine sehr öffentliche (.) Arbeit zu machen, ohne irgendwelche sozialen Kontakte zu knüpfen. (.) ohne irgendwelche Freundschaften zu pflegen. (.) U:nd (.) i hob jetzt mehr oder weniger genauso so viel Freunde @(. )@ ((bitterer Lacher)) wie 1995. vor 10 Jahren. (.) Obwohl ich in der Zwischenzeit, einen Verein gegründet hob, mit 350 Mitglieder, Betroffene, (.) Angehörige ähm, Professionisten, Psychiater; i wor in verschiedensten Gremien, wie gsogt. äh (.) eingeladen mitzuarbeiten; in der Landesregierung für den für dos äh Chancengleichheitsgesetz.(.) für dos subsidäre Mindesteinkommen, was jetzt österreichweit ab ersten September kommt. (.) wurde do in Z-Bundesland la:ng und breit ausge=ausgetüftelt, (.) u:nd do bin i als Behindertenvertreter, und Vertreter der Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen gsessn. Oba (.) i hob mi donn so in die Orbeit hineingetigert, und wieder (.) ist es mir nicht möglich (.) gewesen irgendwelche langhaltigen, nachhaltigen Kontakte aufzubauen. (22/35-24/40)*

Durch den Besuch der Selbsthilfegruppe für Stimmenhören und das Investieren in die Identität als Stimmenhörer und Psychiatrie-Erfahrener entsteht für Fabianus Star die Möglichkeit wieder in eine intelligible Subjektposition zu investieren. Als Stimmenhörer und durch die institutionelle Verankerung als ‚Behindertenvertreter‘ und ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ der Interessensvertretung für Psychiatrie-Erfahrene bekommt er einen ‚ankernante Position‘ und handelt in diesem Sinne wieder. Er konstruiert einen Transformationsprozess aus der Positionierung jenseits der Norm zu einem wieder handelnden Subjekt. Der wiedererlangte Handlungsspielraum durch die institutionelle Verankerung dokumentiert sich an den Aussagen „wor aktiv“ und „hob mi donn so in die Orbeit hineingetigert“. Als dem von ihm gegründeten Verein jedoch die Geldmittel gekürzt wurden und er nicht mehr in diese intelligible Subjektpositionen investieren kann, sei er nun „wirklich“ pensioniert worden. Die Verwendung des Adverbs „wirklich“ in diesem Zusammenhang liefert wiederum einen Hinweis für die Orientierung an latenten Erwartungsstrukturen, nach welchen die politische ehrenamtliche ‚Arbeit‘ in einem Verein nicht als hegemonial anerkannte ‚Arbeit‘ zählt. Dazu kommt, dass sich Fabianus Star zu dieser Zeit von staatlichen Institutionen schon als ‚berufsunfähig‘ angerufen worden war. Für Fabianus Star war es jedoch durch die Mitarbeit in dem Verein wieder möglich ‚etwas zu tun‘, einer ‚Arbeit‘ nachzugehen. Dies erscheint als positiver

Bedeutungshorizont zum ‚nichts tun‘ in den Jahren 1990 bis 1995, zu welcher Zeit er sich selbst und von anderen als jenseits der Norm konstruiert. Als Konsequenz der ‚wirklichen‘ Pensionierung befinde er sich nun heute wieder an jenem Ort jenseits der normativen Erwartungen der Leistungsgesellschaft. Als weiteres Problemfeld konstruiert er, dass er es zwar geschafft habe einer „sehr öffentlichen Arbeit“ nachzukommen, jedoch keine nachhaltigen Beziehungen aufbauen konnte. Die Unbegreiflichkeit und die Undenkbarkeit einer Positionierung jenseits der normativen Erwartungshaltungen der Leistungsgesellschaft, in welcher man ‚etwas tun müsse‘ zeigt sich auch an den Nachfragen meinerseits:

I: Jo. (3) Und derzeit arbeiten sie a noch in an Verein mit? Oder was machen sie?

FS: Na nix. (.) Wie gsogt

I: Wie ist es dazu kommen, dass sie do nix mehr gmocht hobn?

FS: Weil die X-Organisation dos Göld nimma zur Verfügung gstellt hot. (.) für den Verein. I den Verein gekündigt hob. (.) aufgekündigt hob, aufgelöst habe. (.) und meine Ämter zurückgelegt habe. (.)

I: Und wann wor des?

FS: 2008 ((schaut Michael A. an - kurze Interaktion ob es 2008 war, nicht verständlich)) (3)

I: Und seither?

FS: Moch i gor nix

I: °mochens gor nix° mhm.

FS: I hob gsogt, jetzt bin i durt wo i 1995 wor (.) mit nix. (.) In der Wohnung ist mehr Glumperat oba sunst. (.) is eigentlich nix do. (3)

I: Und wollens wieder was machen? oder?

FS: Na. (.) Also des auf keinen Fall. (2) u:nd äh (.) also i mecht schon irgendwos tuan, oba net in der Szene, nicht in der Betroffenenszene, nicht in der (.) äh mit dem Versuch irgendwie äh (.) mich äh (.) bei (.) bei psychisch kranken, Stimmenhören. (.) sonst was zu engagieren. (25/50-26/58)

Durch meine Nachfrage, welcher Tätigkeit Fabianus Star zum Zeitpunkt des Interviews nachkomme, reproduziere ich die normativen Erwartungen, dass man einer ‚Arbeit‘ oder zumindest ‚Tätigkeit‘ nachkommen müsse (wollen). Fabianus Star wiederholt, dass er derzeit ‚nichts‘ mache („na nix. (.) wie gesogt“). Die Unbegreiflichkeit seiner ‚nicht lebbaren‘ Positionierung dokumentiert sich in meinen wiederholten Nachfragen und der Wiederholung der Aussage Fabianus Stars („mochens gor nix mhm“). Wiederum repetiert er seine derzeitige Positionierung („I hob gsogt, jetzt bin i durt wo i 1995 wor (.) mit nix“). Durch die Nachfrage „Und wollens wieder was machen? Oder?“ trage ich an Fabianus Star suggestiv („oder?“) die normative Erwartungshaltung heran, dass man ‚etwas tun‘ möchte, wenn man schon ‚nichts‘ mache. Fabianus Star lehnt die Investition in die früher einggenommenen Subjektpositionierungen als ‚Stimmenhörer‘, ‚Behindertenvertreter‘, ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ des Vereins für Interessensvertretung dezidiert ab („des auf keinen Fall“). Als Kontrastierung benennt er relativ vage den positiven Horizont ‚irgendwos tuan‘. Warum möchte Fabianus Star nun nicht mehr in diese Positionierungen investieren?

#### 8.4.4 Das Scheitern des öffentlich medial-inszenatorischen Selbst

Fabianus Star nennt im Dialog mit Michael A. Gründe dafür, warum er gegenwärtig jegliches Engagement in der Betroffenenszene und Öffentlichkeitsarbeit vehement ablehne („des auf keinen Fall“, „I mog des nicht“). Diese Konversation ergab sich auf die von Fabianus Star vorgenommene Fremdpositionierung und gleichzeitige Abgrenzung hin, dass Michael A. im Gegensatz zu ihm noch in der Betroffenenszene aktiv. Fabianus Star schildert zunächst, dass er viele Anfragen von öffentlichen (Fernsehen)Medien bekommen habe, die er jedoch teilweise abgelehnt habe („würd i oba nie wieder mochn“). Im Anschluss beantwortete er dann die Frage Michael A.s, warum er keine Öffentlichkeitsarbeit mehr machen möchte.

*Weil (.) die Berichterstattung in den Medien nach Affekthascherei geht und nicht nach (.) Substantiellen äh (.) i man i find so viele Dinge, die sie sozusagen, in den Magazinen so bringen; so fünf Minuten über einen Betroffenen, der was ka Göld hot reden; oder oder zehn Minuten über ein Haushaltsdefizit über 10 Milliarden (.) Euro sprechen. (.) Des find i so oberflächlich. (.) Und wenn ich jetzt die Berichterstattung über über Menschen mit Beeinträchtigungen mir anschau; egal ob in ZDF oder 3SAT oder im österreichischen Fernseh. (.) es ist überall eine gewisse Affekthascherei. Entweder du mechtest an Mitleidaffekt, dass du irgendda Spendengala mochen mecht; oder du mechtest sogn „Moi schau, der hot kane Orme der is a Contergan“ ((lauter, zynisch)) (.) Ma des host a noch nit gsehn. Des is so (.) mit diesen mit diesen absoluten (.) äh (.) i sog immer, zugekauftes Zirkuspferd (.) des was ma dreimol im Gras herumführt. und sogt, schau des is a Stimmenhörer. So schaut der au-((prustet los)) @(.).@ ((anstatt)) sich nicht für das tatsächliche Phänomen zu interessieren, oder so. (.) Und zum Beispiel bei der XY-Fernsehsendung hob i gsogt, zwischen 17 und 19 Uhr ist Obendessen, do is in gonz Österreich irgendwo äh äh im Osttiroler, am Markt de was Kiahmechn tuan, und de sogn „Ah jo Stimmenhörer, sigst hob i a schon long nimmer gsehn“ (andere Tonlage, zynisch). Des is so, so, a Johtmorktsmäßige Ausstellung. (28/12-29/38)*

Die Berichterstattung in den Medien über „Menschen mit Beeinträchtigungen“ beschreibt er als „Affekthascherei“ und „oberflächlich“. Als positiven Kontrastpol definiert er „nach (.) Substantiellen“ zu ‚gehen‘, führt jedoch zunächst nicht näher aus, was er darunter verstehe. Die Oberflächlichkeit der Medien illustriert er mittels einer hyperbolisch metonymischen Veranschaulichung („Moi schau, der hot kane Orme, der is a Contergan“, „zugekauftes Zirkuspferd (.) des was ma dreimol im Gras herumführt, und sogt, schau des is a Stimmenhörer“, „a Johtmorktsmäßige Ausstellung“). Diese übertriebene Darstellungsweise unterstreicht die Inadäquatheit der ‚affekthaschenden‘ Medien und ihrer KonsumentInnen. Die hyperbolische Metonymie kann darüber hinaus dazu dienen „die Zustimmung der Interviewerin zu erzielen, da diese Darstellung für sich selbst spricht“ (Hoene & Deppermann 2002, S. 222). Diese Art der Darstellung hat deshalb auch eine argumentative Funktion. Durch die Verwendung dieser rhetorischen Figur distanziert sich Fabianus Star jedoch auch von seiner eigenen emotionalen Betroffenheit, durch die ‚witzig‘ wirkenden Vergleiche mit bildhaft-kreativen Elementen. Dieser übertriebenen Beschreibung und ablehnenden Bewertung der Berichterstattung der Medien stellt er dann als positiven Bedeutungshorizont das Interesse am ‚tatsächlichen‘ Phänomen ‚Stimmenhören‘ gegenüber.

An anderen Stellen beschreibt er die oberflächliche Betrachtung und ‚Schaulust‘ der ZuseherInnen von Fernsehmedien als ‚gierige Konsumation‘ („Dieses Konsumieren ist für mi wie Turtn noch da onderen essen“ (31/42-31/45)). Metaphorisch spricht er davon, dass er sich „in die Auslage“ (31/50)

gestellt habe. Er positioniert sich als derjenige, der sich hinter einem Schaufenster befindet und dieser ‚Schaulust‘, ausgeliefert ist. Nach seinem Fernsehauftritt habe sich auch „*niemand (.) bis auf eine einzige Frau*“ (32/28-32/32) bei ihm gemeldet, die sich mit den Inhalten, die er vermitteln wollte, auseinandergesetzt habe. Gegensätzlich hierzu ist die von ihm negativ bewertete und oberflächliche Fokussierung auf das Phänomen des Stimmenhörens „*an sich*“ („*Sondern die Leute bleiben an der Oberfläche picken, an dem Phänomen an sich; de sogn „ma orm“ ((lauter, ausrufend))“* (32/49-32/52)).

Daraufhin erkundigte ich mich bei Fabianus Star, welche Inhalte er in der Fernsehsendung vermitteln wollte:

*FS: Damals wars mir wichtig zu sagen, (.) dass des Stimmenhören eine Erkrankung is. Schizophrenie ist eine Erkrankung wie äh Depression. I hob gsogt (.) do do Robert Hochner hot Depressionen ghobt; Früher worn Depressionen obscheulich, do hot man gsogt, der is jo nur faul; der täuscht nur Depressionen vor. (.) Und durch diese (.) durch dieses Bekenntnis von Robert Hochner als Zib 2 Ankerman, zu seiner depressiven äh Gegenwart. (.) war es möglich, dass die Leit gsogt hobn, aha Depression is a Krankheit (.) des muass ma anders betrachten. Hob i gsogt, i setz mi hin und sog i bin schizophren, i hör Stimmen so what? (.) was is do dabei? (.) Wenn jemand Diabetes hot konn er a des leicht sogn, oder er hot sich den Fuaß brochn, "Ma orm" ((zynisch)). (.) Oba wenn jeder so sogt i her Stimmen und i bin Stimmenhörer und (.) psychotisch. Jo klass! Do flippens oba aus. (.) Des heißt dieses was i domols als selbstgestellten Auftritt ghobt hob in der Interessensvertretung, Entstigmatisierung von Menschen mit psychische Erkrankungen voranzutreiben; im Rahmen der Stimmen auch. (.) Des wor ma wichtig. (2) Und durt hin bin ich gar nicht gedrunge; (.) weil die Leit bei dem (.) bei der Haustür sozusagen schon stehen bleibn, und sogn „Ma: der hert Stimmen na sowo:s hätt i ma a nit gedocht. (.) Schau“ ((verstellte Stimme, zynisch)) (.) Oba des is jo keine Auseinandersetzung mit dem. (3) Man muass des sich so vorstülln; wenn sie ein Kind haben, des Kind sogt, Mama i hob an Hunger, und du sitzt, du lehnt dich zurück und sogst, „Ma: der hot an Hunger stell dir vor“ ((verstellte Stimme, zynisch)) (.) Also praktisch keine keine Aktion, keine Reaktion. (.) Einfach nur so, Ma schau ma uns do den Menschen mit Hunger on. (.) Also dieses ist für mich einfach donn sowos von primitiv. (.) Des zur Schaustelln. (.) Des ein bisschen, schau i hob an gfunden, der hot der hot irgendwie (.) (NKT). (.) Also das will ich nicht. (.) Und dos ondere hob i nit so zombrocht. (2). I: Was war das andere?*

*FS: Na diese, na diese Entstigmatisierung.*

*I: Ja*

*FS: Weil ich nicht durchgedrunge bin, weil die die, es mir klor geworden is. (33/14-35/22)*

Aus der Perspektive seines damaligen Selbst deklariert er das Ziel seines öffentlich medialen Auftritts die Entstigmatisierung der Erkrankung ‚Schizophrenie‘. Interessant ist, dass er im obigen Textausschnitt ‚Stimmenhören‘ und ‚Schizophrenie‘ miteinander assoziiert und zur Selbstcharakterisierung auf sie Bezug nimmt. Dies erscheint wiederum ambivalent, da er sich schon an anderen Stellen von der Bezeichnung ‚Halluzinatoren‘, welches ja ein Kriterium der ‚Schizophrenie‘-Diagnose darstellt, distanziert habe. Benötigt er diese Begriffe um sich vor der Dominanzgesellschaft zu präsentieren, damit diese wissen um ‚wen‘ oder ‚was‘ es sich bei Stimmenhören handelt?

Als illustrierenden Vergleich führt Fabianus Star eine Person des öffentlichen Lebens an, welche durch das öffentliche Geständnis an einer Depression zu leiden, zur Entstigmatisierung dieser beigetragen habe. Er bringt als kontrastives Beispiel, dass sein Geständnis ‚schizophren‘, ‚psychotisch‘ oder Stimmenhörer zu sein, eher auf Ablehnung stoße („*Jo klass. Do flippens oba aus.*“). Er konstituiert sich als ‚Stimmenhörer‘, dessen öffentliches Geständnis keine Veränderung Richtung Entstigmatisierung gebracht habe („*keine Aktion, keine Reaktion*“). ‚Stimmenhören‘ sei für ihn eine „*Erkrankung*“, welche man nicht so einfach ‚gestehen‘ oder zugeben könne, wie andere

Erkrankungen wie z.B. Diabetes oder einen gebrochenen Fuß. Er verwendet abermals eine hyperbolische Darstellungsweise um die Oberflächlichkeit und beschränkte Perspektive der KonsumentInnen von öffentlichen Medien zu veranschaulichen („weil die Leit bei dem (.) bei der Haustür sozusagen stehen bleiben, und sogn, Ma der hert Stimmen, na sowo:s hätt i ma nit gedocht (.) Schau“). Zur Verdeutlichung nennt er auch zynisch ein weiteres hyperbolisches metonymisches Beispiel eines Menschen, der Hunger habe, diese Tatsache von anderen jedoch nur schaulustig hingegenommen werde, ohne darauf zu reagieren.

Er beschreibt das Scheitern seines öffentlichen und medial-inszenierten Selbst metaphorisch als die Unmöglichkeit ‚durchzudringen‘ und von einem öffentlichen Publikum gehört zu werden („weil ich nicht durchgedrungen bin“). Er positioniert sich selbst als ‚Zur Schau gestellter‘, welcher nur hinter einem Schaufenster oberflächlich betrachtet werde, ohne die Möglichkeit zu haben, dass die von ihm intendierten Inhalte ‚durchdringen‘ können und somit eine Entstigmatisierung stattfände. Er konstruiert sein öffentliches und medial-inszeniertes Selbst als gescheitert beim Versuch ‚gehört‘ zu werden, aufgrund der hegemonialen Repräsentationssystemen dieser Gesellschaft. Diese Diskurse sprechen ihm zwar seine Subjektpositionierung als ‚Stimmenhörer‘ oder ‚Schizophrener‘ nicht ab. Da diese Subjektpositionierungen von der Dominanzgesellschaft aber als jenseits der Norm und als ‚nicht lebbare‘ und ‚abjected‘ Identitäten konstruiert werden und als konstitutives Außen für das ‚normale‘, ‚nicht kranke‘ und ‚vernünftige‘ Subjekt fungieren, kann er nicht ‚gehört‘ werden. Es wird zwar möglich zu sprechen durch die Einnahme dieser Subjektpositionen, er hat jedoch kein Recht auf das ‚gewichtete Wort‘. Die Stigmatisierung, die ihm dadurch wiederfahren sei bzw. widerfahre, zeigt sich latent auch an seinen metaphorischen Aussagen, dass die ‚Leute‘ an der Oberfläche hängen bleiben, also nur sein ‚Stigma‘ wahrnehmen, ohne sich näher nach ihm oder seine Erfahrungen mit dem Stimmenhören zu erkundigen. Im Zusammenhang mit dem öffentlichen Geständnis und dem Outen ‚als jemand‘ mit einer ‚nicht-lebbaren Identität‘ schreibt Judith Butler (bezugnehmend auf das Beispiel der Homosexualität):

Betrachten wir denjenigen, der sich trotzig ‚outet‘ und seine/ihre Homosexualität erklärt, nur um zur Antwort zu erhalten: ‚Ach so, das sind Sie also, nur das‘. Was immer man sagt, wird einem als versteckte oder offene Manifestation einer wesensmäßigen Homosexualität ausgelegt. (Man sollte nicht unterschätzen, wie ermüdend es ist, wenn von einem erwartet wird, immerzu ein ‚geouteter‘ Homosexueller zu sein, ganz gleich, ob diese Erwartung von schwulen und lesbischen Verbündeten oder ihren Gegnern kommt.) (Butler 2001, S. 90).

Das öffentliche mediale Selbst Fabianus Star, welches sich als ‚Stimmenhörer‘ outet, wird als also genau ‚so-jemand‘ wahrgenommen und jegliches Verhalten als Äußerung dieser Positionierung als ‚geouteter Stimmenhörer‘ und von hegemonialen Diskursen als ‚außerhalb der Norm stehend‘ interpretiert. Allein durch die Verwendung des Begriffs ‚Stimmenhörer‘ und durch Fabianus Stars

Bemühungen ‚Stimmenhören‘ in ein neues kontextuelles Licht zu stellen (also zu seiner Entstigmatisierung beizutragen), heißt dies jedoch nicht, dass er gehört wird und eine Resignifizierung des Bedeutungsfeldes ‚Stimmenhören‘ vornehmen könne. Denn er kann auch aufgrund der strukturellen Benachteiligung durch die Stigmatisierung als ‚psychisch kranker Mensch‘ und der ihm dadurch fehlenden symbolischen Macht nicht ‚durchdringen‘ (siehe *Kapitel 4.5*).

Durch seine öffentlich-mediale Selbstdarstellung wird er verobjektiviert als Objekt der Schaulust und im Sinne Stuart Halls zum ‚Spektakel des Anderen‘ (Hall 2004b). Die Stereotypisierung des oder der ‚Anderen‘ ist reduktionistisch, essentialisierend und fixiert die Differenzen zwischen ‚lebbaaren und nicht-lebbaaren Körpern‘ (vgl. ebd., S. 144). Fabianus Star konstruiert die mediale Darstellung und Rezeption seines öffentlichen Selbst als stereotypisiert, er wurde auf seine Identität als ‚Stimmenhörer‘ und nach hegemonialer Vorstellung ‚außerhalb der Norm stehend‘ reduziert und genau in jener Essenz als ‚so-jemand‘ wahrgenommen. Er argumentiert, dass es ihm aufgrund dieses ‚Scheiterns‘ „klar geworden“ sei, dass er sich nicht mehr „in die Auslage“ stellen möchte. Aufgrund der strukturellen Determiniertheit in der Dominanzgesellschaft verschwindet also sein Widerstandspotential gegen hegemoniale Diskurse und Strukturverhältnisse. Bestimmt ist auch die Auflösung des Vereins und die Unmöglichkeit, in die Subjektpositionen als ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ zu investieren ein Grund, warum die strukturellen Verhältnisse sein Widerstandspotential ‚ersticken‘ und seinen Handlungsspielraum einschränken.

Ambivalent bleibt jedoch, dass Fabianus Star sich auf einer manifesten Ebene davon abgrenzt, weiter in die Subjektpositionierung als ‚Stimmenhörer‘ zu investieren, jedoch allein schon aufgrund der Tatsache, dass er mir das Interview überhaupt gegeben habe, und die Positionierung als Experte zum Stimmenhören (siehe *Kapitel 8.4.1*) auf latente Art und Weise jedoch nachwievor in diese Subjektposition investiert. Aufschluss darüber können folgende Fragen liefern: In welche anderen Subjektpositionen kann (oder möchte) Fabianus Star zum Zeitpunkt des Interviews noch investieren? Hat er denn überhaupt noch andere Möglichkeiten als ‚jemand‘ zu sprechen?

Im Rahmen des Interviews mit Fabianus Star habe ich ihn im Gegensatz zum Interview von Helene Venus nicht als ‚schizophren‘ oder anderwärtig angerufen. Ich habe im Vorfeld an einer ‚Stimmenhören Selbsthilfegruppe‘ teilgenommen und mich als offen gegenüber den Ansätzen des ‚Hearing Voices Movements‘ gezeigt. Ich hatte also Kontakt zu einem Umfeld, welches dem alternativen Diskurs zum Stimmenhören zuzurechnen sei. Die ‚Sphäre‘, in welcher das Interview stattfand, war also auch eine, in welcher er als ‚Stimmenhörer‘ sprechen konnte und auch als ‚so-jemand‘ interpretiert wurde. Es taucht jedoch ein Spannungsverhältnis auf zwischen dem ‚Außen‘, also der normativen westlichen Leistungsgesellschaft, in welcher Fabianus Star nur als ‚Objekt der Schaulust‘ sprechen kann und nicht gehört wird, und der ‚Sphäre‘ oder ‚Szene‘ des ‚Hearing Voices Movement‘ in welcher er noch ‚als jemand‘ als ‚Stimmenhörer‘ sprechen könne. Vielleicht war dies

der Grund, warum er meiner Interviewanfrage zugestimmt und dem Interview des öffentlichen Fernsehens abgesagt hat.

## 8.5 Zusammenfassung

Beim Interview mit Fabianus Stars handelt es sich primär um ein an die Öffentlichkeit gerichtetes Interview, bei welchem er in die Positionierung als ‚Experte‘ zum Stimmenhören bzw. ‚Stimmenhörer‘ investiert. Dies betrifft besonders die Haupterzählung des Interviews. Die Tatsache, dass das Interview unter der Anwesenheit einer weiteren Person stattfand, Fabianus Stars öfters die Aufnahme pausierte und mich dazu aufforderte Fragen zu stellen, spricht dafür, dass er mir ein ‚Experteninterview‘ geben wollte. Er betonte zudem seine vielen Erfahrungen mit Interviews, dass er eine sehr gefragte Person sei (das Telefon ‚laufe bei ihm heiß‘) und er schon einige Fernsehanfragen erhalten habe. Ambivalent erscheint, dass er sich auf einer manifesten Ebene jedoch davon distanziert als Experte zum Stimmenhören oder Stimmenhörer weiter auftreten zu wollen, auf einer latenten Art und Weise jedoch weiterhin in diese Positionierung investiert.

Ein weiteres Charakteristikum der Selbstdarstellung Fabianus Stars ist die Orientierung an der an ihn herangetragenen normativen Erwartungen einer kapitalistischen Leistungsgesellschaft. Die Bedeutsamkeit von ‚Arbeit‘ für die Lebensgeschichte Fabianus Stars dokumentiert sich auch an seiner verfolgten Haupterzähllinie, da er sich bei dieser an einem berufsbezogenen ‚Lebenslauf‘ orientiert, und inwiefern ihm das Stimmenhören dahingehend beeinflusste, sich in diesen hegemonialen institutionellen Ablaufmustern zu halten. Durch seine Berufsunfähigkeitspension konnte er dann lange Zeit in keine ‚intelligible Subjektposition‘ mehr investieren, weshalb er sich selbst als ‚außerhalb der Norm stehend‘, als gescheitert in Bezug auf diese Erwartungen, als deplatziert und im ‚Nichts‘ konstruiert. Mit dem in Berührung kommen mit dem ‚Hearing Voices Movement‘ und der Möglichkeit in die Subjektposition als ‚Stimmenhörer‘, ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ des Vereins ‚Initiative Psychiatrie-Erfahrener‘ zu investieren, kann er erst wieder ‚intelligible Subjektpositionen‘ einnehmen und als ‚jemand‘ anerkannt werden. Durch die Streichung der öffentlich finanzierten Geldmittel wird der Verein jedoch aufgelöst und er spricht davon nun wirklich ‚pensioniert‘ zu sein, da er in die Positionen als ‚Obmann‘ und ‚Geschäftsführer‘ des Vereins nicht mehr investieren kann. Als ‚Stimmenhörer‘ kann er jedoch nur innerhalb der ‚Sphäre‘ des ‚Hearing Voices Movements‘ ‚gehört‘ werden. Er konstruiert sein öffentlich mediales Selbst als ‚Stimmenhörer‘ als gescheitert, bei der Dominanzgesellschaft eine Entstigmatisierung des Stimmenhörens bewirkt zu haben. Er spricht metaphorisch davon nicht ‚durchdringen‘ haben zu können, er konstruiert sich als ‚jemand‘, der von der Dominanzgesellschaft nicht ‚gehört‘ werden könne. Aufgrund dieser strukturellen

Determiniertheit verschwindet sein Widerstandspotential und er distanziert sich auf einer manifesten Ebene davon, weiter in die Positionierung als ‚Stimmenhörer‘ investieren zu wollen. Bezüglich der Bezeichnungspraktiken des hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören nimmt er diese einerseits an, indem er sich an einigen Stellen als ‚schizophren‘ oder die Stimmen als ‚akustischen Halluzinationen‘ oder ‚das Psychotische‘ bezeichnet, andererseits distanziert er sich auf latenter Ebene jedoch von diesem Diskurs, indem er seine Stimmen als KommunikationspartnerInnen bezeichnet und die Existenz der Stimmen betont. Es stellt sich auch die Frage, ob er die Bezeichnungen des hegemonialen Diskurses lediglich zur Übersetzung für ein generalisiertes Publikum verwendet oder er diese Begriffe braucht, um als ‚Experte‘ anerkannt zu werden. Sein lokales Wissen, dass die Stimmen ‚normal‘ sind und einen ‚Teil‘ von ihm darstellen, widerspricht dem hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören. Stimmenhören stelle für ihn etwas ‚Normales‘ dar, weshalb er es gar nicht mehr hinterfrage, warum er Stimmen höre oder nicht. Er distanziert sich dezidiert von der Behandlungspraxis der Medikamentierung und von den rehabilitativen Maßnahmen der Psychiatrie, indem er betont keine Medikamente einzunehmen und z.B. der Ergotherapie nicht nach kommen zu wollen. Fabianus Star lässt sich als nicht zum ‚psychiatrischen Patienten‘ machen, indem er sich weigert in diese Positionierung zu investieren.

## 9. Schlussbetrachtungen

In diesem Kapitel wird es nun darum gehen, eine kurze Zusammenfassung der Zielsetzung und des Ausgangspunkts dieser Arbeit zu geben und die zentralen Interpretationsergebnisse der zwei narrativen Interviews zusammenzufassen, miteinander zu vergleichen, und sie mit den Forschungsfragestellungen dieser Arbeit in Beziehung zu setzen. Danach erfolgen noch eine Manöverkritik dieser Arbeit und ein Ausblick.

Diese Arbeit, welche mich in den letzten Jahren begleitete, setzte vielerlei Reflexionsprozesse in Gang. Ich begann die mir im Studium der Psychologie vermittelten Macht-Wissens-Systeme kritisch zu betrachten und mein eigenes situiertes Wissen zu hinterfragen. Dadurch, dass meinen Vorstellungen von ‚Normalität‘ Risse zugefügt wurden, begann ich mich mit Theorien auseinanderzusetzen, die es mir ermöglichten die Konstruiertheit von Forschungsgegenständen in Begriffe zu kleiden (die wohlgernekt wieder nur Konstrukte darstellen) (*Kapitel 1*). Dies stellte mich vor Herausforderungen: Zum einen stand ich vor der Aufgabe, mich mit Theorien auseinanderzusetzen, die in den üblichen Studienplänen eines Psychologiestudiums nicht vermittelt werden. Diese Theorien musste ich mir teilweise im Eigenstudium, aus den ‚Inputs‘ der wenigen Seminare, die auf der Fakultät angeboten wurden, und primär aus Diskussionen mit anderen Studierenden, die von ähnlichen Problemstellungen ausgegangen sind, erarbeiten. Zum anderen stellt es nachwievor die wohl größte Herausforderung dar, aus den hegemonialen Denkmustern und Normalitätskonstruktionen, denen ich selbst verhaftet bin, herauszutreten und mein eigenes situiertes Wissen immerzu kritisch zu hinterfragen. Dass ich trotzdem ständig Gefahr laufe, hegemoniales Wissen stillschweigend zu reproduzieren, ohne dass mir dies überhaupt bewusst ist, möchte ich (über diese Arbeit hinaus) stets mitdenken.

Ich werde nun das zentrale Erkenntnisinteresse dieser Arbeit noch mal wiederholen. Eine der primären Forschungsfragestellungen der vorliegenden Arbeit zielte auf die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen ab und auf welche Art und Weise Individuen sich mit denen an sie herangetragenen Anrufungen oder Subjektpositionen artikulieren. Ferner fragte ich danach, inwiefern widerständige Praktiken gegen hegemoniale Diskurse möglich werden und Strukturverhältnisse hinsichtlich des Handlungsspielraumes entscheidend werden können. Gerade bei Menschen, die von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden, stellt sich die Frage, wie sie mit den pathologisierenden Anrufungen umgehen, inwiefern sie diese annehmen, unterlaufen oder reproduzieren. In der vorliegenden Arbeit fokussierte ich also die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen auf Menschen, die Stimmen hören und von hegemonialen Diskursen als ‚schizophren‘

pathologisiert werden. Es war mir ein zentrales Anliegen bei der ‚Perspektive der AkteurInnen‘ zu beginnen und danach zu fragen, auf welche Art und Weise sie sich zu Wissens-Macht-Systemen verhalten. Subjekte konstruieren sich Identitäten, welche sich aus der Verwobenheit einer Vielzahl intersektionaler Diskurse im Zusammenhang mit der eigenen Lebensgeschichte, der sozialen Verortung und der aktuellen Interaktionssituation speisen. Ich bin von der Verwobenheit der Konzepte ‚Diskurs‘, ‚Subjekt‘ und ‚Biographie‘ ausgegangen und habe mir hierzu ein heuristisches Instrument erarbeitet. Ich habe zwar keine Diskursanalyse von Diskursen zum Stimmenhören durchgeführt, im *Kapitel 2* lässt sich jedoch eine kritische Betrachtung des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören und des alternativen Ansatzes des ‚Hearing Voices Movements‘ finden. Von diesen Diskursen werden meine InterviewpartnerInnen auch maßgeblich tangiert, worauf ich unten weiter wieder zurückkommen werde. Für die vorliegende Arbeit habe ich mir im Zuge des Forschungsprozesses ein theoretisches Instrumentarium entworfen, um narrative Selbstdarstellungen von Menschen, die Stimmen hören und von der Dominanzgesellschaft patologisiert werden, zu de-konstruieren (*Kapitel 3 bis 5*).

Meinen Fokus richtete ich beim empirischen Teil dieser Arbeit auf diejenigen stimmenhörenden Menschen, die insbesondere auf den Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ zum Stimmenhören referieren und sich selbst als ‚StimmenhörerInnen‘ bezeichnen. Mit dem Voranschreiten der Forschungsarbeit entschied ich mich dann dazu, mich speziell jenen ‚StimmenhörerInnen‘ zuzuwenden, welche auch Öffentlichkeitsarbeit leisten innerhalb des ‚Hearing Voices Movements‘ und als ‚experts of experience‘ ihr Wissen zum Stimmenhören weitergeben (siehe *Kapitel 2.2*). Diese ‚StimmenhörerInnen‘ positionieren sich einerseits als ‚ExpertInnen‘, andererseits werden sie jedoch nach hegemonialen Erklärungsansätzen als ‚psychisch krank‘ oder ‚schizophren‘ betrachtet. Diesen Aspekt fand ich besonders spannend, da gerade diese ‚StimmenhörerInnen‘ immerzu mit Normalitätskonstruktionen von Diskursen konfrontiert sind und sich innerhalb eines Spannungsfeldes von Normalitäts- und Pathologisierungsdiskursen Gehör verschaffen (müssen), um als ‚ExpertInnen‘ anerkannt zu werden.

In dieser Arbeit habe ich nun zwei narrative Selbstdarstellungen von Menschen, die Stimmen hören, analysiert (*Kapitel 7 & 8*). Um was für eine Art von Geschichte oder Interview handelt es sich bei den narrativen Selbstdarstellungen meiner InterviewpartnerInnen? Während sich Helene Venus‘ narrative Selbstdarstellung als Geschichte eines transformierten und empowernten Selbst identifizieren lässt, konstruiert sich Fabianus Star als ein gescheitertes Selbst hinsichtlich seiner Positionierung als ‚Stimmenhörer‘. Als zentrales Identifikationsmoment lässt sich bei beiden narrativen Selbstdarstellungen die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ aufzeigen. Helene Venus und

Fabianus Star investieren beide in diese Positionierung, indem sie ihr Wissen zu dem Phänomen weitergeben und sich als ‚experts of experience‘ präsentieren. Die Art und Weise der Artikulation (Hall 2004a) mit dieser Subjektposition erfolgt jedoch bei beiden auf verschiedene Art und Weise. Helene Venus identifiziert sich gegenwärtig noch mit dieser Positionierung, wohingegen sich Fabianus Star auf manifester Ebene zwar von dieser distanziert, jedoch durch die Art und Weise seines ‚Experteninterviews‘ nachwievor in diese investiert. Für beide stellt das Identifikationsmoment ‚StimmenhörerIn‘ eine intelligible Subjektposition dar, im Kontrast zur ‚nicht-intelligiblen‘ Positionierung ‚schizophren‘ zu sein. Es lässt sich bei beiden ein homologes Muster erkennen. Sobald sie sich in ihrer Lebensgeschichte mit der Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ identifizierten (bei beiden erfolgte der Zugang über eine Selbsthilfegruppe), konstruieren sie sich ‚selbstbewusster‘, ‚wissender‘ und wieder ‚handlungsfähiger‘ in Bezug auf ihr Leben, da sie nun eine anerkannte Positionierung innerhalb des ‚Hearing-Voices-Szene‘ einnehmen und wieder als ‚jemand‘ handeln konnten. Damit verbunden ist das Bedeutungsfeld der ‚Arbeit‘. Durch die Öffentlichkeitsarbeit haben sie als ‚StimmenhörerInnen‘ wieder eine ‚Aufgabe‘. Dies stellt ein zentrales Moment bei beiden Interviews dar. Fabianus Star konstruiert sich jedoch als gescheitert daran, als Stimmenhörer zur Entstigmatisierung beizutragen, da er nicht zur Dominanzgesellschaft ‚durchdringen‘ konnte und ihm dadurch eine Stigmatisierung widerfuhr. Helene Venus hingegen betrachtet es weiterhin als ihre ‚Aufgabe‘ Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. Bei Helene Venus zeigt sich die Positionierung als ‚Expertin‘ zum Stimmenhören sehr anschaulich an der Art und Weise, wie sie sich von ihrem vergangenen, unwissenden Selbst immerzu abgrenzt und ihre gegenwärtige, wissende und expertenhafte Positionierung als ‚StimmenhörerIn‘ positiv hervorhebt. Deshalb sei sie auch sehr froh dem Stimmenhören begegnet zu sein. Bei Helene Venus‘ narrativer Selbstdarstellung kann man deshalb auch von einer Recovery-Geschichte, Empowerment-Geschichte oder therapeutischen Erzählung (Illouz 2009) sprechen, da sie sich von ihrem vergangenen, leidenden Selbst immerzu abgrenzt. Durch die retrospektive Diagnostizierung von vergangenen Erlebnisweisen mit psychiatrisch-psychologischen Bezeichnungen trägt sie paradoxerweise jedoch auch zu einer Reproduktion dieses hegemonialen Diskurses bei, da sie die Geschichte eines ‚leidenden, kranken vergangen Selbst‘ erzählt, um ihre heutige ‚empowerte‘ bzw. ‚recoverte‘ Positionierung zu betonen.

Für beide Selbstdarstellungen ist die Orientierung an normativen Erwartungshaltungen einer kapitalistischen Leistungsgesellschaft charakteristisch. Durch ihre Pathologisierung wurden sie als ‚berufsunfähig‘ eingestuft und konnten diesen Erwartungen nicht mehr entsprechen. Die Anrufung ‚berufsunfähig‘ wirkte sich bei beiden problematisch aus. Sie begegneten dieser jedoch wieder auf verschiedene Art und Weise, wofür auch ihre unterschiedliche (primär geschlechtsspezifische) Situiertheit verantwortlich gemacht werden kann. Solange Helene Venus in die

Identitätspositionierungen als ‚Ehefrau‘ und ‚Mutter‘ investieren und somit dem Aspekt der Reproduktion der doppelten Vergesellschaftung von Frauen entsprechen konnte, legitimiert sie ihre Berufsunfähigkeitspension damit, für ihre Positionierung als ‚Hausfrau‘ ‚entlohnt‘ zu werden. Dies änderte sich jedoch durch ihre Scheidung und durch die Distanzierung von ihrer Familie im Zuge des Sachwalterverfahrens. Helene Venus konstruiert ihr vergangenes Selbst primär als fremdbestimmt und nicht in der Lage seiend sich selbstbestimmt in einer normalen ‚beruflichen‘ Ablaufmuster zu halten. Durch den von ihr beschriebenen Transformationsprozess zu einem selbstbewussteren und empowerten Selbst wird es ihr möglich durch die Einnahme der Subjektposition als ‚StimmenhörerIn‘ einer ‚Arbeit‘ und ‚Aufgabe‘ nachzukommen. Anschaulich spricht sie von ihrer ‚Laufbahn als StimmenhörerIn‘. In ihrer narrativen Selbstdarstellung stellt dies das einzige biographische Handlungsschema, dessen Anvisierung sie als ‚selbstbestimmt‘ konstruiert.

Bei Fabianus Star ließ sich generell als Haupterzähllinie die Orientierung an berufsspezifischen Positionierungen identifizieren (‚Pfarrer‘, ‚Programmierer‘, ‚Obmann‘) und inwiefern er in diese investierte bzw. nicht mehr investieren konnte. Nach dem Erhalt der Berufsunfähigkeitspension konstruiert er sein damaliges Selbst als außerhalb der ‚Norm‘ stehend bzw. deplatziert, im ‚Nichts‘ und in einer ‚anderen Welt‘. Er konnte in keine ‚intelligible Positionierung‘ mehr investieren, keiner Erwerbsarbeit mehr nachkommen und somit die normativen Leistungsansprüche der Gesellschaft nicht erfüllen. Dies stellt die problematischste Zeit seines Lebens dar, da er dem traditionellen westlichen Ideal eines ‚arbeitenden und gesunden Mannes‘ nicht mehr entsprechen konnte und er sich deshalb hinsichtlich seiner Lebensumstände als handlungsunfähig konstruiert. Als einzig möglichen Ausweg beschreibt er den Rückzug in seine ‚Stimmenwelt‘. Mit der Einnahme der Subjektposition ‚Stimmenhörer‘ und dem Mitarbeiten in einem Verein für Psychiatrie-Erfahrene konnte er dann wieder als ‚jemand‘ handeln. Durch die Auflösung des Vereins sei er dann erst ‚wirklich‘ pensioniert worden. Zum Zeitpunkt des Interviews nimmt er eine resignative Haltung ein, und betont dezidiert, dass er nicht mehr als ‚Stimmenhörer‘ Öffentlichkeitsarbeit leisten möchte, auf einer latenten Art und Weise investiert er jedoch weiterhin die Positionierung als ‚expert of experience‘ zum Stimmenhören. Für Fabianus Star wird es zum Zeitpunkt des Interviews wahrscheinlich nur als ‚Stimmenhörer‘ möglich, als ‚jemand‘ zu sprechen.

Auf welche Art und Weise artikulieren sich nun Helene Venus und Fabianus Star mit der hegemonialen Anrufung ‚schizophren‘ zu sein. Im Interview mit Helene Venus bin ich es ja sogar als Interviewerin, welche diese identitätsunterstellende Anrufung an sie heranträgt. Beide grenzen sich von dieser Anrufung ab, wofür sie auf ihr eigentheoretisches bzw. lokales Wissen rekurrieren. Bei diesem handelt es sich vor allem um ihr leiblich manifestiertes Wissen, dass es sich beim Stimmenhören um keine ‚Halluzination‘ handelt. Ambivalent ist, dass beide InterviewpartnerInnen

jedoch auch Bezeichnungs- und Diagnostizierungspraktiken des hegemonialen Diskurses anwenden, um ihre eigenen Lebensgeschichte zu legitimieren bzw. um eine kohärente Geschichte erzählen zu können. An der latenten Darstellungsweise der Stimmen als KommunikationspartnerInnen, mit denen sie sich unterhalten und die Teil ihres Lebens geworden sind, grenzen sie sich jedoch wiederum vom hegemonialen Diskurs zum Stimmenhören ab. Aufgrund dieses Charakteristikums emergierte für mich bei der Interpretation beider Interviews die Frage, weshalb sie trotzdem diese hegemonialen Bezeichnungspraktiken anwenden. So diagnostiziert Helene Venus einige Lebensphasen mit den Termini ‚psychotisch‘, ‚Zwang‘ oder ‚manisches Kaufverhalten‘, oder Fabianus Star spricht hinsichtlich des Stimmenhörens auch von ‚Halluzinationen‘ oder ‚das Psychotische‘. Ich stellte mir die Frage, ob es sich dabei um Übersetzungstätigkeiten für mich als Interviewerin oder generalisierte Andere handelt. Bei Helene Venus‘ narrativer Selbstdarstellung verhält es sich so, dass sie beispielsweise die Kategorisierung ‚psychotisch‘ dafür benötigt, um bestimmte Lebensphasen, die sich ihrer Handlungskontrolle entzogen, zu erklären. Erst dadurch wird es ihr möglich eine kohärente lebensgeschichtliche Darstellung zu konstruieren. Ohne die Herstellung dieser Kohärenz wäre es ihr womöglich nicht möglich gewesen, die Geschichte eines ‚empowerten‘ Selbst zu erzählen. Des Weiteren beschäftige mich in diesem Zusammenhang die Frage, ob meine InterviewpartnerInnen diese Begrifflichkeiten für ihre Positionierung als ‚ExpertInnen‘ benötigen, um von der Dominanzgesellschaft (vermeintlich) ‚gehört‘ zu werden und als solche anerkannt werden. Dass mich Helene Venus, die ich ja zudem auch noch als ‚schizophren‘ anrief, dem Bereich der ‚Schizophrenie‘ bzw. als Akteurin des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören zuordnete, könnte ein Grund dafür sein, warum sie diese Begriffe verwendete. Die unterschiedlichen Interaktionsbedingungen des Interviews sind sicher auch für die Art und Weise der Produktion von Selbstdarstellungen verantwortlich. Möglicherweise wäre das Interview mit Helene Venus auch anders verlaufen, hätte ich sie nicht als ‚schizophren‘ angerufen. Um aussagekräftige Antworten auf diese Fragestellungen zu erhalten, wäre es jedoch nötig, noch weitere Interviews mit ‚StimmenhörerInnen‘ zu führen und diese miteinander zu vergleichen.

Bei beiden InterviewpartnerInnen dokumentiert sich auf latente Art und Weise eine Ablehnung der Subjektposition ‚psychiatrische/r Patient/in‘ des hegemonialen Diskurses. Dies zeigt sich daran, dass sie die Behandlungsmethoden des institutionellen psychiatrischen Apparates dezidiert ablehnen (Medikamentierung, Ergotherapie) und die Psychiatrie kritisieren. Helene Venus bagatellisiert die Kontakte mit der Psychiatrie und lässt sich selbst nicht zur psychiatrischen Patientin machen, indem sie beispielsweise das Aufnahmegespräch in der Psychiatrie mit einer Maturasituation vergleicht und statt PsychiaterInnen von LehrerInnen spricht. Darüber hinaus artikuliert sie ihren ‚Widerstand‘ zur Zeit des Sachwalterverfahrens, in welcher ihr abgesprochen wurde ihr Leben selbstständig meistern zu können, als gegen das Patriarchat gerichtet. Sie nimmt also die Anrufung als ‚unzurechnungsfähige‘

und ‚pathologisierte Frau‘ nicht an, obwohl sie im Zuge des Sachwalterverfahrens nicht primär aufgrund ihres Geschlechts, sondern aufgrund ihrer Pathologisierung diskriminiert wurde, weshalb sie ihren Widerstand als ‚unterdrückte Frau‘ formuliert. Fabianus Stars lehnt die Behandlungsmethode der Medikation ebenso ab und kritisiert die Psychiatrie als eine ‚andere Welt‘, in welcher er z.B. in der Ergotherapie dazu aufgefordert wird etwas zu tun, was er sonst auch nicht tun würde. Die Widerstandsstrategie beider, sich nicht zu psychiatrischen PatientInnen machen zu lassen, sollten jedoch nicht unkritisch betrachtet werden. Die bestehenden Strukturen von Herrschaft und Unterdrückung sind hinsichtlich ihrer Stärke nicht zu vernachlässigen. Helene Venus und Fabianus Stars nehmen zwar die Subjektposition als ‚psychiatrischer PatientIn‘ nicht an, man darf jedoch nicht vergessen, dass dies keine einmalige Ablehnung ist, sondern sie sich immerzu gegen diese ‚Anrufung‘ zur Wehr setzen müssen. Wie sehr die Strukturverhältnisse ihr Leben tangieren, zeigt sich bei Fabianus Stars narrativer Selbstdarstellung daran, dass sein ‚Widerstandspotential‘ verschwand und er seine Entstigmatisierungsbemühungen hinsichtlich des Stimmenhörens aufgab, da er nicht zur ‚Dominanzgesellschaft‘ durchdringen konnte. Er konstruiert sich als ‚Objekt der Schaulust‘ und als stigmatisiert aufgrund seines Stimmenhörens und lehnt es daraufhin dezidiert ab weiter in die Subjektposition als ‚Stimmenhörer‘ zu investieren. Helene Venus beschreibt, wie jegliches Verhalten bei Gericht von ihr als ‚komisch‘ und ‚anormal‘ und als Zeichen ihrer Pathologisierung interpretiert wurde. Pointiert schreibt Judith Butler zu dieser Thematik: „Betrachten wir diejenigen der sich trotzig ‚outet‘ [...], nur um zur Antwort zu erhalten: ‚Ach so, das sind Sie als, nur das‘. Was immer man sagt, wird einem als versteckter oder offene Manifestation [...] [DP: einer wesensmäßigen ‚Krankheit‘] ausgelegt“ (Butler 2001, S. 90). Die essentialisierende Wirkung von pathologisierenden Anrufungen erschwert es für stimmenhörende Menschen von der breiten Öffentlichkeit ‚gehört‘ zu werden, da alle ihre Äußerungen als Zeichen ihrer vermeintlichen ‚Krankheit‘ interpretiert werden.

Die Wirkungsmacht von hegemonialen Diskursen zeigt sich deutlich an beiden narrativen Selbstdarstellungen. Beide InterviewpartnerInnen müssen sich in ihren narrativen Selbstdarstellungen gegenüber latenter Erwartungsstrukturen hegemonialer Normalitätsvorstellungen und Diskurse zum Stimmenhören abgrenzen, um aus einer anerkannten und intelligiblen Positionierung sprechen zu können. Dieser Darstellungsduktus dokumentiert sich insbesondere bei Helene Venus‘ narrativer Selbstdarstellung vermutlich auch deshalb, weil ich sie im Vorfeld als ‚schizophren‘ anrief. Widerstandsstrategien gegen Pathologisierungen und essentialisierende Festschreibungen sind für meine InterviewpartnerInnen nur bedingt möglich. Der Diskurs des ‚Hearing Voices Movements‘ zum Stimmenhören legt für stimmenhörende Menschen zwar eine ‚intelligible Subjektposition‘ bereit, mit welcher sie innerhalb dieses Diskurse auch anerkannt werden und als ‚jemand‘ sprechen können. Allerdings existieren in der

Dominanzgesellschaft noch viele Stereotypen zu Menschen, die eine psychiatrische Diagnose erhalten haben. Im *Kapitel 4.5* habe ich bereits die Frage aufgeworfen, inwiefern die Möglichkeit von Widerstandsstrategien nicht auch vom Gekannt- und Ankerkanntwerden der Äußerungen und dem symbolischen Kapital der SprecherInnen abhängig ist (vgl. Bourdieu 1990, S. 100f). Dadurch, dass stimmenhörenden Menschen nach hegemonialem Verständnis pathologisiert werden, verfügen sie über kein symbolisches Kapital, um ihren Äußerungen Gewicht verleihen zu können. Damit es in der Gesellschaft zu einer differenzierten Sichtweise zum Phänomen des Stimmenhörens oder anderen ‚psychischen Erkrankungen‘ kommt und Stigmatisierung verhindert werden kann, muss sicher noch einiges an (Reflexions-)Arbeit geleistet werden. ‚Widerstand‘ (gegen hegemoniale Normalitätsvorstellungen) ist nicht nur durch einzelne Resignifizierungen oder subversive Strategien möglich, sondern kann nur im Kollektiv von statten gehen.

Was ich aus dieser Arbeit mitnehme, ist eine vorsichtige und kritisch-reflexive Haltung gegenüber (primär wissenschaftlichen) Diskursen und ihrer machtvollen Bezeichnungs- und Diagnostizierungspraktiken. Um aus festgefahrenen Normalitätsvorstellungen herauszutreten zu können, ist natürlich auch einiger Kraftaufwand nötig. Gerade StudentInnen, die ja die zukünftigen PraktikerInnen darstellen, könnte ein kritischer Umgang mit wissenschaftlichen Macht-Wissens-Systemen vermittelt werden. Es wäre wünschenswert, wenn sich (zumindest einmal) in der Praxis mit ‚psychischen kranken Menschen‘ ein reflexiverer Umgang mit dem eigenen situierten Wissen, der eigenen Machtposition, und mit der Konstruiertheit von sogenannten ‚Krankheiten‘ oder Diagnosen etablieren könnte.

Als Manöverkritik an meinem eigenen Vorgehen in dieser Diplomarbeit lassen sich die identitätsunterstellenden Anreden (wie z.B. ‚schizophren‘) nennen, die ich an Helene Venus und zwei weitere InterviewpartnerInnen herantrug, ohne dies zunächst kritisch reflektiert zu haben. Durch eine spätere kritische Reflexion meines Vorgehens wurde mir dies erst bewusst. Die Spannungen, die sich dadurch in der Interviewsituation z.B. mit Helene Venus ergaben, erwiesen sich jedoch insofern als interessant, da meine Anrufung einen bestimmten Abgrenzungsdiskurs und Selbstdarstellung provozierte. Darüber hinaus ist sie mit diesen pathologisierenden Anrufungen bestimmt öfters in ihrem Alltag konfrontiert. Des Weiteren wären meine Interpretationsergebnisse aussagekräftiger, hätte ich auch die weiteren durchgeführten Interviews in die Ergebnisdarstellung aufgenommen. Dies war mir jedoch aus zeitlichen Gründen leider nicht möglich.

Ausblickend für weitere Forschung wäre es aufschlussreich noch weitere Interviews durchzuführen, bis es zu einer ‚theoretischen Sättigung‘ kommt. Des Weiteren könnte man eine Diskursanalyse der Wissenssysteme zum Stimmenhörens andeuten und mit den Ergebnissen der Interviewanalysen in Verbindung setzen.

## Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter (1992). Biographizität und Struktur. In: Alheit, Peter/Dausien, Bettina/Hansens, Andreas/Scheuermann, Andreas (Hrsg.<sup>Innen</sup>). *Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biografieforschung* (Werkstättenberichte des Forschungsschwerpunkts „Bildung und Arbeit“. Bd. 19). Bremen: Universität. (S.10-36).
- Althusser, Louis (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- American Psychiatric Association (2000). *Diagnostic and statistical manual of mental disorders* (Text revision). APA: Washington DC.
- American Psychiatric Association (2004). *Practice guideline for the treatment of patients with schizophrenia* (2nd edition). APA: Washington DC.
- Amering, Michaela (2005). Psychotherapie des Stimmenhörens. In: Katschnig, Heinz/Amering, Michaela (Hrsg.<sup>Innen</sup>). *Stimmenhören. Medizinische, psychologische und anthropologische Aspekte*. Facultas: Wien. (S. 102-115).
- Austin, John L. (2010). *Zur Theorie der Sprechakte* [How to do things with words]. Stuttgart: Reclam.
- Bamberg, Michael (1997). Positioning between structure and performance. In: *Journal of narrative and life history*, 7, 1-4. (S. 335-342).
- Bamberg, Michael (1999). Identität in Erzählung und im Erzählen. Versuch einer Bestimmung der Besonderheit des narrativen Diskurses für die sprachliche Verfassung von Identität. In: *Journal für Psychologie: Theorie, Forschung, Praxis*, 7, 1. (S. 43-55).
- Bamberg, Michael (2003). Positioning with Davie Hogan. Stories, tellings, and identities. In: Dainte, Colette/Lightfoot, Cynthia (Hrsg.<sup>Innen</sup>). *Narrative analysis: Studying the development of individuals in society*. London: Sage. (S. 135-157).  
[http://www.clarku.edu/~mbam-berg/positioning\\_and\\_identity.htm](http://www.clarku.edu/~mbam-berg/positioning_and_identity.htm) [letzter Zugriff 1.3.2012]
- Becker-Schmidt, Regina (1987). Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hrsg.<sup>Innen</sup>). *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Soziologische Befunde zu geschlechtsspezifischen Formen der Lebensbewältigung*. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. (S. 10-25).
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2011). *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Birchwood, Max/Chadwick, Paul (1997). The omnipotence of voices: Testing the validity of a cognitive model. In: *Psychological Medicine*, 27. (S. 1345-1353).
- Bock, Thomas (2003). *Basiswissen: Umgang mit psychotischen Patienten*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.<sup>Innen</sup>) (2007). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (2., erweiterte und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre (1985). *Sozialer Raum und ‚Klassen‘*. Leçon sur la leçon. (2 Vorlesungen). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1986). Die biographische Illusion. In *BIOS* 3,1. (S. 75-81).
- Bourdieu, Pierre (1990). *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braunmüller.
- Boyle, Mary (2002). *Schizophrenia. A scientific delusion?* (Second edition). London: Routledge.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, Hannelore (2001). Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.). *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd.1. Theorien und Methoden*. Opladen: Leske+Budrich. (S. 227-261).
- Bublitz, Hannelore (2003). Diskurs und Habitus. Zentrale Kategorien zur Herstellung gesellschaftlicher Normalität. In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hrsg.). »Normalität« im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg: Synchron. (S. 151-162).
- Bublitz, Hannelore (2010a). *Judith Butler. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Bublitz, Hannelore (2010b). *Im Beichtstuhl der Medien: die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis*. Bielefeld: Transkript.
- Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hrsg.<sup>innen</sup>). (1999). *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt am Main: Campus.
- Bukow, Wolf Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/Yildiz Erol (Hrsg.<sup>innen</sup>) (2006). *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chadwick, Paul/Birchwood, Max. (1996). Cognitive therapy for voices. In: Haddock, Gillian/Slade, Peter (Hrsg.). *Cognitive behavioural interventions with psychotic disorders*. Routledge: London.
- Coleman, Ron (1999). *Recovery – an alien concept*. Gloucester: Handsell Publishing.
- Coleman, Ron (2007). *Stimmenhören verstehen und bewältigen* (3. Auflage). Bonn: Psychosoziale Arbeitshilfen 14.

- Cruikshank, Barbara (1999). *The will to empower. Democratic citizens and other subjects*. Ithaca (u.a.): Cornell Univ. Press.
- Dausien, Bettina (1996). *Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Dausien, Bettina (2004). Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth (Hrsg.<sup>in</sup>). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorien, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 314-325).
- Dausien, Bettina (2006). Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung. In: Brombach, Sabine/Wahrig Bettina [Hrsg.<sup>innen</sup>]. *Lebensbilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies*. Bielefeld: transcript. (S.179-212).
- Dausien, Bettina/Kelle, Helga (2005). Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biografieforschung. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele [Hrsg.<sup>innen</sup>]. *Biografieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 189-212).
- Dausien, Bettina & Mecheril, Paul (2006). Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht. In: Bukow, Wolf Dietrich/Ottersbach, Markus/Tuider, Elisabeth/ Yildiz Erol (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S.155-178).
- Detka, Carsten (2005). Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews. In: *ZBBS*, 6(2). (S.251-364).
- Derrida, Jacques (1972). *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1988). SignaturEreignisKontext. In: Peter Engelmann (Hrsg.). *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen-Verlag.
- Derrida, Jacques (1991). Die différance. In: Peter Engelmann (Hrsg.). *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Stuttgart: Reclam. (S. 76-113).
- Dhawan, Nikita. (2010). Spivak – Subalternes Schweigen und die Politik der Präsentation. In: Kuch, Hermann/Herrmann, Steffen (Hrsg.). *Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft. (S. 370-387).
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1987). *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Falloon, I.R.H./Talbot, R.E. (1981): Persistent auditory hallucinations: Coping mechanisms and implications for management. In: *Psychological Medicine*, 11. (S. 329-339).
- Fanon, Frantz (1980). *Schwarze Haut, Weiße Masken*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Fenekou, Vasiliki/Georgaca, Eugenie (2010). Exploring the experience of hearing voices: A qualitative study. In: *Psychosis*, 2. (S. 134-143).
- Finzen, Asmus. (2000a). *Psychose und Stigma*. Bonn: Psychiatrie Verlag.

- Finzen, Asmus. (2000b). *Schizophrenie – die Krankheit verstehen*. Bonn: Psychiatrie Verlag.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997). Narrationsanalyse biographischer Selbstdarstellungen. In: Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hrsg.<sup>Innen</sup>). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich. (S. 133-165)
- Flick, Uwe (2002). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt. (S. 11-31).
- Foucault, Michel (1973). *Wahnsinn und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1976). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978). *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve-Verlag.
- Foucault, Michel (1981). *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1984). *Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch*. Berlin: Merve-Verlag.
- Foucault, Michel (1986a). *Die Sorge um Sich. Sexualität und Wahrheit, Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1986b). *Die Ordnung der Dinge: eine Archäologie der Humanwissenschaften* (6.Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1987). Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hrsg.). *Michel Foucault: Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum. (S. 243-261).
- Foucault, Michel (1991). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1996). *Der Mensch ist ein Erfahrungsthier*. Gespräch mit Ducio Trombadori. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004). *Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France (1981/82)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004a). *Geschichte der Gouvernementalität: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977-1978*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004b). *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2008). *Die Geburt der Klinik: eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. (8. Auflage). Frankfurt am. Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Freitag, Walburga (2005). *Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen*. Münster: Waxmann.

- Goffman, Erving. (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Griese, Birgit (Hrsg.<sup>in</sup>) (2010). *Subjekt-Identität-Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999). *Intellektuelle Migrantinnen. – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske+Budrich.
- Hahn, Alois (1982). Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematization und Zivilisationsprozeß. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34. (S. 408-434).
- Hahn, Alois (1987). Identität und Selbstthematization. In: Hahn, Alois/Kapp, Volker (Hrsg.). *Selbstthematization und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (S. 9-24).
- Hall, Stuart (1994). *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg: Argument-Verlag.
- Hall, Stuart (1994a). Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: ders. *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg: Argument-Verlag (S. 66-89).
- Hall, Stuart (1994b). Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In: ders. *Rassismus und kulturelle Identität*. Hamburg: Argument-Verlag. (S. 137-180).
- Hall, Stuart (2004a). Wer braucht ‚Identität‘? In: ders. *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4*. Hamburg: Argument Verlag. (S. 167-187).
- Hall, Stuart (2004b). Das Spektakel des ‚Anderen‘. In: ders. *Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4*. Hamburg: Argument-Verlag. (S. 108-166).
- Hanses, Andreas (2010). Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten. In: Griese, Birgit (Hrsg.<sup>in</sup>) *Subjekt-Identität-Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 251-270).
- Haraway, Donna (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heinz, A. (2000). Dopaminhypothese der Schizophrenien. Neue Befunde für eine alte Theorie. In: *Nervenarzt*, 71. (S. 54-57).
- Hetzl, Andreas (2001). Michel Foucault: Überwachen und Strafen (1975), Der Wille zum Wissen (1976). In: Gramm, Gerhard/Hetzl, Andreas/Lilienthal, Markus (Hrsg.): *Hauptwerke der Sozialphilosophie*. Stuttgart: Reclam. (S. 195-224).
- Hoffmann-Richter, Ulrike. (2000). *Psychiatrie in der Zeitung. Urteile und Vorurteile*. Bonn: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag.
- Honig, A./Romme, M./Ensink, B./Escher, S./ Pennings, M./Vries de, M. (1998). Auditory hallucinations. A comparison between patients and non-patients. In: *Journal of Nervous and Mental Disease*, 186. (S. 646-651).
- Intervoice. The International Community for Hearing Voices. <http://www.intervoiceonline.org/> [letzter Zugriff: 1.3.2012]

- Illouz, Eva (2009). *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ingram, Rick. E./Luxton, David (2005). Vulnerability-stress models. In: Hankin, Benjamin.L./Abela, John R. Z. (Hrsg.). *Development of psychopathology: A vulnerability-stress perspective*. New York: Sage. (S. 32-46).
- Jäger, Siegfried. (2004). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster: Unrast.
- Jaynes, Julian (1988). *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Johns, L. C./Os van, J. (2001). The continuity of psychotic experiences in the general population. In: *Clinical Psychology Review*, 21, 8. (S. 1125-1141)
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz. (1977). Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk. (Hrsg.). *Gesprächsanalysen. Referate der IPK-Tagung 1976*. Hamburg: Buske. (S. 159-274).
- Karl, Ute. (2007). Metaphern als Spuren von Diskursen in biografischen Texten. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*. (Vol 8/1).  
<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/211/466>  
 [letzter Zugriff 1.3.2012]
- Karl, Ute. (2005). *Zwischen/Räume. Eine empirisch-bildungstheoretische Studie zur ästhetischen und psychosozialen Praxis des Altentheaters* (Pädagogik und Gesellschaft, Bd. 4.) Münster: Lit.
- Katschnig, Heinz/König, Peter (Hrsg.) (1994). *Schizophrenie und Lebensqualität*. Springer-Verlag: Wien, New York.
- Katschnig, Heinz (2008). Die Schizophrenie und ihr Verlauf: Mythen und Daten. In: Amering, Michaela/Krausz, Michael/Katschnig, Heinz. *Hoffnung macht Sinn. Schizophrene Psychosen in neuem Licht*. Facultas: Wien. (S. 9-15).
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (1999). *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. (Qualitative Sozialforschung; Bd. 4). Opladen: Leske + Budrich.
- Keller, Reiner (2007). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. (3., aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.) (2001). *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd.1. Theorien und Methoden*. Opladen: Leske+Budrich.
- Klicpera, Christian (2007). *Psychopathologie und biologische Grundlagen der Klinischen Psychologie*. Facultas: Wien.
- Kuch, Hermann/Herrmann, Steffen K. (2010). *Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Lamnek, Siegfried (2005). *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch* (4. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Lawler, Steph (2002). Narrative in social research. In: May, Tim [Hrsg.]. *Qualitative Research in Action*. London (u.a.): SAGE Publications. (S. 242-258).
- Lawler, Steph (2004). Rules of engagement: Habitus, power and resistance. In: Lisa Adkins & Beverly Skeggs (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Feminism after Bourdieu*. Oxford: Blackwell. (S. 110-128).

- Leferink, Klaus (1997). Die Person und ihre Krankheit. Mangelnde Einsicht als Identitätsstrategie bei Menschen mit chronischer Schizophrenie. In Angermeyer, Matthias C./Zaumseil, Manfred (Hrsg.). *Verrückte Entwürfe. Kulturelle und individuelle Verarbeitung psychischen Krankseins*. Bonn: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag. (S. 206-261).
- Leucht, Stephan/Corell, Christoph/Kane, John M. (2011). Approaches to treatment-resistant patients. In: Weinberger Daniel R./Harrison Paul J. (Hrsg.) *Schizophrenia*. (Third Edition). Oxford (u.a.): Blackwell Publishing Ltd. (S. 540-560).
- Leudar, Ivan/Thomas, Philipp (2000) *Voices of reason, voices of insanity. Studies of verbal hallucinations*. Philadelphia: Routledge.
- Lindemann, Gesa (1993). Wider der Verdrängung des Leibes aus der Geschlechtskonstruktion. In: *Feministische Studien* 11, 2. (S. 44-53).
- Link, Jürgen (1986): NOCH EINMAL: DISKURS. INTERDISKURS. MACHT. In: *KultuRRévolution*, 11. (S. 4-7).
- Lucius-Hoene, Gabriele (2010). Narrative Identitätsarbeit im Interview. In: Griese Birgit (Hrsg.<sup>in</sup>). *Subjekt-Identität-Person? Reflexionen zur Biographieforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 149-170).
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2004). Narrative Identität und Positionierung. In: *Gesprächsführung*, 5.(S.166-183).  
<http://www.gespraechsforschung-ozs.de/hett2004/heft2004.htm> [letzter Zugriff 1.3.2012]
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2002). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lutz, Helma/Vivar, Maria Teresa Herrera/Supik, Linda (Hrsg.<sup>innen</sup>). (2010). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mannheim, Karl (1980). *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- McNay, Lois (1994). *Foucault. A critical introduction*. Polity Press: Cambridge.
- McNay, Lois (2004). Agency and experience: gender as a lived relation. In: Lisa Adkins & Beverly Skeggs (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Feminism after Bourdieu*. Oxford: Blackwell. (S. 175-190).
- Meltzer, Herbert (1992). Treatment of the neuroleptic-nonresponsive schizophrenic patient. *Schizophrenia Bulletin*. 18, 30. (S. 515-542).
- Nassehi, Armin (1994). Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: *BIOS*, 7. (S. 46-63).
- Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans Georg (Hrsg.). *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler. (S. 352-433).
- Perleberg, Katrin/Schütze, Fritz/Heine, Vikoria (2006). Sozialwissenschaftliche Biographieanalyse von chronisch kranken Patientinnen auf der empirischen Grundlage des autobiographisch-narrativen Interviews: exemplifiziert an der Lebensgeschichte einer jungen Patientin mit Morbus Crohn. In: *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*, 1. (S 59-145).

- Plessner, Helmuth (1975). *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie* (3., unveränderte Auflage). Berlin/New York: de Gruyter.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika (2008). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenburg.
- Przyborski, Aglaja/Slunecko, Thomas (2009). Against reification. Praxeological methodology and its benefits. In: Valsiner, Jaan/Molenaar Paul/Lyra, Maria/Chaudhary Nandita (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Dynamic Process Methodology in the Social and Developmental Sciences*. New York: Springer. (S. 141-170).
- Read, J./Os van, J./Morrison, A.P./Ross, C.A. (2005). Childhood trauma, psychosis and schizophrenia: a literature review with theoretical and clinical implications. In: *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 112. (S. 330-350).
- Reckwitz, Andreas (2008). *Subjekt*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Reh, Sabine (2003). *Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als „Bekanntnisse“. Interpretationen und methodologische Überlegungen zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung*. Rieden: Klinkhardt.
- Ricoeur, Paul (1991). The human experience of time and narrative. In: Valdés, Mario J. (Hrsg.). *Reflection & Imagination*. New York: Harvester/Wheatsheaf. (S. 425-437).
- Riemann, Gerhard (1986). Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann. In: Soeffner, Hans Georg. (Hrsg.). *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt, New York: Campus. (S. 112-157).
- Romme, Marius (2005). Stimmenhören: Was ist normal, was ist krank? In: Katschnig, Heinz & Amering, Michaela (Hrsg.<sup>in</sup>). *Stimmenhören. Medizinische, psychologische und anthropologische Aspekte*. Facultas: Wien. (S. 14-21).
- Romme Marius/Escher, Sandra (1989): Hearing voices. In: *Schizophrenia Bulletin*, 15, 2. (S. 209-216).
- Romme, Marius/Escher, Sandra (1996). Empowering people who hear voices. In: Haddock, Gillian/Slade, Peter D. (Hrsg.): *Cognitive Behavioural Interventions with psychotic disorders*. Routledge: London. (S.137-150).
- Romme, Marius/Escher, Sandra (1997). *Stimmenhören akzeptieren*. Psychiatrie-Verlag: Bonn.
- Romme, Marius/Escher, Sandra (2006). Trauma and hearing voices. In: Larkin, Waren/Morrison, Anthony P. (Hrsg.). *Trauma and psychosis: new directions for theory and therapy*. Routledge: London. (S. 162-191).
- Romme, Marius/Escher, Sandra (2008). *Stimmenhören verstehen. Der Leitfaden zur Arbeit mit Stimmenhören*. Psychiatrie-Verlag: Bonn.
- Romme, Marius/Escher, Sandra/Dillon, Jacqui/Corstens, Dirk/Morris, Mervyn (2009). *Living with voices. 50 stories of recovery*. Herefordshire: PPC-Books.
- Rose, Nikolas (1996). *Inventing our selves. Psychology, power, and personhood*. Cambridge [u.a.]: Cambridge University Press.
- Rosenthal, Gabriele (2005). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim und München: Juventa.

- Rosenthal, Gabriele (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Sarasin, Philipp (2005). *Michel Foucault. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Schäfer, Thomas/Völter, Bettina (2005). Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele [Hrsg.<sup>innen</sup>]. *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 161-188).
- Schuller, Marianne (1994). Zur Wahrheit der Dichtung des narrativen Interviews. Literaturwissenschaftliche Stichworte zu ‚Felix‘. In: Koller, Hans-Christoph/Kokemohr, Rainer (Hrsg.). *Lebensgeschichte als Text. Zur biographischen Artikulation problematischer Bildungsprozesse*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag. (S. 79-89).
- Schütze, Fritz (1978). *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*. Universität Bielefeld. Fakultät für Soziologie. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien. Nr. 1. Bielefeld.
- Schütze, Fritz (1981). Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, Joachim/Pfeifenberger, Arno/Stosberg, Manfred (Hrsg.). *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e.V. (S. 67 – 156).
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 3. (S. 283-293).
- Schütze, Fritz (1984). Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, Martin/Robert, Günther. (Hrsg.). *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung. (S. 78-177).
- Schwartzman, Lisa (2002). Hate speech, illocution, and social context: a critique of Judith Butler. In: *Journal of Social Philosophy*, 33, 3. (S. 421-441).
- Shergill, Sukhwinder/Murray, Robin/McGuire, Philip (1998). Auditory hallucinations: a review of psychological treatments. In: *Schizophrenia Research*, 32, 3. (S. 137-150).
- Spies, Tina (2010). *Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Bielefeld: transkript Verlag.
- Spivak, Chakravorty Gayatri (2008). Can the Subaltern speak? In: dies. *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant. (S. 17-118).
- Strathenwerth, Irene/Bock, Thomas (1998). *Stimmen hören. Botschaften aus der inneren Welt*. Hamburg: Kabel Verlag GmbH.
- Steinke, Ines (2000). Gütekriterien qualitativer Sozialforschung: In: Flick, Uwe/Kardoff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbeck: Rohwohlt. (S. 194-204).
- Talbot, Jean/Bibace, Roger/Bokhour, Barbara/Bamberg, Michael (1997). Affirmation and resistance of dominant discourses: The rhetorical construction of pregnancy. In: *Journal of Narrative and Life History*, 6. (S. 225-251). <http://www.massey.ac.nz/~alock/virtual/mbamberg.htm> [letzter Zugriff: 1.3.2012]
- Tien, A.Y. (1991). Distributions of hallucinations in the population. In: *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 26. (S. 287-292).

- Tuider, Elisabeth (2007): Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*. (Vol. 8/2). <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-6-d.htm> [letzter Zugriff: 1.3.2012]
- Viehöver, Willy (2001). Diskurse als Narrationen. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.) (2006). *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd.1. Theorien und Methoden*. Opladen: Leske+Budrich. (S. 177-206).
- Villa, Paula-Irene (2003). *Judith Butler*. Frankfurt am Main: Campus.
- Villa, Paula-Irene (2006). *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*. (3., aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Villa, Paula-Irene(2008). (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Ruth (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden und Empirie* (2. erweiterte und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS Verlag. (S. 141-151).
- Villa, Paula-Irene (2010a). Verkörperung ist immer mehr. Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper. In: Lutz, Helma/Vivar, Maria T. H./Supik, Linda (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 203-222).
- Villa, Paula-Irene (2010b). Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen. In: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.<sup>in</sup>). *Paradigmen-Methoden-Fragestellungen*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. (S. 251-274).
- Villa, Paula-Irene (2010c). Butler – Subjektivierung und sprachliche Gewalt. In: Kuch, Hermann/Herrmann, Steffen. *Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft. (S. 370-387)
- Völter, Bettina/Dausien, Bettina/Lutz, Helma/Rosenthal, Gabriele (Hrsg.<sup>innen</sup>) (2005). *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Widschwendter, Christian G./Fleischhacker, Wolfgang W. (2005) Pharmakotherapie bei Stimmenhören. In: Katschnig, Heinz/Amering, Michaela (Hrsg.<sup>innen</sup>). *Stimmenhören. Medizinische, psychologische und anthropologische Aspekte*. Facultas: Wien. (S. 116-130).
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript Verlag.

# ANHANG

## Transkriptionszeichen

(.)	Pause bis zu einer Sekunde
(3)	Anzahl der Sekunden, die eine Pause andauert
<u>wirklich</u>	betont
°ja°	sehr leise in Relation zur üblichen Laustärke des/der Sprecher/in
.	stark sinkende Intonation
;	schwach sinkende Intonation
?	stark steigende Intonation
,	schwach steigende Intonation
Viellei-	Abbruch eines Wortes
Oh=nein	Wortschleifung
Ja::	Wortdehnung (die Anzahl der Doppelpunkte entspricht der Länge der Dehnung)
(womöglich)	Unsicherheiten bei der Transkription, schwer verständliche Äußerung
( )	unverständliche Äußerung, die Breite der Klammer entspricht der Länge der Aussage
((lachend))	Kommentar zu parasprachlichen, nicht verbalen und Text-externen Ereignissen
„Schau“ ((lauter))	Der anschließende Kommentar bezieht sich auf den Text in den Anführungszeichen
@(. )@	kurzes Auflachen
@manisch@	lachend ausgesprochen
@(3)@	Anzahl der Sekunden, die das Lachen andauert
//l:mhm//	Rezeptionssignal der Interviewerin

## Abstract

Menschen, die von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden, verfügen zumeist nicht über intelligible Subjektpositionen und das symbolische Kapital, um ihren Aussagen Gewicht zu verleihen und ‚gehört‘ zu werden. Immerzu besteht die Gefahr, dass das Gesprochene als Zeichen ihrer ‚Krankheit‘, interpretiert wird. Besonders betrifft das ‚Krankheiten‘, wie ‚Schizophrenie‘, die nachwievor mit dem Mythos beladen sind, unberechenbar und unheilbar zu sein, und als ‚Inbegriff des Wahnsinns‘ zu gelten. Hören Menschen Stimmen, werden sie nach dem hegemonialen biomedizinischen Diskurs zumeist als ‚schizophren‘ diagnostiziert. Das ‚Hearing Voices Movement‘, welches Ende der 80iger Jahre in Holland entstand, spricht im Zusammenhang von Menschen, die Stimmen hören, von sogenannten ‚StimmenhörerInnen‘. Dieser Diskurs betrachtet Stimmenhören nicht primär als pathologisch und fördert Empowerment- und Recoveryprozesse von ‚StimmenhörerInnen‘, damit diese ‚lernen‘ mit den (oftmals beeinträchtigenden) Stimmen umzugehen.

In dieser Arbeit habe ich narrative Selbstdarstellungen von Menschen, die Stimmen hören und von der Dominanzgesellschaft pathologisiert werden, analysiert. Besonders fokussierte ich mich dabei auf Menschen, die als ‚StimmenhörerInnen‘ im ‚Hearing Voices Movement‘ Öffentlichkeits- und Entstigmatisierungsarbeit leisten. Diese Menschen betrachte ich als besonders verwickelt und konfrontiert mit Pathologisierung-, Normalitäts- und Empowermentdiskursen. Ich verorte sie in einem Spannungsverhältnis, einerseits als ‚Experten, bzw. ‚experts of experience‘ zum Stimmenhören (öffentlich) auftreten zu müssen, andererseits aber auch ständig mit normativen Erwartungen und Bezeichnungspraktiken hegemonialer pathologisierender Diskurse konfrontiert zu sein.

Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit richtet sich primär auf die subjektkonstituierende Wirkung von Diskursen, und wie sich die ‚angerufenen‘ Subjekte mit den Bezeichnungspraktiken von (hegemonialen) Diskursen artikulieren, d.h. ob sie die Anrufungen annehmen oder unterlaufen, auf welche Art und Weise sie in Subjektpositionen investieren und welche Identitäten sie sich konstruieren. Zunächst habe ich mir für die Analyse ein heuristisches Instrument und Interpretationshandwerkzeug erarbeitet. Ich verknüpfte die Diskurstheorie Foucaults, mit einer kulturwissenschaftlich geprägten Subjekttheorie, mit dem Verweis auf Michel Foucault, Judith Butler und Stuart Hall. Schließlich widmete ich mich auch noch der Elaborierung einer kritisch-reflexiven Biographieforschung und verschränkte die Diskurs- und Subjekttheorie mit dem Biographiekonzept.

Die Analyse der zwei narrativen Interviews dokumentierte die Relevanz von normativen Erwartungshaltungen des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören. Meine InterviewpartnerInnen sind dem ständigen Legitimierungsdruck ausgesetzt waren, zu begründen, dass sie nicht ‚schizophren‘ sind. Um als ExpertInnen anerkannt zu werden, lehnen meine

InterviewpartnerInnen die Praktiken des hegemonialen Diskurses sehr stark ab (z.B. Medikamenteneinnahme) und investieren somit nicht in die Subjektposition ‚psychiatrische/r Patient/in‘ des hegemonialen Diskurses zum Stimmenhören. Die Subjektposition ‚StimmenhörerIn‘ stellt zwar innerhalb des ‚Hearing Voices Movement‘ eine intelligible Subjektposition dar, von der Dominanzgesellschaft werden die Aussagen sogenannter ‚StimmenhörerInnen‘ jedoch noch immer als Zeichen ihrer ‚Krankheit‘ interpretiert. Ambivalent ist, dass meine InterviewpartnerInnen, um gehört zu werden und eine kohärente Selbstdarstellung konstruieren zu können, auf einer latenten Art und Weise den hegemonialen Diskurs reproduzieren, indem sie Bezeichnungspraktiken desselben verwenden, z.B. werden bestimmte Lebensphasen im Nachhinein mit psychiatrisch-psychologischen Termini kategorisiert, weil das damalige Verhalten nicht anders erklärt werden kann. Ferner zeigt sich in der Selbstdarstellung eines ‚empowerten‘, ‚therapierten‘, ‚recoverten‘ Selbst die Ambivalenz, dass man den hegemonialen Diskurs reproduziert, indem man sich in seiner ‚Geschichte‘ von einem ‚leidenden und kranken‘ vergangenen Selbst abgrenzen muss (Illouz, 2009).

In my project I focused on the aspect of subject-constitution of people, who hear voices, and who are considered to be located in a muddle of hegemonic discourses of disease and normalization. According to the hegemonic discourse, voice hearing is considered to be pathologic and is associated with ‚schizophrenia‘. However, the alternative discourse of the ‚Hearing Voices Movements‘ considers voice hearing not coercively a pathological disease, and terms people, who hear voices, as ‚voice hearers‘. I concentrated on the following questions: How does subject constitution take place for people, who are pathologicalized as ‚schizophrenic‘, but identify themselves with the subject-position ‚voice hearer‘? To which discourses are they referring to in their self-descriptions and to what extent does the possibility of resistance exist against hegemonic discourses and their labeling practices? In my empirical project I deconstructed narrative self-descriptions of people hearing voices. Therefore I elaborated a heuristic frame, referring to Michel Foucault’s discourse theory, Judith Butler’s theory of subject and Stuart Hall’s concept of ‚articulation‘. With this instrument I analyzed practices of resistance/opposition against and reproduction of discourses in biographical interviews. My interviewees identified themselves with the subject-position ‚voice hearer‘, and invest in this position by doing subversive public relations to end stigmatization of people, who hear voices. In order to produce self-descriptions of a coherent, ‚empowered‘, ‚recovered‘ self and to be considered as ‚experts of experience‘, my interviewees paradoxically are forced to reproduce the hegemonic discourse (Illouz, 2009). My interviewees used expressions of the hegemonic schizophrenia discourse to explain themselves, although they positioned themselves against the hegemonic discourse.

## Lebenslauf

Geburtsdatum: 29.11.1984  
Geburtsort: St. Veit/Glan

### Schule

1991 – 1995 Volksschule in Ebene Reichenau  
1995 – 1999 Hauptschule in Patergassen  
1999 – 2004 Höhere technische Lehranstalt für EDV und Organisation mit Ausbildungsschwerpunkt: Kommerzielle Datenverarbeitung in Villach

### Studium

2004 bis dato Studium der Psychologie an der Universität Wien  
2004 – 2005 Studium der Pflegewissenschaften an der Universität Wien  
2009 Leistungsstipendium nach Studienförderungsgesetz der Universität Wien  
06/2011 Vortrag auf der ISTP-Konferenz „Doing Psychology under new conditions“ in Thessaloniki/Griechenland.  
Titel des Papers:  
Hearing Voices: The Constitution of the Subject within the Muddle of Hegemonic Discourses of Disease and Normalization. A theoretical entanglement approach of biography and discourse analysis.

### Berufliche Tätigkeiten

2004 – 2007 jeweils 6-wöchige Anstellung im Sommer als Betreuerin für Menschen mit intellektuellen und körperlichen Behinderungen in der Lebensgemeinschaft e.V. in Sassen / Deutschland  
03/2008 – 06/2008 psychologisches Praktikum beim Verein alternativer Beschäftigungsmöglichkeiten (VAB) in Wien - Berufsrehabilitative Einrichtung für ‚psychisch kranke Menschen‘  
07/2008 – dato Anstellung als Betreuerin im Verein alternativer Beschäftigungsmöglichkeiten (VAB) in Wien